S. F. Platonov †.

Ein Nachruf von **Otto Hoetzsch.**

Mit dem Hauptteil seiner Selbstbiographie.

I.

„Am 10. Januar d. J. starb in Samara Sergej Fedorovič Platonov, wovon die Familie des Verstorbenen Freunde und Bekannte in Kenntnis setzt“, mit dieser Anzeige in der Leningrader „Krasnaja Gazeta“ erhielt die Geschichtswissenschaft Nachricht davon, daß einer der wirklich großen russischen Historiker (sogenannter bürgerlicher Richtung) ihr entrissen worden sei und daß dieses Leben unter schweren Entbehrungen und Leiden in der Verschickung, ferne von den Büchern und der Möglichkeit wissenschaftlicher Arbeit, zu Ende gegangen sei.

Die ZoG veröffentlicht jetzt mit ihrem Nachruf zugleich zum größten Teil die Selbstbiographie Platonovs, die er für die „Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ (Verlag von F. Meiner) 1926 geschrieben hatte. Sie konnte dort nicht erscheinen, weil das Unternehmen aufgegeben wurde. Auch abgesehen vom menschlichen Interesse an dieser Selbstbiographie, wird sie der Leser gerne als einen Beitrag zur Geschichte der russischen Geschichtswissenschaft selbst annehmen.

II.

Aus Platonovs Selbstbiographie.

1.

„Ich bin geboren am 16. Juni a. St. 1860 in der ukrainischen Stadt Černigov, wo mein Vater Druckereitechniker im Staatsdienst war. Dieser Dienst war es auch gewesen, der meinen Vater in die entlegene Provinzstadt geführt hatte. Sowohl er selber wie auch meine Mutter waren alteingesessene Moskauer, und auch alle unsere Verwandten lebten dort. Die Familienüberlieferung besagt, daß unsere Vorfahren Bauern im Kreise Peremyšl' (unweit der Stadt Kaluga) waren und daß nur von seiten meiner Mutter irgendein südländisches (moldauisches?) Element unserem

großrussischen Blut beigemischt wurde, und zwar durch eine für mich sagenhafte „Großmutter", die Pfeife rauchte und nichtrussische Lieder sang. Diese fremdrassige Zufälligkeit hat es nicht im geringsten vermocht, die großrussische Atmosphäre, in der ich aufgewachsen und erzogen worden bin, zu trüben, und ich kann mich deshalb mit vollem Recht als einen reinrassigen Vertreter des Moskauer Zweiges des großrussischen Stammes bezeichnen. Nicht allein die Abstammung, sondern auch eine bewußte treue Anhänglichkeit an Moskau mit seinen Heiligtümern, seiner Geschichte und seinen spezifischen Lebensformen, machte meine Eltern und durch sie auch mich zu großrussischen Patrioten. Wenn ich als Kind einmal nach Moskau in das Häuschen meines Großvaters am Nordrande der Stadt kam, so fühlte ich mich ganz wie in der Heimat, obwohl mein ständiger Wohnsitz nicht dort, sondern in Petersburg war, wohin mein Vater 1869 versetzt wurde.

In Petersburg besuchte und absolvierte ich das Gymnasium (1870—1878) und dann die historisch-philologische Fakultät der Universität (1878—1882). In meiner Kindheit und im Jünglingsalter stand ich stark unter dem Einfluß meines Vaters, dessen Andenken ich hoch in Ehren halte. Er war ein kluger, begabter und humaner Mensch, der geistig und sittlich über seiner Umgebung stand. Er erweckte in mir die Liebe zum Lesen und vermittelte mir die ersten Geschichts- und Literaturkenntnisse. Ich war acht oder neun Jahre alt, als ich begann, Puškin und Karamzin zu lesen, und ich hörte es sehr gern, wenn mein Vater aus seiner Jugend erzählte, die er in ständiger Fühlung mit den studentischen Kreisen Moskaus verbracht hatte. In meinem siebzehnten Lebensjahr erkrankte ich an einem schweren Typhus, und diese Krankheit bildete einen Wendepunkt in meinem geistigen Leben. Bis dahin war ich ein fröhlicher, sorgloser Knabe gewesen; nach der Krankheit begann ein ernstes geistiges Leben. Ich schloß neue Bekanntschaften, neue Einflüsse machten sich geltend. Vor der Krankheit hatte ich nicht das Bedürfnis, vorwärts zu schauen und meinen weiteren Weg zu bestimmen; nun aber stand wie ein wegweisender Leuchtturm die Universität vor mir.

Vor Beginn der Universitätsstudien ging mein Streben danach, auf philosophischer Grundlage eine literarische Bildung zu erlangen. Mich zogen die literaturgeschichtlichen Vorlesungen an, doch um diese war es damals in Petersburg nicht glänzend bestellt. Weder Orest Miller noch Suchomlinov, noch Nezelenov, welche russische Literatur-

geschichte lasen, konnten mich begeistern, und Alexander Veselovskij war mir damals mit seiner historischen Poetik unverständlich. Dafür aber interessierten mich die Historiker und Juristen sowohl durch persönliches Talent, als auch durch den Gegenstand ihrer Vorlesungen gleich von Anfang an außerordentlich stark. Den größten Einfluß übte auf mich der Professor für russische Geschichte K. N. Bestužev-Rjumin aus. Ich erinnere mich noch lebhaft seiner schmalen, zerbrechlichen Gestalt mit dem charakteristischen Gesicht von dunkler Hautfarbe und semitischem Typus, umrahmt von langen ergrauten Locken. Er war kein Redner; er „las" nicht, er unterhielt sich einfach mit den Hörern, ohne sich um die Form seines Vortrages zu kümmern. Ein Mann von umfassender Bildung, auf allen geistesgeschichtlichen Gebieten zu Hause, hervorragender Kenner seines Faches führte er die Hörer leicht zu den Höhen abstrakten Denkens hinauf und machte sie mit den Feinheiten der wissenschaftlichen Kontroversen vertraut. Wir fühlten uns in der uns neuen Welt der russischen Historiographie wie innerhalb einer festgeschlossenen wissenschaftlichen Gemeinschaft, wo alle Forscher nur den gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen und dem Streben nach völkischer Selbsterkenntnis lebten. Die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der heimatlichen Geschichte erschien uns wie vom Glorienschein eines geistigen Heldentums umstrahlt und versprach höchste seelische Befriedigung. Die schnellen, angeregten geistsprühenden Reden Bestuževs umwehten uns mit einer Art wissenschaftlicher Arbeitspoesie. Sein ganzer Kursus war so aufgebaut, daß er nicht so sehr die historischen Tatsachen selbst, wie vielmehr die Geschichte ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung, die Fortschritte und Errungenschaften wissenschaftlichen Fleißes und Scharfsinnes darlegte. In den ersten zwei Jahren meines Studiums an der philologischen Fakultät konnte sich, was den Einfluß auf die Hörerschaft anbetrifft, niemand mit Bestužev messen.

Die Trockenheit des Fakultätsunterrichts veranlaßte mich, in den Hörsälen der juristischen Fakultät geistige Anregung zu suchen, wo ich mit dem größten Genuß die Vorlesungen von A. D. Gradovskij und V. I. Sergěevič hörte. Gradovskij las russisches und ausländisches Staatsrecht. Er war ein kluger und feiner Dozent, der mit viel Geschick die in der damaligen Epoche politischer Reaktion gefährlichen politischen Themata in eine passende Form zu bringen wußte. Sein freies Wort und seine Unabhängigkeit von der damaligen strengen Zensur gefielen den

Hörern außerordentlich, und ebenso entzückte sie der bissige Witz des Vortragenden. Es war, als ob die Hörer ihre alltägliche Umgebung verloren und in eine freie Welt des Denkens und der Kritik versetzt würden, wo die politische und soziale Wirklichkeit Rußlands und des europäischen Westens eine unfehlbare Einschätzung erfuhr. In den Vorlesungen Gradovskijs formten sich zum erstenmal meine Vorstellungen von Staat und Gesellschaft, von den Zielen des Staates, von den Wechselbeziehungen zwischen Staat und Einzelpersönlichkeit und von dem Segen der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit. Dem „Liberalen" Gradovskij verdanke ich übrigens die Hartnäckigkeit, mit der ich mein Leben lang jedem Partei- und Gruppenwesen entgegengetreten bin, indem ich aufs eifrigste das Recht jeder Einzelpersönlichkeit verteidigte, ihre Kräfte und Fähigkeit dem inneren Drange gemäß zu verwerten. Der starke Einfluß, den die Vorlesungen Gradovskijs auf meine Seele ausübten, veranlaßt mich, ihn als meinen Lehrer in des Wortes bester Bedeutung anzuerkennen.

Einen anderen Charakter trugen Sergěevičs Vorlesungen über russische Rechtsgeschichte. Sie waren von höchster Eleganz und auch der Dozent selber war ebenso schön, schmuck und elegant. Er sprach ausgezeichnet. Jeder klangvolle und flüssige Satz enthielt einen klaren und präzisen Gedanken, verblüffte durch die Schärfe der Analyse bei der Besprechung alter Dokumente und bei der Charakteristik alter Rechtsbezeichnungen. Die scharfe Logik des Vortragenden zwang die Hörer in ihren Bann und hinderte sie daran, die schroffe Gradlinigkeit der Schlußfolgerung und die Vernachlässigung der historischen Perspektive im Interesse einer größeren schematischen und juristisch-konstruktiven Klarheit zu bemerken. Sergěevič liebte das Schema und kannte die Urkunden; das alte russische Leben aber scheint er mir nur wenig gekannt und verstanden zu haben, da er mit dem heutigen Volksleben zu wenig bekannt war.

Der Einfluß, den er auf meinen Verstand ausübte, war anderer Art, als der von Bestužev und Gradovskij. In dem Unterricht der beiden letztern trat das moralische Element stark hervor. Sie wirkten in entgegengesetzter Richtung. Gradovskij war ein unverkennbarer „Westler", während Bestužev den „Slavophilen" nahe stand; doch verstanden es beide, sich der Herzen und des Gewissens der Hörer zu bemächtigen; sie weckten ihre Seele und zwangen sie, nach Idealen und moralischen Grundsätzen zu suchen. Bei Sergě-

evič dagegen hätte man das Vortragen selbst lernen mögen; er hatte aber nichts Erzieherisches und moralisch Leitendes an sich — nur technische Vollendung, Schönheit des Stils und der Methode.

Diesen Professoren verdanke ich, daß ich Historiker geworden bin. Die jugendlichen Träume von einer philosophisch-literarischen Bildung und von dichterischem Schaffen, die früher gelegentlich in meiner Seele aufgetaucht waren, hatten einer Neigung zum Studium der russischen Geschichte Platz gemacht. Als ich dann zu Anfang meines dritten Studienjahres dem Dekan mein „Spezialfach" anzugeben hatte, nannte ich russische Geschichte als solches.

Eine der wichtigsten Stellen innerhalb der für die Gruppe der Geschichte bestimmten Kollegien nahmen die beiden Kurse der mittleren Geschichte (ein allgemeiner und ein „spezieller") von V. G. Vasil'evskij ein. Mit den tiefsten Gefühlen der Liebe und Verehrung gedenke ich dieses ausgezeichneten Gelehrten und prächtigen Menschen! Von allen meinen Universitätslehrern ist er, als eine Autorität auf dem Gebiet der byzantinischen Geschichte, der westeuropäischen Gelehrtenwelt am besten bekannt, und darum erlaube ich mir, als sein Schüler, Mitarbeiter und späterhin jüngerer Fakultätskollege, etwas länger bei seiner Charakteristik zu verweilen. Vasil'evskij las für alle Hörer der Fakultät einen allgemeinen Kursus der mittelalterlichen Geschichte, dessen Hauptinhalt gewöhnlich der Untergang des Römischen Reiches und die Entstehung der Barbarenstaaten bildeten. Außerdem hielt er für die Historiker besondere Kurse ab, die man „russisch-byzantinische Fragmente" (der Titel eines der Hauptwerke Vasil'evskijs) nennen könnte. In diesen Vorlesungen machte uns der Professor mit den Ergebnissen seiner Spezialforschungen, mit den Texten, an denen er arbeitete und mit den von ihm angewendeten Forschungsmethoden bekannt. Daneben veranlaßte er alle, die Lust dazu hatten, zum Schreiben von Referaten und analysierte aufmerksam die eingereichten Arbeiten. Auf den ersten Blick hatte Vasil'evskij nichts Bemerkenswertes an sich. Ziemlich klein von Wuchs, von großrussischem Typus, mit einem gutmütigen, lächelnden Gesicht, lockigem Kopf und dichtem Bart, etwas verlegen, nachlässig gekleidet, konnte er gleich von vornherein gefallen, versprach aber auf den ersten Blick nicht viel. Auf dem Katheder hielt er sich einfach und bescheiden, sprach wenig fließend, suchte nach Worten und Ausdrücken. Man brauchte einige Zeit, um sich an seine Vortragsweise zu gewöhnen: doch gewöhnte man sich erstaunlich schnell daran

und hörte ihn gern. Alle fühlten, daß sie es hier mit einem klugen und talentvollen Menschen zu tun hatten. Der Reiz seiner Persönlichkeit machte sich schnell bei allen einigermaßen feinfühlenden Menschen bemerkbar. Die etwas unbeholfen vorgetragenen Vorlesungen erwiesen sich bald nicht nur als inhaltsreich, sondern auch als schön, klar und straff im Aufbau. Sie gaben stets ein anschauliches Zeitbild, sowie vorzügliche Personencharakteristiken, und bildeten auch eine gute Einführung in die Historiographie, indem sie mit den gelehrten Kämpfen und mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Erkenntnis bekannt machten. Neben den stets lebhaften und geistsprühenden Vorlesungen Bestuževs fiel das stetig und gleichmäßig leuchtende Talent Vasil'evskijs ab.

Eine ganz besondere Freude hatten wir an Vasil'evskij im Seminar, wo er sich inmitten der verhältnismäßig kleinen Gruppe heranwachsender Historiker ganz ungezwungen gab, von keiner großen Zuhörerschar geniert und nicht an die Form von Vorlesungen gebunden. Nachdem er auf das Katheder einen Haufen von Büchern, die von Hause mitgebracht oder aus der Universitätsbibliothek entliehen waren, aufgetürmt hatte, begann er ein Gespräch über irgendeine Episode der byzantinisch-gotischen oder byzantinisch-russischen Beziehungen, indem er uns unmittelbar dem Text der Quellen gegenüberstellte und uns veranschaulichte, wie aus diesem Text historische Schlußfolgerungen zu ziehen seien, die oft von wesentlicher Bedeutung und hervorragendem Interesse waren. Wir wurden unmittelbar in den Prozeß des wissenschaftlichen Forschens und Schaffens hineingezogen und begannen den hohen Reiz erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit zu begreifen. Und in welch freundlicher Art geschah dies bei Vasil'evskij! Das gütige Lächeln, die harmlosen, taktvollen Scherze, die ganze wohlwollend und überaus einfache Art der ihn umgebenden Jugend gegenüber — alle diese Eigenschaften des Professors bezauberten uns geradezu. Dabei sahen wir an unserem Professor nichts Triviales, keinerlei Popularitätssucht; im Gegenteil, mit jedem Tage wurde es uns klarer, daß wir es hier mit einem großen Talent und mit einem ganzen Charakter zu tun hatten. Am Schluß des ersten Jahres unserer Bekanntschaft mit Vasil'evskij standen für uns sein Lehrfach — mittelalterliche Geschichte — und er selber zweifellos an erster Stelle und die Vorarbeit zu seinem Examen bildete damals unsere wichtigste Sorge. Vasil'evskijs Prüfungsforderungen waren äußerst vernünftig. Er forderte von uns außer der Kenntnis seiner Vor-

lesungen, noch die Lektüre einiger historischer Geschichtswerke (Guizot, Thiery, Granovskij). Er prüfte wohlwollend, aber ausführlich.

In Vasil'evskijs Seminar schrieb ich meine erste wissenschaftliche Arbeit über ein Thema, das er mir im Zusammenhang mit seinem Spezialkursus vorgeschlagen hatte: „Über den Wohnsitz der Goten-Tetraxiten". Vasil'evskij suchte diesen Wohnsitz „etwas oberhalb von Anapa und näher zur Meerenge von Kertsch". Ich wagte es dagegen, sie direkt auf der Halbinsel Tamań anzusiedeln. Meine Darstellung begründete ich mit Zitaten aus Prokopius von Caesarea und aus den „Geographi graeci minores" und fügte dem Text eine selbstgefertigte Karte der Krim und der Halbinsel Tamań bei. Der Analyse meiner Arbeit widmete Vasil'evskij eine ganze Stunde seines Seminars und äußerte sich im allgemeinen wohlwollend. Dies war meine erste Bekanntschaft mit Vasil'evskij, die den Anfang meiner langjährigen nahen Beziehungen zu dem unvergeßlichen Lehrer bildete.

Gleichzeitig mit dieser Arbeit bei Vasil'evskij arbeitete ich an einem Thema, das mir Bestužev für die Dissertation zur Erlangung des ersten gelehrten Grades eines „Kandidaten", mit dem damals die besonders tüchtigen Studierenden die Fakultät absolvierten, gegeben hatte. So viel Vasil'evskij seinen Schülern an wissenschaftlicher Technik und Methode zu geben vermochte, so kühl war Bestužev, was Führung und Anleitung anbelangt. Er beschränkte sich darauf, den Studenten ein Thema zu geben, bzw. das von diesem gewählte gutzuheißen: dann überließ er es dem Studenten, aus eigener Kraft mit der Auswahl der Hilfsmittel und mit der Bearbeitung des gesammelten Materials fertig zu werden. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieses Verhalten dem Schüler gegenüber auf einem durchdachten System oder einfach auf einem Mangel jeglichen Systems beruhte. Ich sah mich denn auch in dieser Lage eines seinem Schicksale Überlassenen, nachdem Bestužev meinem Thema „Die Moskauer Landessobore des 16. und 17. Jahrhunderts" zugestimmt hatte. Seit dem Ausgang des Jahres 1880 sammelte ich — tastenderweise, kann man sagen — Quellen zur Geschichte der Moskauer Landessobore und schrieb meine Arbeit ohne jegliche fremde Hilfe. Die Arbeit wurde recht umfangreich und befriedigte Bestužev anscheinend vollkommen; doch lag sie seinen Anschauungen gänzlich fern und zeigte in nichts seinen wissenschaftlichen Einfluß. Bestužev vermerkte denn auch diesen Umstand, als er mir den Vorschlag machte, nach

Beendigung des Fakultätskursus an der Universität zu bleiben, um mich für die akademische Laufbahn vorzubereiten: er sagte mir damals: „Ich sehe, Sie sind mehr ein Schüler Sergěevičs.“ Darin irrte er: in der letzten Zeit meines Universitätsstudiums war ich gleichermaßen von der Ideologie Bestuževs, wie auch von dem schematischen Aufbau Sergěevičs abgerückt. Was Technik und Methode anbetraf, folgte ich in allem Vasiľevskij; in der Auffassung des Sinnes und Inhaltes des russischen historischen Prozesses aber stand ich unter dem Einfluß der Vorlesungen von V. O. Ključevskij.

Ključevskij ist als Gelehrter um 1881—1882 herum plötzlich berühmt geworden. In diesen Jahren hatte er den Lehrstuhl für russische Geschichte an der Moskauer Universität erhalten und seine Doktordissertation über „Die Bojarenduma im alten Rußland“ veröffentlicht. Die Moskauer Studenten waren von seinen überragenden Fähigkeiten begeistert und verbreiteten überall lithographische Ausgaben seiner Vorlesungen. Diese Ausgaben gelangten auch nach Petersburg. Sowohl sein „Kursus“ als auch seine „Bojarenduma“ rissen mich ganz hin. Es gefiel mir darin nicht so sehr die Neigung des Verfassers zur „wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtungsweise“ bei der Erklärung der historischen Erscheinungen, wie vielmehr die Großzügigkeit und Vielseitigkeit in der Auffassung der letzteren und die — wie mir damals schien — vollständige Unabhängigkeit von dem damals herrschenden „System der russischen Geschichte“ der Schule von S. M. Solověv und K. D. Kavelin. Ganz zu schweigen von der geistreichen und schönen Sprache, von der auf jeder Seite fühlbaren gründlichen Kenntnis des großrussischen Lebens und dem lebendigen volkstümlichen Element in künstlerischer Wiedergabe. Um Bestuževs unrichtiges Urteil zu korrigieren und zugleich seine gewöhnliche Methode — den Gelehrten nach seinen Lehrern zu bestimmen — zu benutzen, könnte ich von mir sagen, daß ich zuerst bei Bestužev und Gradovskij, dann aber bei Vasiľevskij und Ključevskij gelernt habe. Sergeevič kann ich nicht als meinen Lehrer betrachten: ich genoß und bewunderte ihn als Dozent, hielt mich aber immer abseits von ihm.

2.

Im Frühjahr 1882 schloß ich mein Universitätsstudium ab und da meine große Arbeit über die Landessobore bereits fertiggestellt und angenommen war, erhielt ich gleich den „gelehrten“ Grad eines Kandidaten und wurde an der

Universität belassen. Dies letztere bedeutete aber keine materielle Sicherstellung und ich war gezwungen, mich nach einem Verdienst umzusehen. Sieben Jahre (1882—1889) war ich an höheren Schulen als Lehrer der russischen Sprache und Geschichte mit einer bedeutenden Anzahl (nicht unter 20) Wochenstunden tätig. Gleichzeitig mußte ich mich auf die mündliche Prüfung zur Erlangung des zweiten gelehrten Grades eines „Magisters" vorbereiten und die hierzu erforderliche Dissertation ausarbeiten. Die Schwierigkeit meiner Lage wurde dadurch erhöht, daß Bestužev infolge einer schweren Krankheit gezwungen war, seine Lehrtätigkeit aufzugeben und zur Kur nach Italien reiste. Seine Vorlesungen wurden zwischen den wenig zahlreichen Spezialisten für russische Geschichte verteilt. In der Universität vertrat Zamyslovskij Bestuževs Stelle; an den Höheren Frauenkursen (der Hochschule für Frauen) übernahmen die jüngeren Kräfte, die Bestužev an der Universität belassen hatte, den Unterricht. U. a. wurde auch mir ein Teil des Kursus der russischen Geschichte, nämlich die Geschichte des 17. Jahrhunderts, übergeben. Am 3. Oktober 1883 hielt ich, 23 Jahre alt, meine erste Vorlesung und begann bald darauf mit Seminarübungen einer Gruppe von gleichaltrigen, zum Teil sogar älteren Studentinnen.

Der Versuch gelang, ich kam in den Ruf eines fähigen Dozenten und erhielt 1886 den Lehrstuhl für russische Geschichte am Aleksandrov-(Puškin)-Lyzeum, wo ich Vorlesungen über neuere russische Geschichte hielt. Das waren schwere Jahre für mich: die Vorbereitungen zu den Vorlesungen, der körperlich anstrengende Unterricht an der höheren Schule, die wissenschaftliche Arbeit an der Dissertation, eine ausgebreitete Lektüre für die bevorstehende mündliche Prüfung — all das erforderte eine außerordentliche Anspannung meiner Kräfte. 1885 bestand ich die Magisterprüfung; 1887 begann ich in dem „Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija" mit der Veröffentlichung meiner Dissertation „Die altrussischen Berichte und Erzählungen über die Zeit der Wirren des 16. Jahrhunderts als historische Quelle"; 1888 verteidigte ich diese Dissertation mit Erfolg in einem öffentlichen Disput an der Petersburger Universität, erhielt den Magistergrad für russische Geschichte und wurde Privatdozent der Petersburger Universität.

Ende 1889 erkrankte E. E. Zamyslovskij hoffnungslos, und der Lehrstuhl an der Universität wurde frei. Die Fakultät wollte keinen Professor von auswärts berufen und beauf-

tragte mich mit dem Unterricht. Das war ursprünglich ein zeitweiliger Lehrauftrag, da ich ohne den höchsten Gelehrtengrad eines „Doktors" zu besitzen, kein Anrecht auf eine Professur hatte. Im Herbst 1890 wurde jedoch die Schwierigkeit behoben; auf ein Gesuch der Fakultät hin ernannte mich das Ministerium zum „stellvertretenden" a. o. Professor und ich wurde dadurch vollberechtigtes Mitglied der Fakultät. Ich vermute, daß ich das Vasil'evskij zu verdanken habe. Nachdem er mich in die Fakultät eingeführt hatte, berief er mich in die Schriftleitung des „Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija", dessen Herausgeber er war; im Sommer 1890 wurde ich sein Hilfsredakteur. Meine Lage hatte sich nun von Grund aus geändert; ich kam jetzt in Verhältnisse, die einer wissenschaftlichen Arbeit günstig waren.

Meine erste gedruckte Arbeit war ein Aufsatz „Notizen zur Geschichte der Moskauer Landes-Sobore" (1883). Es war ein Auszug aus meiner Kandidatendissertation und enthielt diejenigen meiner Betrachtungen und Schlußfolgerungen, die auf diesem Forschungsgebiet neu waren. Eine verhältnismäßig große Beachtung schenkte ich hier der Organisation der Zemstvo-Vertretung während der Zeit der Wirren, und zwar in den Jahren 1612—1613, als die mittleren Gesellschaftsklassen Moskaus eine eigene provisorische Regierung gebildet hatten und es ihnen gelungen war, die inneren Kämpfe im Reich zu unterdrücken und die Hauptstadt von der polnischen Okkupation zu befreien. Dieser historische Moment schien von hervorragender Bedeutung zu sein: nach meiner Auffassung schied er das alte Moskau mit seiner archaischen Struktur als Patrimonial-Monarchie von dem neuen Staat, der aus der Zeit der Wirren bereits mit einer anderen Kombination der politischen Beziehungen zwischen der neuen Romanov-Dynastie und den ihrer Macht bewußt gewordenen ständischen Gruppen geboren wurde. Ich wollte das Studium dieser Übergangszeit vertiefen und möglichst allseitig die Anfänge und die Entwicklung der sozialen Bewegung erforschen, die das Volksheer des Fürsten Požarskij hervorgebracht und darin zeitweilig eine stabile Regierung geschaffen hatte. Aus diesem Wunsch ergab sich auch das Thema meiner Magisterdissertation.

Doch gleich die ersten Versuche einer Bearbeitung der von mir ins Auge gefaßten sozial-historischen Probleme brachten mir eine Enttäuschung. Damals (in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts) war es unmöglich, nach den der Wissenschaft zur Verfügung stehenden Quellen die ge-

naue Zusammensetzung der Bevölkerung des mittleren Volgegebietes zu bestimmen. Auch die Entwicklung der patriotischen Bewegung von Nižnij-Novgorod war in festen, realen, historischen Formen nicht mehr rekonstruierbar, weil die uns damals bekannten Einzelheiten mehr einer blassen, naiven, inhaltsarmen Legende glichen. Unsere Kenntnisse von Minin und Požarskij sowie ihrem ganzen politischen Unternehmen beruhten in der Hauptsache auf den ungenauen und widerspruchsvollen Quellen und Chroniken (skazanija [Berichte] und pověsti [Erzählungen]) und auf epischen Erfindungen. Man war gezwungen, nach neuem historischen Material in nicht geordneten Archiven zu suchen, eine kritische Durcharbeitung des bekannten literarhistorischen Materials, das von den Historikern ohne die nötige Vorsicht benutzt wurde, vorzunehmen. Ein junger Gelehrter war nicht imstande, diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu bewältigen und ich trat vor ihrer Größe und Schwierigkeit zurück.

Bei der Arbeit über den Quellen zur Geschichte der Zeit der Wirren lernte ich erstmalig die literarhistorischen Werke dieser Epoche kennen. Die Wirren, die von der gewaltigen Hungersnot der Jahre 1601—1603 eingeleitet, durch die Usurpatoren (Pseudodemetrius I. usw.) und ausländischen Einmischungen weiter vertieft, zu Beginn des 17. Jahrhunderts das Moskauer Reich erschütterten, hatten die Moskauer Gesellschaft in einen Zustand chronischer Bürgerkriege und vollständigen Verfalls gebracht. Bestürzt durch all die Nöte, die sie betroffen, hatten die Moskoviter jener Zeit der Wirren eine Menge Schriften gewidmet, in denen sie entweder die ungewöhnlichen Ereignisse beschrieben, oder Betrachtungen über deren Ursachen und Bedeutung anstellten. Einiges davon war bereits ganz oder teilweise veröffentlicht worden. Besonders Karamzin interessierte sich für diese Schriften und zitierte sie gern in seiner „Geschichte des Russischen Reiches“. Im großen Ganzen aber war der Kreis der zeitgenössischen Werke über die Wirren noch nicht erforscht; kritische Ausgaben gab es nicht. Dabei waren diese Werke als Quellen zur Geschichte der Zeit der Wirren von sehr wesentlicher Bedeutung. Sie vermittelten nicht nur das Tatsachenmaterial, sondern spiegelten auch die Stimmung der sozialen Gruppen wieder. In ihrer Gesamtheit bildeten sie eine sehr beachtliche literarische Erscheinung jener Zeit. Nachdem ich mein ursprüngliches Thema fallen gelassen hatte, beschloß ich, mir das Studium dieser Werke zur Aufgabe zu machen. So entstand meine erste wissenschaftliche Dissertation.

Die Hauptschwierigkeit bildete zu Beginn der Arbeit das Studium der unedierten Texte, die sich handschriftlich in verschiedenen haupt- und provinzstädtischen Archiven und Bibliotheken befanden. Nachdem ich aus gedruckt vorliegenden Handschriftenkatalogen die nötigen Angaben gesammelt hatte, fuhr ich, um diese Manuskripte kennen zu lernen, nach Moskau und in einige Klöster, die alte Handschriften besaßen. Natürlich hätte ich das aus eigenen Kräften und Mitteln nicht machen können, wären mir nicht die Universität und die Archäographische Kommission zu Hilfe gekommen. Die Universität ermöglichte mir eine Reise nach Moskau und in das Troice-Sergievskij-Kloster, die Kommission aber verschrieb mir aus der Provinz — auf Grund eines ihr damals zustehenden Rechtes — die nötigen Handschriften und stellte sie mir für meine Arbeiten zur Verfügung. Nur ihrer Hilfe und Unterstützung habe ich das glückliche Zustandekommen meiner Arbeit zu verdanken.[1]

Nur dank ihrer Hilfe konnte sich meine Untersuchung auf mehr als 60 russische Schriftwerke über die Zeit der Wirren erstrecken, die von mir nach ungefähr 150 Handschriften untersucht wurden. Es stand mir eine große Anzahl unveröffentlichter und gänzlich unbekannter Texte zu Gebote, die meinem Buch Inhalt und Interesse verliehen. Bestrebt, diese Texte als Historiker auszuwerten, hatte ich deren literarhistorischen Seite wenig Beachtung geschenkt und ließ dieselbe ohne genügende Beleuchtung. Mein Buch fand bei der gelehrten Kritik eine wohlwollende Auf-

---

[1] Der gelehrte Sekretär der Kommission L. N. Majkov hatte es, nachdem er mit meinen Arbeiten bekannt geworden war, für möglich befunden, auf sie das Recht der Kommission anzuwenden — die erforderlichen Handschriften aus den Archiven und Bibliotheken nach Petersburg kommen zu lassen. Seitdem hatte ich die Möglichkeit, in den Räumen der Kommission zu arbeiten, wohin ich nun das für mein Thema erforderliche handschriftliche Material aus den entlegensten Winkeln der Provinz heranziehen konnte, in die ich selber niemals gekommen wäre. Auf diese Weise wurde u. a. aus einem Winkelkloster das Unikum „Die Chronik des D'jakon Ivan Timofeev" herbeigeschafft. Diese Chronik, damals noch niemandem bekannt, von Stroev nur ganz nebenbei vermerkt, stellt jetzt, nachdem sie herausgegeben ist, eines der allerbemerkenswertesten Denkmäler des Schrifttums des 16. Jahrhunderts dar. Man versteht das Gefühl der Dankbarkeit, das ich der Kommission gegenüber hege und die Befriedigung, mit der ich — nunmehr Vorsitzender der Kommission — an deren Umzug in die herrlichen neuen Räume teilnehme, die ihr von der Russischen Akademie der Wissenschaften in einem ihrer besten Häuser zur Verfügung gestellt wurden. Seit der Auflösung des Ministeriums für Volksaufklärung ist die Kommission der Akademie der Wissenschaften unterstellt worden.

nahme; doch standen meine Kritiker auf demselben Standpunkt, wie auch der Verfasser selber, und sahen in ihm lediglich einen Versuch auf dem Gebiet der „kritischen Quellenuntersuchung“. Nur der bekannte Slavist Lamanskij wies mir gegenüber in seiner mündlichen Besprechung darauf hin, daß mein Buch eine wesentliche Lücke in der Geschichte des Moskauer literarischen Schrifttums ausfülle. Lamanskij meinte, die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts habe in bezug auf literarisches Schaffen als eine gänzlich unfruchtbare Periode geschienen; die von mir gefundenen und gesammelten Werke hätten jedoch gezeigt, in welcher Richtung dies Schaffen sich damals bewegte; es wäre eben die Beschreibung und Erklärung der soeben durchlebten Wirren für die Moskauer Schriftsteller vorübergehend in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Die Richtigkeit der Bemerkung Lamanskijs war bald allgemein anerkannt. In sämtlichen späteren Gesamtdarstellungen der altrussischen Literatur war nunmehr ein Abschnitt zu finden, der meinen Denkmälern als einer der wichtigsten literarischen Erscheinungen des 17. Jahrhunderts gewidmet war. So hatte mich mein historisches Thema zu Ergebnissen literarhistorischer Art geführt, wodurch ich persönlich den buchhändlerischen Erfolg meines Werkes erkläre. Es wurde bald eine bibliographische Seltenheit und machte eine zweite Auflage erforderlich — für die damalige Zeit in Rußland ein seltener Erfolg für eine spezialwissenschaftliche Dissertation.

Der große Wert der von mir gesammelten und erforschten Schriftwerke brachte die Archäographische Kommission auf den Gedanken, eine systematische Ausgabe zu veranstalten, mit deren Redaktion ich beauftragt wurde. 1891 erschien in dem XVII. Bande der von der Kommission herausgegebenen „Russischen historischen Bibliothek“ die von mir gefundenen und untersuchten Texte unter dem Titel „Denkmäler altrussischen Schrifttums, die sich auf die Zeit der Wirren beziehen“. Seit dieser Zeit wurde ich ständiger Mitarbeiter (seit 1894 ordentliches Mitglied) der Archäographischen Kommission und redigierte einige Jahre in der „Vollständigen Sammlung russischer Chroniken“ die Ausgabe der größten Moskauer offiziellen chronistischen Kompilation des 16. Jahrhunderts, der sogenannten „Nikon-Chronik“.

3.

Die Arbeit an den Quellen zur Geschichte der Zeit der Wirren nahm im ganzen etwa acht Jahre (1883—1891) in

Anspruch. Bei ihrem Abschluß war ich bereits nicht mehr an höheren Schulen tätig und konnte meine ganze Kraft dem Universitätsunterricht zuwenden. Es begann für mich eine neue Lebens- und Schaffensperiode, günstiger gestellt in materieller und wissenschaftlicher Hinsicht. Zu arbeiten hatte ich allerdings nicht weniger als in den vorhergegangenen Jahren, doch gab die Arbeit mehr innere Befriedigung. Die Tätigkeit am Gymnasium hat mich nie begeistern können, der Universität dagegen war ich gern bereit. meine ganze Kraft zu widmen. Ich las einen allgemeinen Kursus der russischen Geschichte, Kurse über einzelne Probleme und Epochen und hielt Seminarübungen ab, an denen sämtliche Studierenden der historischen Abteilung teilnehmen mußten.

Es waren darunter genug talentvolle Schüler. Aus meinem Seminar der 90er Jahre sind u. a. viele meiner jetzigen Freunde und Fachgenossen hervorgegangen: S. V. Roždestvenskij und A. E. Presnjakov, I. I. Lappo, M. A. Polievktov. Zu derselben Generation gehörte auch der früh verstorbene N. P. Pavlov-Sil'vanskij, der talentvolle Erforscher der Elemente des Feudalismus im alten Rußland. Etwas später wurden P. G. Vasenko (ein hervorragender Spezialist auf dem Gebiet der Quellenkunde) und K. V. Chilinskij meine Schüler. Unter meinen Schülern befand sich auch eine Frau — E. F. Cereteli, die ihr wissenschaftliches Interesse vor allem der Geschichte der litauischen Ruś zugewandt hatte (sie heiratete später das Akademiemitglied B. A. Turaev).

Ich will nicht verschweigen, daß meine Lehrtätigkeit an der Universität sich auf Kosten der Forschungsarbeit entwickelte. Ich hätte eigentlich gleich die Doktorarbeit in Angriff nehmen sollen, doch dazu reichte die Zeit nicht aus. Sie verging entweder in der Arbeit mit den Studenten oder in der redaktionellen Tätigkeit am „Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija", wo ich, wie bereits erwähnt, Hilfsredakteur war. Das verursachte eine gewisse innere Unbefriedigtheit, aus der ein Ausweg gefunden werden mußte. 1895 machte ich mich von der Arbeit am „Žurnal" los, bereits Anfang 1896 hatte ich die ersten Zeilen meines Werkes „S k i z z e n z u r G e s c h i c h t e d e r Z e i t d e r W i r r e n i m M o s k a u e r S t a a t i m 16. b i s 17. J a h r h u n d e r t" fertig. Dieses Buch stellt die höchste wissenschaftliche Leistung meines ganzen Lebens dar. Es brachte mir nicht nur die Doktorwürde, sondern bestimmte auch gewissermaßen meinen Platz unter den russischen Historikern.

Zu der Zeit, als sich meine wissenschaftliche Weltanschauung formte, d. h. im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, hatte sich das von der Schule Solovévs und Kavelins (der „Schule des Sippenwesens“, wie man sie nannte) vorgeschlagene Schema der russischen Geschichte bereits überlebt. Wir glaubten schon nicht mehr, daß der wesentliche, wenn nicht überhaupt der einzige Inhalt der russischen Geschichte in der organischen Ablösung des Sippen- und Blutsverbandes durch das Staatsprinzip, unter Einschaltung gewisser Übergangsformen, bestand. Außer den von der genannten Schule in den Vordergrund gerückten „juristischen“ Vorgängen suchten wir in dem altrussischen Leben nach Ideenströmungen und Kämpfen nach konkreten Beziehungen zwischen den höchsten und niedrigsten sozialen Schichten, zwischen den Herren und den beherrschten Massen, zwischen Kapital und Arbeit. Aber wir erkannten die Verdienste der Schule an und standen nach wie vor unter dem Einfluß ihrer einzelnen Schlußfolgerungen und Ansichten. Als Haupterrungenschaft der Historiographie betrachteten wir die von der Solovévschen Schule vertretene und endgültig festgelegte Anschauung, daß die sogenannte „Reform“ Peters des Großen keinen plötzlichen schroffen Umschwung bedeutete, sondern daß ihre Wurzeln vielmehr in der vorhergehenden Periode des Moskauer Staats- und Gesellschaftslebens zu suchen seien. Wir behaupteten, um mit Solovév zu reden, daß im Verlauf des 17. Jahrhunderts die neuen Bedürfnisse des Staates bereits klar erkennbar geworden sind und zu ihrer Befriedigung dieselben Mittel angewendet wurden, wie auch später im 18. Jahrhundert, in der sogenannten „Reformperiode“. Damit wurden die abstrakt verstandesmäßigen Behauptungen der Westler und Slavophilen widerlegt, daß nämlich Peter der Große persönlich eine neue Ära der russischen Geschichte eröffnet habe. Und gleichzeitig tauchte die Frage auf: wenn die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsordnung Rußlands ihren Ursprung nicht in den Reformen Peters des Großen hat — wann und wie ist sie dann entstanden? Alles deutete darauf hin, daß man statt der petrinischen Epoche die Zeit der Wirren mit ihren politischen Katastrophen und ihren sozialen Erschütterungen als den Anfang des neuen Rußlands betrachten müsse. So dachte bereits Solovév, als er sagte, daß die Zeit der Wirren den letzten Moment des Kampfes zwischen dem alten Sippen- und dem neuen Staatsprinzip darstelle, und daß von dieser Zeit an das Staatsprinzip endgültig Sieger geblieben sei. Diese Formel, so klar und bestimmt sie sich auch vom Standpunkt der

Solovevschen Schule erschien, konnte unserer Generation trotzdem keinerlei greifbare Vorstellungen vermitteln. Unsere Aufgabe war es nun, ihr einen konkreten Inhalt zu geben, an Hand der Tatsachen zu zeigen, wie die alte Ordnung in der Zeit der Wirren zugrunde ging und in welchen Formen eine neue Ordnung entstand, in deren Rahmen sich unser moderner Staat gebildet hat. Von allen akuten Fragen der russischen Historiographie mußte diese als ganz besonders wichtig gelten. Sie war es auch, die mich in meinen „Skizzen zur Geschichte der Zeit der Wirren" vor allem interessiert hat.

Meine „Skizzen" hatten einen unzweifelhaften Erfolg. Die Kritik erkannte nicht nur den Wert der historischen Beobachtungen und Deduktionen an, sondern auch literarische und sogar künstlerische Qualitäten der Darstellung.[2]

Das Buch war bald vergriffen, 1901 wurde eine zweite Auflage erforderlich. Mein wissenschaftlicher Name stand nun fest. Hierbei wirkte auch der Umstand mit, daß seit 1899 meine „Vorlesungen über russische Geschichte" in Druckform zu erscheinen begannen. Nach altem russischen Universitätsbrauch wurden die Vorlesungen der Professoren für die Examensbedürfnisse der Studenten nachgeschrieben und lithographisch vervielfältigt. Solche lithographischen Ausgaben meiner Vorlesungen gab es in einer von mir gutgeheißenen Fassung mit einem mehr oder weniger einwandfreien Text. Im Jahre 1899 faßten zwei meiner Hörer einige lithographische Ausgaben aus verschiedenen Jahren zusammen, bearbeiteten deren Text zu einem systematischen Kursus der russischen Geschichte und ließen ihn im Druck erscheinen. Das Buch wurde bald vergriffen. Es folgten neue Auflagen, in denen der Text von Fall zu Fall verbessert wurde. Von der 8. Auflage (1913) an nahm er eine genügend korrekte Form an, für die ich bereits die Verantwortung übernehmen konnte, da ich ihn selber durchredigiert hatte. Anscheinend kamen die Vorlesungen in der Art ihres Aufbaues und ihrer Darstellung einem dringenden Bedürfnis der studierenden Jugend nach einer tatsächlichen und gleichzeitig kritischen Darstellung des Gegenstandes entgegen.

---

[2] Mein Doktordisput an der Kiever Universität am 3. Oktober 1899 verlief sehr gut. Der Disput fand nicht in Petersburg statt, weil es dort für mich keine Opponenten gab — ich selber hatte ja den Lehrstuhl inne. In Kiev dagegen gab es damals drei Doktoren der russischen Geschichte: V. S. Ikonnikov, P. V. Golubovskij und V. B. Antonovič.

4.

Mit dem Erscheinen meiner „Skizzen" und mit der Erlangung der Doktorwürde begann eine neue Periode meines Lebens. 1900—1905 war ich Dekan meiner Fakultät. 1903 erhielt ich die Aufforderung, die an den Petersburger Mädchengymnasien bestehenden „Pädagogischen Kurse" in ein höheres Pädagogisches Institut umzubilden. Ich gab leicht meine Zustimmung, weil ich mir die Schwierigkeit und Kompliziertheit der Aufgabe nicht ganz klar vorstellte. Ich nahm an, daß es sich dabei um eine Art Dekanat an einer „pädagogischen Fakultät" handeln würde. In Wirklichkeit erwies es sich aber, daß ich als Direktor des „Pädagogischen Instituts" nicht nur die Lehrpläne zweier Abteilungen oder Fakultäten (einer philologischen und einer physiko-matematischen) aufzustellen und durch die bürokratischen Instanzen durchzuführen hatte, sondern auch neue Häuser bauen, Laboratorien, Kabinette und eine Bibliothek darin einrichten und für alle diese Zwecke Kredite bei den Regierungsinstanzen beschaffen mußte, die der großzügigen Initiative des an der Spitze des ganzen stehenden Großfürsten Konstantin Konstantinovič nicht immer das nötige Verständnis entgegenbrachten.

Nach einigen Jahren stand unser „Pädagogisches Institut für Frauen" bereits fest auf den Beinen als eine wohleingerichtete Institution mit zwei Fakultäten und anschließend einem Versuchs- und Mustergymnasium mit vorbereitender Klasse und Kindergarten. Die Zahl der Schülerinnen in allen Abteilungen erreichte die Zahl 1000. Wie groß die innere Kraft dieser sozialen Zelle war, kann man daraus ersehen, daß sie während des Weltkrieges aus eigener Energie und aus eigenen Mitteln, ohne geringste offizielle Unterstützungen, ein Lazarett für 70 bis 75 Mann mit Operationszimmer, Speiseanstalt und Werkstätten für Genesende unterhalten konnte. Die gesamte Lazarettarbeit wurde von den Hörerinnen, den Lehrern und dem medizinischen Personal des Instituts mit zwei von anderer Seite hinzugezogenen Ärzten verrichtet. Die Gebäude des Instituts waren so geräumig, daß das Lazarett nicht im mindesten den regelmäßigen Gang des Unterrichtes zu stören vermochte.

Dreizehn Jahre arbeitete ich an dem Institut. 1916 waren alle Termine erreicht, die mich pensionsberechtigt machten: außerdem hatte ich bereits feste Einkünfte von meinen Büchern. Ich beschloß daher, meinen Abschied zu nehmen, mich in das Privatleben zurückzuziehen und den Rest meiner Tage der Wissenschaft und den Reisen, die ich

stets geliebt hatte, zu widmen. Bis dahin hatte ich bereits, unter Benutzung der Sommerferien, Westeuropa, Konstantinopel und Griechenland besucht; auch bin ich viel in Rußland herumgereist, von den Solovki-Inseln am Weißen Meer und Archangel'sk bis nach Batum und dem Süd-Ural. Jetzt wollte ich Sibirien, in erster Linie das Altai-Gebirge besuchen, von dessen Schönheiten ich viel gehört hatte. Im Juni 1916 gab ich meinen Dienst auf und behielt nur noch einige Vorlesungen an der Universität. Mit ganz besonderem Genuß verlebte ich den Winter 1916—17 als freier Mensch, doch sollte diese Freude nicht lange dauern. Die Umwälzung von 1917 stellte mich wieder in die Reihe der Pflichtarbeiter.

In der eben beschriebenen Periode kam meine wissenschaftliche Tätigkeit in einer Reihe von Veröffentlichungen und Aufsätzen zum Ausdruck. 1909 erschien mein „Lehrbuch der russischen Geschichte für höhere Schulen". Es war ein Versuch, in einer den Schülern verständlichen Form eine wissenschaftliche und objektive Darstellung der heimatlichen Geschichte zu geben, unter Ausschaltung jeglicher Art von Legenden und patriotischer Lyrik. Das Buch hatte einen außerordentlichen Erfolg und wurde jedes Jahr neu aufgelegt. Auf Grund von Gesprächen mit verschiedenen praktischen Pädagogen nahm ich in ihm einige Textkürzungen vor und gab einen „Kurzgefaßten Kursus der russischen Geschichte" heraus, doch blieb die Nachfrage nach dem „Lehrbuch" stets höher, als die nach seiner gekürzten Ausgabe.

Obwohl das „Lehrbuch" amtlich für den Schulgebrauch zugelassen worden war, wurde es nichtsdestoweniger als ein unabhängiges und nicht immer „bequemes" Buch betrachtet. Ich vermute, daß in erster Linie das „Lehrbuch" die Ursache der mißvergnügten Äußerungen über mich in den höheren Sphären jener Zeit bildete. Diesbezügliche Gerüchte kamen mir mehr als einmal zu Ohren. Nach der Abdankung Nikolaus II. fand man 1917 in seinen Papieren eine Denkschrift über die Professoren für russische Geschichte, in der u. a. folgendes über mich zu lesen steht: „Durchaus anständig ist auch Professor Platonov, der eine kolossale Erudition besitzt, doch ist er sehr trocken und steht dem russischen Heldenkultus auf alle Fälle sehr wenig sympathisch gegenüber, natürlich kann das Studium seiner Werke weder Vaterlandsliebe, noch nationalen Stolz hervorrufen." Glücklicherweise habe ich das direkt entgegengesetzte Urteil über mich doch noch öfter zu hören bekommen!

Aus meinen eigentlich wissenschaftlichen Abhandlungen dieser Zeit möchte ich folgende hervorheben. Im Zusammenhang mit meinem großen Werk über die Zeit der Wirren habe ich einige Aufsätze geschrieben, die verschiedenen Persönlichkeiten dieser Zeit gewidmet sind: „Die Frage nach der Herkunft des ersten Falschen Demetrius"; „Der Patriarch Germogen und der Archimandrit Dionisij"; „Savva Efimev, ein Mitarbeiter Kozma Minins". Für Charakteristiken historischer Persönlichkeiten hatte ich überhaupt eine Vorliebe: mehr als einmal habe ich z. B. versucht, eine Darstellung der Persönlichkeit Aleksej Michajlovičs zu geben. Das dynastische Jubiläum des Hauses Romanov 1913 gab mir den Anlaß zu einem größeren Aufsatz über diesen merkwürdigen Menschen des 17. Jahrhunderts, in dem ein regsamer Verstand und eine große Empfänglichkeit sich mit einem außerordentlichen moralischen Feingefühl, aber auch mit einer kleinlichen Geschäftigkeit und Unfähigkeit zu systematischer Arbeit verbanden. Mehr als einmal versuchte ich auch ein einheitliches Bild von seinem genialen Sohne Peter zu entwerfen. U. a. veranlaßte mich das Jubiläum der Stadt Petersburg (1703—1903) zu einem Versuch, die Bedeutung der glänzenden militärischen Operation, in deren Mittelpunkt die Eroberung der Neva und die Gründung Petersburgs standen, allseitig zu beleuchten. Auf dieselbe Epoche des Kampfes zwischen Moskau und Schweden bezieht sich mein Aufsatz „Zur Geschichte der Schlacht von Poltava am 27. Juni 1709", der durch die Jubiläumsfeier dieser Schlacht im Jahre 1909 veranlaßt wurde. Im Gegensatz zu allen russischen Kriegshistorikern wagte ich zu behaupten, daß während des Feldzuges von 1708—1709 die Initiative bis zur Belagerung von Poltava Karl XII. gehört hat, und daß es sein strategisches Ziel war, sich von der Ukraine aus einen Weg nach Moskau zu bahnen. Dreimal unternahm er den Versuch, den linken Flügel der russischen Armee zu umgehen, und wenn diese Versuche alle fehlschlugen, so ist der Grund nicht nur in einem Zufall, sondern auch in der meisterhaften Strategie Peters zu suchen. Diese Auffassung stellte mich an die Spitze der schwedischen Historiker und in Gegensatz zu meinen Kollegen, den russischen Kriegshistorikern, die in den Unternehmungen Karls XII. in der Ukraine Ende 1708 und Anfang 1709 keinen Sinn und kein System erblicken wollten. Die Ergebnisse meiner Studien über Peter d. Gr. habe ich erst in allerletzter Zeit zu einem Büchlein zusammengefaßt: „Peter der Große, 1725—1925".

Nicht ohne Zusammenhang mit den „Skizzen“ standen zwei umfangreiche Arbeiten, die ich 1905—1906 geschrieben habe — über die Landessobore und „Die Moskauer Regierung unter den ersten Romanovs“, welche die Zusammensetzung der regierenden Schicht unter dem 1613 gewählten Caren Michail Fedorovič feststellen sollte.

5.

Der Umschwung von 1917 und die 1918 einsetzende Zerstörung der alten Ordnung der Dinge haben mich und meine Familie verschont. Ich setzte den Unterricht an der Universität fort und konnte meine Monographie über **Boris Godunov** schreiben, die 1921 erschien. Seit dem Frühjahr 1918 war ich Delegierter der Universität bei der Kommission zum Schutze und zur Organisation der Archive der von der Revolution abgeschafften Behörden. Diese Kommission, die auf Anregung von D. B. Rjazanov ins Leben gerufen worden war, arbeitete unter dem Vorsitz dieses gebildeten, sympathischen und edlen Mannes. Sie verwandelte sich allmählich in eine „Hauptverwaltung für Archivwesen“, in der ich von meinen Kollegen zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt wurde. Als dann die „Hauptverwaltung“ nach Moskau übergeführt wurde, blieb ich an der Spitze der Petersburger Zweigstelle dieser Institution und verließ diesen Posten erst im Frühjahr 1923. Im Dezember wurde ich nach dem Tode des Grafen S. D. Šeremetev zum Vorsitzenden der Archäographischen Kommission, die später der Akademie der Wissenschaften unterstellt wurde, gewählt. Am 2. August 1920 erfolgte meine Wahl zum ordentlichen Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften.

1923 konnte ich eine Reihe von Arbeiten veröffentlichen. Zunächst erschien eine gekürzte Ausgabe meiner „Skizzen“ unter dem allgemeinen Titel „Die Zeit der Wirren“. Gleichzeitig veröffentlichte ich in der Schriftenserie „Gestalten der Menschheit“ (Verlag Brokgauz i Efron) eine Charakteristik der Regierungszeit Ivans des Gestrengen.

Im selben Jahre erschien eine Sammlung meiner in den letzten Jahren (nach 1917) geschriebenen Aufsätze zur Frage nach der Kolonisation des russischen Nordens unter dem Titel „**Die Vergangenheit des russischen Nordens**“. Dieses Buch hängt zusammen mit der Tätigkeit der Kolonisationsexpeditionen nach dem Norden, den Nachfolgerinnen des vorrevolutionären „Auswanderungsamtes“. In diesen „Expeditionen“ war ich wissenschaftlicher Sachverständiger und habe u. a. an der Reise der

Expeditionsmitglieder mit den Sachverständigen nach Murmansk im Jahre 1920 teilgenommen, bald nach der Räumung von Murmansk durch die Ententetruppen. Diese Reise war für mich eine interessante Ergänzung meiner früheren Reisen an das Weiße Meer, nach Solovki und Keḿ, und vermittelte mir eine Reihe unvergeßlicher Eindrücke von der Natur und zum Teil auch von dem Volksleben der russischen Polargebiete. Die Sammlung enthält auch einen Aufsatz „Die Stroganovs, Ermak und die Mangazeja", dem ich von allen Aufsätzen der Sammlung die größte Bedeutung beimesse. Es ist ein Versuch, den historischen Hintergrund zu kennzeichnen, auf dem man sich die übliche Darstellung der epischen „Heldentat" Ermaks, d. h. die Eroberung des sibirischen Reiches vorzustellen hat.

1924 schrieb ich eine Skizze „Moskau und der Westen im 16. bis 17. Jahrhundert", die 1925 in Buchform erschien. Ich wollte hier eine gemeinverständliche Übersicht über die komplizierte und in vollem Umfange noch nicht erforschte Frage nach der Europäisierung des Moskauer Rußlands geben. Es war dies die Neubearbeitung eines Teiles meines allgemeinen Kurses der russischen Geschichte, auf dem Gedanken aufgebaut, daß die Beziehungen zwischen dem Moskauer Staat und dem europäischen Westen früher angeknüpft wurden und auch fester waren als gemeinhin angenommen wird.

Außer meinen Forschungen veröffentlichte ich noch eine Reihe von Textuntersuchungen, die nach Aussagen einiger Gelehrten für mich als wissenschaftlicher Arbeiter charakteristisch sein sollen. In den Skizzen und Aufsätzen zur russischen Geschichtsschreibung (z. B. von P. N. Miljukov, V. I. Pičeta) gilt die Neigung für Quellenkunde, das eifrige kritisch-analytische Studium der Primärquellen als Haupttendenz der Petersburger historischen Schule. Es ist viel Wahres daran. Bestužev-Rjumin, Vasiľevskij und andere Petersburger Professoren der alten Zeit gaben ihren Schülern entweder fast ausschließlich Themen aus dem Gebiet der Textuntersuchung und -Kritik, oder sie erzogen sie in dem Gedanken, daß die Forschungsarbeit unbedingt auf Grund von Primärquellen zu erfolgen habe. Diese Arbeitsweise habe ich mir durchaus zu eigen gemacht, und der Geist der Schule, den ich von meinen Lehrern empfangen, ging durch mich auch auf die jüngere Generation über. Ich liebte es nicht, den Boden kritisch nachgeprüfter Tatsachen um reiner Spekulationen willen zu verlassen. Indem ich meine Darstellungen auf durchforschten Tatsachen aufbaute, überließ ich es dem Leser, Schlüsse daraus zu

ziehen. Meine eigene „Philosophie“ war stets nur für den eigenen „inneren Gebrauch“ da. In den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse etwas geändert; die Lebensbedingungen dieser Zeit ließen keine tiefergehenden Archiv- und Bibliotheksstudien zu. Daher bleiben die mich schon lange interessierenden Probleme aus der Geschichte des Wirtschaftslebens und der Wirtschaftspolitik des Moskauer Staates bisher unbearbeitet und werden es wohl auch immer bleiben. Alles, was ich in dieser Zeit veröffentlichen konnte, ist entweder das Ergebnis früherer Forschungsarbeit oder aber Betrachtungen über längst veröffentlichtes historisches Material.“

III.

Soweit Platonovs eigene Worte, die sein Leben bis 1926 schildern. In der zuletzt beschriebenen Weise hat er noch einige Jahre in Leningrad arbeiten können. 1928 nahm er als einer der Vertreter der nichtmarxistischen Geschichtsauffassung an der russischen Historikerwoche in Berlin teil, auf der er einen sehr fesselnden Vortrag hielt über: „Das Problem des russischen Nordens in der neuen Historiographie“ (Aus der Historischen Wissenschaft der Sovetunion, herausgegeben von Otto Hoetzsch, 1929, S. 189—199). Es war seine letzte Reise in das Ausland. Anfang 1930 wurde er unter der Beschuldigung, an einer monarchistischen Verschwörung beteiligt zu sein, verhaftet. Das Urteil erging nach eineinhalbjähriger Untersuchung und ließ, fünf Jahre Verschickung nach Samara, erkennen, daß auch nach Ansicht des Gerichtes der Vorwurf gegen ihn in dieser Schwere sicher nicht begründet gewesen war. Im Sommer 1931 ging er nach Samara ab, wohin eine Tochter ihn begleiten durfte. Dort ist er fern seiner alten Wirkungsstätte und losgerissen von allem, was ihn mit Wissenschaft und Leben verband, gestorben.

Die ZoG hat schon 1912 (Band 2, S. 152—157) eine wissenschaftliche Würdigung des Forschers aus der Feder von A. Presnjakov gebracht, die Platonovs Stellung im Gang der russischen Geschichtsforschung sehr schön festlegte. Dazu sei noch erwähnt der Nachruf des von ihm sehr verschiedenen P. Miljukov in „Le Monde Slave“ März 1933, S. 454 ff., und dem seien hier noch einige Worte der Würdigung des Forschers und des Gedenkens an den Freund hinzugefügt.

IV.

Platonovs Werke sind verzeichnet einmal in dem, zum 25jährigen Jubiläum seiner wissenschaftlichen Tätigkeit

1912 ihm gewidmeten, „Sbornik statej posvjaščennych S. F. Platonovu“ (Petersburg 1911), S. IX—XVII, wo 61 Nummern verzeichnet sind, und dann in dem, gleichfalls von seinen Schülern 1922 ihm zum 40jährigen Gedenktag des Abschlusses seiner Studien an der Petersburger Universität dargebrachten, „Sbornik statej po russkoj istorii posvjaščennych S. F. Platonovu“ (Petersburg 1922) S. VII—XII, wo 98 Nummern verzeichnet sind.

Ein sehr reiches Forscher- und Lehrerleben ist darin umfaßt, das aber zwei ganz feste Zentren hatte: wissenschaftlich die „smutnoe vremja“ und die Lehrtätigkeit vornehmlich an der Universität und den sogenannten Höheren Frauenkursen. Nur der Wissenschaft und der Lehre lebte Platonov; der Politik hat er sich immer durchaus ferngehalten.

Über seine wissenschaftlichen Werke spricht er selbst in seiner Autobiographie. Jedermann weiß, daß in ihrem Mittelpunkt stand eben die Zeit der Wirren, der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit in Rußland als Schlüssel der russischen Geschichte überhaupt und (von ihm niemals vergessen) zugleich als Vorbereitung für Peter den Großen und sein Werk. Immer wieder hat er diese Zeit nach der Quellengrundlage, nach der sozialen Gliederung und dem ständischen Wesen, wie nach den Persönlichkeiten durchforscht und dargestellt. Jedem Forscher der russischen Geschichte darin bleiben seine Werke Ausgangspunkt und Grundlage, vor allem die „Očerki po istorii smuty v Moskovskom gosudarstvě XVI—XVII v.“, dann die „Drevnerusskija skazanija i pověsti o smutnom vremeni XVII věka kak istoričeskij istočnik“, auch wesentliches aus den „Stat'i po russkoj istorii 1883—1902“, und schließlich „Moskva i Zapad v 16—17 vekach“, wo die Frage der Europäisierung untersucht ist — kein Wort der Würdigung ist dazu mehr notwendig.

Platonov wird mit Recht als Vertreter, als Haupt der sogenannten Petersburger Schule bezeichnet. Das soll bedeuten die Richtung auf quellenmäßige Grundlage, Quellenedition und Quellenkritik, die Richtung auf Tatsachen und Menschen in erster Linie, die streng historisch-wissenschaftliche Arbeit (wie gern brauchte der längst verstorbene Alexander Lappo-Danilevskij, der auch unserer Zeitschrift nahe stand, diesen Ausdruck in deutsch!), ohne Tendenz und objektiv, etwas nüchtern und stets klar. Man setzt dem die Moskauer Richtung entgegen, vor allem an A. Kljucevskijs großen Namen anknüpfend, mit ihrer „soziologischen“, historisch-geographischen und auch

geopolitischen Richtung, mit ihrem in die großen geistigen Zusammenhänge hinaustreibenden Schwung.

In etwas kann die Petersburger Richtung auch mit dem „Petersburger Zeitalter“ der russischen Geschichte gleichgesetzt werden, in der groß-russisch-staatlichen Betrachtungsweise. Mit dem Petersburger monarchisch-großrussischen Regime und Staat hat sich Platonov, so sehr er manchen Erscheinungen kritisch gegenüber stand und so reserviert er wurde, je mehr sich seine Darstellung der Gegenwart näherte, innerlich verbunden gefühlt. Ohne Zweifel gehörte er den Petersburger rechtsgerichteten Kreisen, ohne Parteisinn, an, unabhängig konservativ und monarchisch, durchaus nicht slavophil oder gar panslavistisch.

Aber was Moskau für ihn historisch und menschlich bedeutete, das setzt er ja selbst in seiner Biographie sehr anziehend auseinander. Gerade er hat diese hervorragenden Beiträge zur Erkenntnis der Struktur des Moskauer Staates geschaffen, die unvergänglich sind. Wie gesagt, der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit und damit seiner wissenschaftlichen Liebe ruhten im Moskauer Staat des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, die er so vorzüglich aufgehellt hat.

V.

Seine Stellung zu den großen oder bekanntesten Namen der russischen Historiographie hat er selbst sehr bestimmt empfunden und bezeichnet: Fortsetzer der Linie Solovevs, über dessen Tatsachenbehandlung Platonov mit dem Eindringen in die sozialgeschichtlichen Zusammenhänge sehr hinausgeht — zurückhaltend und weniger originell gegenüber der Synthese Ključevskijs — durchaus ablehnend den doktrinären, historischen Materialismus Pokrovskijs — im ganzen auch ablehnend den ukrainischen Patriotismus Hruševškyjs. Ključevskij hat er (im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, Band 36, 1911, November, S. 30—36) einen Nachruf gewidmet, der charakteristisch ist. Die Verschiedenartigkeit der beiden Forscher erkennt man hier gut mit der leichten Reserve, in der Platonov die große wissenschaftliche Leistung des Moskauers würdigt.

Tatsachen und Menschen sind für Platonov auch in der Erforschung der Klassen und der Verfassungsprobleme, die er so verdienstvoll förderte, das Wichtigste. Raum und Idee, großrussisch und kleinrussisch, das Problem der Föderation usw., alle die damit angeschlagenen Fragen lagen ihm nicht. Miljukov hat in jenem Nachruf recht mit den Worten: „la fibre sociologique de Moscou lui est restée étrangère.“

So liegen die Grenzen der wissenschaftlichen Persönlichkeit zutage und sind unbestreitbar. Aber wenn man daran blendende Originalität der Gedankenführung, große Konzeption, Auseinandersetzung mit den Problemen der Kulturgeschichte und der Geschichtsphilosophie vermißt, so leuchten doch seine Vorzüge sehr stark in der unbeirrbar soliden Forschung, der einfach klaren und phrasenlosen Darstellung höchst verwickelter sozial- und verfassungsgeschichtlicher Zusammenhänge und der Fähigkeit zu liebevoller und plastischer Charakteristik -- wir denken da auch an die kleineren Einzelarbeiten: Boris Godunov in erster Linie, Ivan Groznyj, und auch an den zwar unvollständigen, aber doch sehr anziehenden interessanten „Peter den Großen, Persönlichkeit und Tätigkeit" (Leningrad, 1926).

Wenn man nach dem Namen eines westeuropäischen Historikers sucht, mit dem man irgendwie Platonov vergleichen möchte, bedauert man wieder, wie so oft, jene bekannte Scheidung der früheren russischen Geschichtsforschung in das Katheder der russischen und das der allgemeinen Geschichte, die den Inhaber des ersteren doch so sehr abschnitt und fernhielt von der westlichen Historie und damit vom Vergleich mit den Vorgängen westeuropäischer Entwicklung, der gerade auf Platonovs Arbeitsgebiet fruchtbar gewesen wäre. Und die Folge dafür wieder ist auch, daß von den Werken solcher Forscher wenig oder nichts übersetzt ist. Von Platonovs rein wissenschaftlichen Werken ist keines in Übersetzung zugänglich. Mir ist auch nicht bekannt geworden, daß jene Monographien seiner letzten Jahre, wie das Friedrich Braun im Vorwort zur Übersetzung des Lehrbuches (S. 4) ankündigt, tatsächlich deutsch erschienen wären.

VI.

Den L e h r e r P l a t o n o v aber kennt man nun in Deutschland. Sein „učebnik russkoj istorii dlja srednej školy", in dem er das erste wirklich wissenschaftliche Lehrbuch der russischen Geschichte für die Gymnasien schuf, ist 1927 deutsch erschienen: „G e s c h i c h t e R u ß l a n d s vom Beginn bis zur Jetztzeit", herausgegeben von Friedrich Braun mit einem Schlußkapitel von mir und einem von Platonov für die Übersetzung eigens gelieferten „zusammenfassenden Überblick über den Verlauf der russischen Geschichte", der sehr wertvoll ist und wohl eine billige Sonderveröffentlichung verdiente.

Uns freilich sind seine „L e k c i i po russkoj istorii" vertrauter, die Vorlesungen vor der Petersburger Universität,

den Höheren Frauenkursen, der Nikolai-Generalstabs-Akademie und der Alexander-Militärjuristischen Akademie, in die ja einiges aus dem Lehrbuch übernommen ist und die seit der 8. Auflage, von Platonov selbst durchgesehen, einen maßgeblichen Text enthalten. Es ist die Universitätsvorlesung, so wie Ključevskijs „Kurs“, kein eigentlich abgeschlossenes und durchgearbeitetes Werk, mit einer sehr schönen Einleitung über die „Aufgaben der russischen Geschichte als Wissenschaft“.

Außerordentlich verbreitet sind diese Lehrbücher, die einen wahrhaft bedeutenden Lehrer zeigen. Gern und erfolgreich war Platonov als Lehrer tätig, mit einem lebendigen Vortrag in stets angenehmer literarischer Form und seinem gepflegt klaren, anspruchslosen Russisch. Die gewaltige Wirksamkeit Ključevskijs auch als Lehrer hat er wohl nicht erreicht. Aber Generationen von Hörern der verschiedenen genannten Anstalten, durch die schließlich jahrzehntelang der geistige Nachwuchs gegangen ist, dankten ihm die Einführung in die russische Geschichte. Auch im Carenhause war er als Geschichtslehrer geschätzt und hat er mehrfach an heranwachsende Mitglieder der Dynastie Geschichtsunterricht erteilt.

VII.

Den Menschen Platonov, wir haben ihn gekannt und hoch geschätzt, den einfach gütigen, herzlichen und charaktervollen Mann. Der Eindruck ist mir unverändert geblieben, seit ich ihn zum erstenmal vor bald dreißig Jahren in Petersburg, im Gebäude jenes „Pädagogischen Instituts für Frauen“ aufsuchte und kennenlernte. Immer wieder habe ich diese Beziehung erneuert. Eine große Freude war es mir, daß ihm die Teilnahme an der russischen Historikerwoche 1928 ermöglicht wurde, und ich werde nie den Abschied im Oktober 1929 vergessen, als ich ihn auf dem Bahnhof in Leningrad zum letztenmal sah.

Wenn Platonov auch Deutschland schätzte, so war es ihm doch, ebenso wie die deutsche Sprache, fremd — zu stark bezog ihn seine wissenschaftliche Arbeit auf die nationale, die national-russische Geschichte, die er indes nie ausschließend, nationalistisch gefaßt hat. Im Geist aber unserer Wissenschaft, ihrer kritischen Methode und ihrer Ideologie waren wir verbunden. Denn darin arbeitete er, forschte und schrieb und lehrte er nach der strengsten und echtesten Weise des Historikers, wie sie uns Ideal ist. Etwas vom Schatten Rankes lag auch über ihm und über unserer Verbundenheit mit ihm!

Einem bedeutenden Historiker seines Volkes, der nicht wieder ersetzt werden wird und dessen Schule auch hoffnungslos dahin geht, einem Meister unserer Wissenschaft bewahren wir unser Gedächtnis, und wir bewahren zugleich das Andenken an einen vortrefflichen Mann, an einen guten Freund!

Aus dem religiösen Leben der Čechen und Polen.

Von

Alexander Brückner.

I.

Gemeinsames religiöses Leben, Regel bei Romanen (ohne Rumänen) und bei Germanen, fehlte den Slaven völlig, weil sie, erst nach der Kirchenspaltung Christen geworden, in zwei einander fremde, wenn nicht feindliche Lager auseinandergingen. Diese Spaltung sprach ja offen aus schon Photius in seinem Sendschreiben an die Patriarchen des Ostens 867 und die von ihm dort angeführten Gründe hat die ganze Folgezeit nur unwesentlich vermehrt. Zwar ist diese Spaltung erst nach zwei Jahrhunderten feierlichst verkündet; auch später noch fehlte es nicht an Versuchen, in Lyon 1274 oder 1439 in Florenz, die Spaltung zu beheben, aber sie waren erfolglos und Slaven blieben religiös-kulturell einander fremd oder feindlich.

Vergeblich sind denn auch die bis heute fortgesetzten Mühen, die beiden Griechen, Cyrill[1] und Method, als Vertreter einer noch geeinten Kirche zu verherrlichen. Die Brüder wollten ja, nach orientalischem vielfachen Muster, eine Landeskirche für Slaven schaffen, die orthodoxes Dogma und nationale Liturgie verbände. Da jedoch diese Photianer in bereits römisches Gebiet eingebrochen waren, mußten sie sich vorläufig zu Konzessionen bequemen; die Maske fiel, als Method am Abend seines Lebens nach By-

---

[1] Es gibt in später Überlieferung ein dem „Philosophen Konstantin" (d. i. Cyrill) zugeschriebenes Glaubensbekenntnis, Napisanie o pravoj věrě, zuletzt nach einer Petersburger Handschrift von 1348 von Iľinskij im Zlatarski-Sbornik, Sofia 1925, S. 63—89, abgedruckt. Iľinskij vertritt dessen Echtheit, ohne durchschlagende Gründe, denn die Überschrift in zwei späteren Handschriften und eine gleichgültige Erwähnung des Bruders Method zu Ende kann nicht dafür gelten. Das Bekenntnis betont übrigens nur das orthodoxe Dogma von der Abkunft des Heiligen Geistes vom Vater allein und befaßt sich sonst mit Christologie gegen verschiedene Ketzereien, die auf Grund der sieben Kirchenkonzile kurz widerlegt werden; die recht gekünstelte, verschnörkelte Sprache allein zeugt mir gegen höheres Alter.

zanz reiste (die mährische Kirche bedurfte nur einer Romreise), und auf seinem Sterbelager wohl den Basileus segnete, für den Papst jedoch, dem er Leben, Freiheit, Würde verdankte, kein Wort übrig hatte! Der schroffe Gegensatz zwischen Ost- und Westrom tat sich übrigens 870 nicht nur auf mährischem Boden auf, sondern ebenso auf bulgarischem, in dem zähen Ringen zwischen Ost- und Westrom, wem das neubekehrte Land zufallen sollte.[2]

Mit Recht haben somit Russen und Čechen (nach deutschem Vorgang!) die Kirche Methods als eine orthodoxe betrachtet, mit Unrecht dagegen irgend einen geheimnisvollen Zusammenhang dieser Kirche mit Hus und dem Kelche angenommen. Rom hatte nämlich schon 885 die Konsequenz gezogen; die slavische Landeskirche war noch rascher verschwunden, als sie aufgekommen war, und dabei verblieb es; im 16. und 17. Jahrhundert erfanden Interessierte das Fortleben einer cyrillomethodianischen Idee und des Kelches in Böhmen, doch erst im 19. Jahrhundert wurde eine solche unter den religiös völlig indifferenten Čechen aus rein politischen Gründen zu einer nationalen Parole erhoben. Es waren speziell die liberalen, antirömischen Jungčechen, die sich entweder mit Forderung natio-

---

[2] Diese Bekehrung ist bei Zlatarski, Geschichte des bulgarischen Reiches, I, 2, Sofia 1927, weitschweifig (S. 46—201), aber wenig kritisch dargestellt. Der angebliche Feldzug des Kaisers Michael III. gegen den Chan Boris und dessen Anerkennung der byzantinischen Oberhoheit 864 ist wohl nur Erfindung byzantinischer Überheblichkeit; Zeitgenossen wissen davon nichts, Photius spricht nur von einer „unerwarteten“ (παραδόξως) Bekehrung, wie bei Vladimir. Wie Vladimir, wußte auch Boris genau, daß er, trotz aller historischen Ansprüche Roms auf das Illyricum, den Anschluß nur an Byzanz fände. Die leise Annäherung des Barbaren an König Ludwig und seine laute an Papst Nikolaus und Hadrian waren wohl nie ernst gemeint; er wollte sich damit nur Byzanz gefügiger machen, was ihm auch trefflich gelang. Aber diesem Geplänkel mit Rom verdanken wir die lehrreichen „Antworten“ des Papstes auf bulgarische Fragen und manches andere, z. B. daß Boris eines Tages vor den päpstlichen Legaten manu propria capillos suos apprehenderet und erklärte, ab hodierno die me servum fore b. Petri et eius vicarii: ähnlich schickte Mieszka I. die Haare seines Sohnes Bolesław nach Rom. Die Anspielung im Briefe Johannes VIII. an Boris (879) über den hl. Petrus, qui tibi in manifesta visione apparuit et opportunum auxilium praebuit, bezieht sich auf dasselbe Wunder, welches Hinkmar unter dem Jahre 886 ausführlich berichtet; die septem clerici, die Boris bei der Niederringung seiner aufständischen Heiden vorangingen, sind nicht leibhafte griechische Kleriker (so bei Zlatarski), sondern gehören der Legende an, die bei der weiten Entfernung früh einsetzte: weder die Griechen wissen etwas von dieser Legende noch Papst Nikolaus mit seinem divina cooperante potentia. Dafür haben späte Griechen anderes Legendenhafte (das Höllenbild des Malers Method und sein Eindruck u. a.) hinzugedichtet.

naler Liturgie begnügten oder orthodox werden wollten, weil sie in der orthodoxen, speziell in der russischen(!), die nationale Kirche der Slaven erkannten; einer ihrer Führer, Sladkovsky, trat denn auch zur Orthodoxie über. Im katholischen Lager dagegen wurde ebenso die cyrillomethodianische Idee als eigene angesprochen, wobei man auf die Autorität eines Dobrovsky sich berufen konnte, dem, übrigens ganz zu Unrecht, der orthodoxe Charakter Methods als „völlig absurd“ erschienen war. Die Jungčechen hatten besseren Instinkt, trafen das Richtige, aber schließlich litt die ganze rein politisch eingestellte Komödie verdientes Fiasko und heute nehmen nur noch Katholiken die griechischen Brüder für sich in Anspruch. Eine Geschichte dieser cyrillomethodianischen Idee in Böhmen gab T. G. Masaryk in seiner Česká Otázka (č. Frage) 1895, neuer Abdruck 1924, S. 217—228. Der Wunsch war Vater des Gedankens, aber auch die cyrillomethodianische Kirche hätte den Slaven keine religiöse Einheit geschaffen, was schon die geographische Lage ausschloß; die Westslaven gehörten ja naturgemäß zum Westen; die deutsche Nachbarschaft entschied.

Trotz völligen Auseinandergehens der Slaven im geistigen Leben gibt es bei ihnen einen bedeutsamen, gemeinsamen Zug. Ihr religiöses Leben weist zwar keinerlei Originalität auf, ihre Dogmen wie ihre Ethik wurden ihnen stets aus der Fremde, vom Osten oder Westen her, fertig zugetragen, aber die Art und Weise, wie sie Fremdes sich aneigneten, die Theorie in Praxis umsetzten, macht wett den Mangel an Originalität, läßt sie dadurch in der Kirchengeschichte Europas einen bedeutsamen Platz einnehmen, ja manchmal an deren Spitze treten; die Neophyten opferten willig alles für die fremden Ideen, die sie als wahr erkannten, sie erst gaben ihnen Kraft und Leben.

So auf dem Balkan, schon im 10. Jahrhundert. Die aus Syrien und Kleinasien durch die Kaiser dorthin verpflanzten Monophysiten, namentlich aber die manichäischen Paulikianer, haben das Glaubensrüstzeug den bulgarischen und serbischen „Bogomilen“ geliefert, aber diese slavischen „Ketzer“ haben nicht nur deren extremen Dualismus gemildert, haben den Schöpfer des Guten über den des Bösen gestellt, sondern es gelang ihnen, das gesamte Leben des einzelnen, wie der Gemeinde von Grund aus umzugestalten, alles Materielle zu bannen, in ihren „Vollendeten“ Muster der Askese zu schaffen, sich nicht auf die Erlangung eigenen Seelenheils zu beschränken, sondern in unermüdlicher mündlicher Propaganda und durch ihren

eigenen Lebenswandel stets Proselyten zu werben. Die orthodoxe Geistlichkeit, in ihren Reichtümern erstickend, konnte sie als Heuchler brandmarken, vor ihrem bescheidenen, stillen Wesen warnen, die bleichen, von Fasten ausgemergelten, mönchisch gekleideten Eiferer als Wölfe im Schaffell bezeichnen, aber den „blinden Pharisäern" fiel der Kampf mit den Ketzern schwer. Diese verachteten die Welt, erkannten nur die allernotwendigste Arbeit an, waren Vegetarier (genossen auch Fische), wiesen Ehen und Kinder nur den „Gläubigen" an (die „Vollkommenen", aus denen der Bischof, der „Alte" und seine Apostel gewählt wurden, mieden sie), verwarfen das Alte Testament, das Kriegführen, das Schwören, leugneten Staat und Standesunterschiede, wiegelten das Volk gegen weltliche und geistliche Herren auf. Griechen, Bulgaren und Serben rotteten mit Feuer und Schwert diese asozialen Elemente aus, aber diese gewannen Oberhand in Bosnien und es erstand hier zum ersten und einzigen Male ein „patarenisches" Königreich, ein höchst wunderliches Gebilde. Seine kirchliche Organisation war streng durchgeführt, nicht so die weltliche, denn der König durfte nicht die Ketzer, d. i. die Masse des Volkes, verfolgen, mußte andererseits katholischen Schein wahren, um sich nicht steten Kreuzzügen der „apostolischen" Könige Ungarns auszusetzen. An diesem inneren Widerspruch ging das Land sang- und klanglos zu Grunde, wurde leichte Beute der Osmanen; ja die Bogomilen, namentlich die höheren, traten aus Haß gegen die Kirche zum Islam über und die bosnischen Begs wurden noch fanatischere Muselmänner, als die in Stambul.

II.

Heroischen Widerstand, den wir bei den bosnischen Bogomilen vermissen, leisteten Čechen und ertrotzten sich in aufopferndem Kampfe mit Mitteleuropa die nationale Kirche, die erste auf römischem Boden (abgesehen von der unbedeutenden kroatischglagolitischen Zelle), noch dazu mit dem unerhörten Privileg des Laienkelches: Hus und die Hussiten, in zwei im Grunde recht verschiedenen Glaubenssphären befangen, haben mit dem Einsatz von Gut und Blut fremden Ideen zum Siege verholfen; was anderswo aus Schriften oder Konventikeln sich ans Tageslicht kaum herauswagte, haben sie in mörderlichem Kampf gegen Papst und Konzil, gegen König und Landsleute, gegen Kreuzfahrer und Söldner triumphierend behauptet; nach dem blutigen Niederwerfen der Albigenser haben sie der Autorität der Kirche die schwerste Niederlage im Mittel-

alter bereitet. Aber die Ideen selbst, denen sie erst den Sieg erstritten, waren fremde, englische.

Wohl hatte schon A. Neander den einheimischen Einfluß, den Mathias von Janov auf Hus geübt hätte, über den Wiklifs gestellt und I. M. Bartoš widmet in seinem Husitstvé a cizina (Hussitentum und die Fremde; Prag 1931) ein besonderes Kapitel, Hus und Wiklif, S. 20—58, demselben Nachweis, aber dies ändert nichts an der Entlehnung. Denn Hus nennt fast nie seine böhmischen Vorgänger; der Streit auf der Universität und vor dem Erzbischof, auf dem Königshofe und in den Ratstuben, in Prag und draußen, drehte sich ausschließlich um Wiklif, seine Lehren und Schriften. Bartoš beruft sich vergebens auf die Plagiatwirtschaft des Mittelalters, wie auch dessen angesehenste Vertreter nicht vor groben Entlehnungen, nicht nur von Gedanken, sondern auch von Texten, zurückscheuten, um die Abhängigkeit des Hus von Wiklif abzuschwächen, aber diese Abhängigkeit des Prager Magisters von dem Oxforder bleibt doch anders, inniger, entscheidender. Wohl war der Kampf gegen die Simonie und den unerträglichen Fiskalismus der päpstlichen Kurien ein allgemeiner, aber schon die Anrufung der weltlichen Obrigkeit gegen den Klerus und die Forderung einer Rückkehr zu der apostolischen Kirche und ihrer ursprünglichen Einfachheit verband die beiden „Ketzer“ unzertrennlich. Doch nun das Entscheidende: Wiklif starb ruhig in seinem Arbeitszimmer, Hus auf dem Scheiterhaufen; die Wiklifiten schienen ganz England zu überrennen, jeder zweite Mensch auf der Straße war schon ein „Lollarde“, aber es genügte die Hinrichtung des Führers, des Lord Oldcastle, daß die ganze Bewegung sofort abebbte und bald völlig versiegte; dagegen flammte an den Konstanzer Scheiterhaufen die Energie der Čechen auf; das Konzil hoffte durch die beiden Scheiterhaufen Ruhe in Böhmen zu schaffen, aber Adel und Volk zerstörten die reichen Klöster, raubten unermeßliche Kirchengüter, trieben den König und seine Kreuzfahrer aus dem eigenen Lande und überschwemmten fremdes. Darin bestand der Unterschied zwischen englischem und slavischem Wesen und demgegenüber wird die Frage, welche Ideen, Sätze und Partien Hus seinen Landsleuten und welche er dem Engländer entnahm, wenig bedeutsam. Den Zeitgenossen waren Hus und Wiklif eins, trotz aller ihrer Gegensätze.

Die Hussiten hießen wegen ihres Laienkelches Utraquisten, aber nicht Hus verdanken sie ihn; es war ja Jacobellus von Mies, der ohne Hus den Kelch einführte, als

Hus nach Konstanz ging. Bei der außerordentlichen Bedeutung des Kelches, der ja erst die hussitische Bewegung zu einer Kirche umschuf, mit dem die Reformatoren des 16. Jahrhunderts Čechen nacheiferten, erhebt sich naturgemäß die Frage, wem denn Jacobellus seinen Kelch verdankte, vgl. Bartoš a. a. O., S. 59—106. Die einen Forscher sahen darin das Zuendedenken der Forderung nach womöglich täglichem Genuß des Sakramentes des heiligen Brotes (bei Mathias von Janov); andere dasselbe der Lehre Wiklifs, seiner Leugnung der Transsubstantiation (aber weder Mathias noch Wiklif haben je an eine ähnliche Konsequenz gedacht!); noch andere, nach dem Vorbild des wohlbewanderten Aeneas Silvius in seiner Historia Bohemica, lassen den Waldenser, den Magister Peter aus Dresden Lehrer des Jacobellus werden, aber Waldenser kannten gar nicht den Laienkelch! Bartoš widerlegt mit Recht auch diese Anekdote und entscheidet sich selbst dafür, daß es Hieronymus von Prag war, der von seiner russisch-litauischen Reise dem Jacobellus den orthodoxen Laienkelch nahegebracht hätte. Mit Unrecht; wir wissen zwar nicht, was Hieronymus mit seiner Reise eigentlich bezweckte; jeder beliebige Böhme, der mal nach Russisch-Litauen schon als Söldner kam, hätte dasselbe beobachten können, aber es fällt auf, daß Hussiten (auch Hieronymus selbst) wohl an Konstantinopel und die Griechen dachten, sich aber nie und niemals um russische Orthodoxie kümmerten; daß sie gerade ihr Bezeichnendstes, den Kelch, den todgeschwiegenen Russen verdanken sollten, ist ganz unwahrscheinlich. Vor Jacobellus stand ja schon fest, daß die Abschaffung des Laienkelches durch die Kirche ein späthistorischer Vorgang war: die „Offenbarung" des Jacobellus bestand darin, daß er nach Kenntnisnahme der Zeugen das willkürliche Vorgehen der Kirche redressierte; dazu bedurfte er weder der Russen noch des Hieronymus, von denen nie etwas verlautet. Es konnte somit Andreas von Brod in seiner Streitschrift gegen Jacobellus wegen des Kelches mit Recht sagen: ultra alias naciones, que sub celo sunt, ipsis (den gelehrten magistri, wie Jacobellus es war) deus secreta scripture s. revelavit (Zitat bei Bartoš, S. 70); Jacobellus könnte von selbst auf Grund seiner eucharistischen, auch historischen Studien auf diese Neuerung gestoßen sein, die er aus der griechischen, nicht aus der russischen Kirche wohl kannte.

Aber Hussiten wurden abgelöst durch radikalere Taboriten, alte und neue. Auch die Taboriten pflügten nur mit fremden Kälbern; doch stehen sich hier zwei Auffassungen gegenüber; W. Preger leitete ihre Lehre von den „Valde-

siern des 14. Jahrhunderts“ ab; I. Loserth erkannte in ihnen nur die Schüler des in Böhmen sogenannten „evangelischen Doktors“ (Wiklif); Goll und Haupt ließen beiderlei Einflüsse nebeneinander wirken, den der Waldenser beim Volk, den Wiklifs auf der Universität. Bartoš a. a. O., „Ursprung und Anfänge des Taboritentums“ (S. 113—153), legt dagegen das Hauptgewicht auf den Einfluß des Nikolaus von Dresden (angeblich ein Prager Deutscher, dessen Eltern aus Dresden stammten? dessen Schriften er aufzählt und vermehrt), und des Engländers Peter Payne, der aus Oxford vor der Lollardenverfolgung nach Prag geflüchtet war. Prag war ja damals Asyl aller wegen des Glaubens in England, Flandern, Deutschland Unterdrückten; die Waldenser in Böhmen selbst waren hauptsächlich Deutsche, kein einziger čechischer Waldenser ist je verbrannt worden, auch nicht unter dem berüchtigten Inquisitor Zwicker. Die Waldenser hielten sich strikt an die Weisungen der Bergpredigt, die Taboriten dagegen wählten den Weg rohester Gewalt, als „Gottesstreiter“, die nicht anders die „Ungläubigen“ bekehren könnten. Sonst gab es viel Gemeinsames, von den Waldensern Übernommenes: Verwerfung des Fegefeuers, wodurch das Anrufen der Heiligen und ihrer Fürbitten ausfiel, u. a.; die Entfremdung der Waldenser von der offiziellen Kirche führte schließlich zum Aufgeben der apostolischen Sukzession; die Taboriten wählten sich selbst ihren Bischof und beseitigten damit das letzte Hindernis zum Schaffen einer nationalen Kirche.

Aber neben Wiklif und neben den Waldensern, deren Gegensatz im letzten Grunde die verhängnisvolle Spaltung der čechischen Reformation und damit deren Schwächung hervorrief, haben weitere Absplitterungen noch andere Fremde bewirkt. Im Jahre 1418 kamen nach Prag und wurden hier gastlich aufgenommen etwa 40 Pikarden, die mit Frau und Kindern vor der Inquisition aus Lille und Tournai geflohen waren; sie sind bald spurlos verschwunden, aber ihre Lehren fanden Anklang und haben trotz aller Verfolgungen, trotz Žižkas Niedermetzelung der sogenannten Adamiten u. a., Jahrhunderte überdauert, haben sich doch bis ans 20. Jahrhundert die „Kinder des reinen Lebendigen“ und die „Adamiten“ im Riesengebirge und sonst erhalten. Über diese Pikarden, deren Verfolgungen, Verhöre und Schriften, handelt Bartoš a. a. O., S. 176—208; zu den Schriften dieser Pikarden, die nach 1415 auch in Frankreich Hussiten genannt wurden, gehört der von Bartoš herausgegebene Puer Bohemus: als Verfasser dieses pseudonymen Traktates vermutet Bartoš S. 101 ff. den Pikarden Johann von Hieltin,

der 1431 in Rom seine „Irrlehren" widerrief. Seit Jahrhunderten ist von diesen „Pikarden" in ihrer Heimat auch nicht die geringste Spur vorhanden, aber in Böhmen lebten sie noch unlängst. Mystik und Spiritualismus mischten sich mit schärfsten Angriffen der Kirche, des Cölibats, des Altarsakramentes, der Evangelien, deren echte und gefälschte Partien unterschieden wurden.

So wurde diese Reformation aus dreierlei fremden Quellen, wenn auch nicht im gleichen Maße, gespeist, aber trotz dieses fremden Einflusses blieb sie sich bewußt, daß sie nur Ehre und Beruf der eigenen Nation wahre und mehre; sie ebnete die Wege der Reformation des 16. Jahrhunderts, die sich ihrer wieder erinnerte; sie setzte die Ideen Wiklifs in Wirklichkeit um. Wer würde auf dem Kontinent von dem Engländer vernommen haben, wenn sich nicht die Čechen für ihn eingesetzt hätten? nur ihnen verdankte er sein Überleben. Freilich, sie sind über ihn, über Hus und Jacobellus, weit herausgekommen, nicht in der offiziellen „utraquistischen" Kirche, wohl aber in der Brüderunität, die die Ahnungen jener Reformatoren, ja, das Programm des Chelčicky verwirklichen sollte, die Rückkehr zur alten, apostolischen Einfachheit im Kult (die kurze Taborer Messe war vorausgegangen) und Leben; die Hochschätzung der Arbeit: das Schließen brüderlicher Liebesbande um den Nächsten; die Bibelkunde und Sangeslust; die Unterweisung der Kleinen (sie schuf den ersten Katechismus!). Der streng mittelalterliche Standpunkt ist weder im Tabor, der nichts weniger als demokratisch war, noch bei der Brüderunität, die dem Wissen abhold war (trotz Blahoslav und Comenius), nicht zu verkennen.

Der Erfolg dieser Reformation, das Linsengericht der Baseler Kompaktaten, der utraquistische König u. a., ist mit unsäglichen Opfern erkauft: im Verlauf der erbitterten Kämpfe ist der große nationale Wohlstand, die bedeutende Universität, die hohe künstlerische und literarische Blüte der Nation zerstört und Böhmens Kultur zurückgeworfen; die herrlichen Klöster, Zbraslav und vierzig andere, sind in einem Jahre, ungezählte Kunst- und Literaturdenkmäler vernichtet, Land und Städte greulich verwüstet, eine Unzahl Mönche, Geistliche, Laien, Frauen und Kinder grausam hingemordet. Und nicht ohne Grund fragt Pekař im Schlußkapitel seines Žižka-Werkes (3 Bände, 1927—1932), III, 304 ff., ob denn der Erfolg dieser Opfer wert gewesen wäre, was er verneinte. Im Gegensatz zu T. G. Masaryk, der die čechische Frage als eine religiöse betrachtet haben wollte, und die im Grunde noch mittelalterliche Brüderuni-

tät über Gebühr verherrlichte, sieht Pekař in ihr als Sinn der Frage die nationale Behauptung, und dieser hat der Hussitismus schwere Wunden geschlagen; er brachte die Verarmung und Vereinsamung des Landes (die Nebenländer fielen geistig ab), die innere Spaltung der Nation, die sichtbare Lähmung jeglicher Energie im 16. Jahrhundert, somit die Mitschuld an der Schlußkatastrophe. Die Verwirklichung der fremden Ideen hat sich teuer bezahlt gemacht, aber sie sicherte den Čechen einen Ehrenplatz in der mittelalterlichen Kirchengeschichte Europas; nur hielt der Aufschwung geistiger Tätigkeit, mit dem die Bewegung einsetzte, nicht allzulange vor, erschöpfte sich schon mit Chelčicky und Rokycana.

III.

Der Hussitismus wirkte über Böhmens Grenzen, aber am wenigsten bei den blutsverwandten Polen; hier fehlte nämlich für ihn jede Vorbedingung. Hier hatten kein Waldhauser, kein Milicz die Gleichgültigkeit der Menge aufgerüttelt; hier gab es keine direkten Beziehungen zu Wiklif und Waldenser fehlten sogar unter den Deutschen Polens; während Čechen im 15. Jahrhundert bewußt die Losung hochhielten: linguam nostram magnificabimus, war polnisches Nationalgefühl noch erheblich schwächer, trotz Długosz und Ostrorog; auch im Glauben war man zurückhaltender, von Enthusiasmus, von Mystik war keine Spur; der scharfe Angreifer der Simonie, Matthäus von Krakau, dem der Dominikaner Falkenberg deshalb Ketzerei vorwarf, wirkte ja nur in Prag als Professor und Pfarrer zu St. Marien, dann in Heidelberg; die junge Universität war orthodox; ihre Böhmen waren Antihussiten; kaum daß sich ein Magister für Wiklifs Philosophie mehr als für dessen Theologie erwärmte. Dafür wachte die Hierarchie, deren Autorität durch keinen König Wenzel erschüttert war, mit unnachsichtlicher Strenge über der Reinheit des Glaubens und zertrat jeden Funken, der von jenseits der Grenze herüberflog: Polen blieb erzkatholisch, trotz des Konziliarismus seiner Professoren und der Zehntstreitigkeiten seines Adels.

Das wurde im 16. Jahrhundert anders. Die Mißwirtschaft der Kirche, die Häufung der Pfründen, die ausschweifende Lebenshaltung der Hierarchie, zwölf bis vierzehnjährige Knaben als Pfarrer (hungernde Vikare sorgten für Kult und Seelenheil), die Überwucherung alles Äußerlichen, das fremde Vorbild der deutschen und schweizerischen Reformation, ließen Adel und meist deutsche Bürger zumal im Westen des Reiches vom Katholizismus abfallen. War im 15. Jahrhundert Böhmen

Asyl für die des Glaubens wegen Verfolgten, so strömten jetzt in Polen Deutsche, Franzosen, Italiener, sogar Russen zusammen, um wenn nicht in Krakau selbst, so doch an Herrensitzen, nicht nur ihrem Glauben nachzuleben, sondern ihn auch zu verbreiten. Reisen ins Ausland, das Studium in Königsberg, Wittenberg usw., hatten den Abfall vorbereitet, den auch sehr materielle Gründe, z. B. Zehntstreitigkeiten, mächtig gefördert haben.

Während jedoch Luthertum, Kalvinismus und die Brüderunität bei allen ihren Leistungen in Polen nichts Originales geschaffen haben, traf solches bei den sogenannten polnischen Brüdern in erheblichem Maße ein. Denn neben den „böhmischen" und „mährischen" Brüdern (dies waren deutsche Kommunisten und Wiedertäufer mit fast katholischem Dogma), traten als „polnische", im Laufe des 17. Jahrhunderts besonders im Auslande so genannt, Vertreter einer besonderen Kirchengemeinschaft auf, die man sonst mit den verschiedensten Namen belegte. Ihre Gegner nannten sie nach alten Ketzern Arianer, Samosatener, Ebioniten, nach ihrem Dogmatiker hießen sie Sozinianer; nach ihrer eigenen Terminologie „kleinere Kirche" (zbór) oder „Christen" (chrystjanie, im Gegensatz zu dem offiziellen Christennamen, chrześcjanie). Von der „größeren Kirche", d. i. der kalvinischen, sonderte sich seit 1562 erst langsam, dann immer entschiedener die „kleinere" ab; 1565 war die endgültige Trennung (und gegenseitige, unversöhnliche Anfeindung) vollzogen; Martin Czechowic aus dem Posenschen (Benschen) und der Weißrusse Simon Budny wurden die Hauptführer einer extremeren und einer gemäßigteren Richtung, die in ihrem Antitrinitarismus die gemeinsame Grundlage besaß, dagegen auseinanderging in bezug auf Kindertaufe oder Taufe der Erwachsenen (Anabaptismus) und auf wörtliche antisoziale Auslegung der Bergpredigt oder auf deren möglichste Anpassung an elementare Forderungen von Staat- und Gemeinleben. Groß- und kleinpolnischer (Moskorzewski, Lubieniecki, Otwinowski, Morsztyn) sowie kujawischer Adel (Jan Niemojewski) vertraten die radikale Richtung, legten ihre Ämter nieder, verkauften ihre Besitzungen, um mit dem Erlös die Kirche zu fördern, verweigerten den Kriegsdienst, zu dem sie als Adlige verpflichtet waren, mieden grundsätzlich Gerichte und fanden sich schließlich in Raków und Lublin zusammen, um ein evangelisches Leben zu führen; neben Raków und Lublin spielten noch in den „Vorbergen" (Podgórze) Herrensitze der Morsztyn, Potocki u. a. eine Rolle; andere Gemeinden, in Krakau, Schmiegel, Piaski, Lewartów, Bełżyce, waren mehr

oder minder ephemer; die russisch-litauischen gingen nach dem Tode ihres Hauptsprechers, des S. Budny, und ihres Magnaten Kiszka, ihrer Hauptstütze, meistens ganz ein. Lutheraner und Kalviner mit den böhmischen Brüdern schlossen sich gegen die Antitrinitarier schroff ab, bestritten schließlich, daß die für den Adel 1573 gewonnene Glaubensfreiheit auch sie einschließe, und überließen sie ihrem Schicksal, jedem Versuche einer Einigung offen ausweichend. Daher konnten sich die Angriffe der katholischen Reaktion unter Führung der Jesuiten ungestraft gegen die allen verhaßten „Arianer" richten und schließlich zur Vernichtung der „Sekte" führen, die nach der Zerstörung ihres Raków vorübergehende Zufluchtsstätten in Wolhynien und der Ukraine gefunden hatte; 1658 verurteilte sie der Reichstag, katholisch zu werden oder das Land zu verlassen.[3]

Den Historiker und namentlich den Kulturhistoriker interessiert nicht mehr ihre reiche theologische Literatur, denn im Gegensatze zu Waldensern und böhmischen Brüdern, die jeglicher Dogmatik und Polemik fern blieben, waren die Arianer Vielschreiber, namentlich Dogmatiker, und haben, zumal in lateinischer Sprache, ganze Bibliotheken geschaffen; diese prüft heute nur der Theologe, ebenso wie ihre Verzweigungen und Zusammenhänge mit französischen, holländischen und englischen Kalvinern, Mennoniten, Quäkern, oder ihre letzten Spuren in Nordamerika; den Kulturhistoriker fesselt nur ihr Leben, die Verwirklichung ihrer Ideale.

Das dogmatische Rüstzeug auch der „Arianer" entstammte der Fremde, aber erst in Polen gab es Zusammenfassung aller Richtungen zu einer dogmatisch und ethisch geeinten Kirche. Ihren starken rationalistischen Einschlag verdankte sie italienischen Theologen (Stancaro, Lismanini, Ochino), Juristen (die beiden Sozzini, Gribaldi, Alciati), Ärzten (Blandrata); sie zerpflückte unter deren Einfluß die Dogmen, namentlich die der Trinität, obwohl sie nicht alles Übernatürliche ausschaltete, an der Verehrung Christi festhielt, Auferstehung der Frommen nicht leugnete; damit erregte sie den Haß der Katholiken und Protestanten, den ihre wahrhaft christliche Lebensführung nicht zu bannen vermochte. Sie ging ursprünglich äußerst radikal vor; über-

[3] Hunderte verließen Polen, nur war ihr Los ungleich schlimmer als das der Hugenotten oder der Salzburger Protestanten, denn außer in Siebenbürgen und im Herzogtum Preußen, war nirgends ihres Bleibens; als Antitrinitarier (sie erkannten nur die Vergottung, nicht die Gottheit Christi an), waren sie von vornherein nur fluchwürdige Ketzer, die zu verfolgen Verdienst vor Gott wäre.

wand die mittelalterlichen Standesvorurteile und schaffte theoretisch die Hörigkeit ab; sie leugnete zwar nicht den Staat (der der Bösen wegen unentbehrlich wäre), gehorchte und zahlte ihm, aber ging an ihm vorbei, um dem eigenen Seelenheil zu dienen; sie hielt sich wörtlich an die Weisungen der Bergpredigt; Widerstand gegen das Böse vermehrte ihr nur das Böse, daher waren ihr Waffen, Krieg, Todesurteile ein Greuel; so sehr sie auch die Ausschreitungen in Münster von sich abwies, hatte sie von späteren Wiedertäufern ihre Anregungen erfahren, obwohl sich zu den Mährischen Brüdern keine Brücke schlagen ließ. Bei diesem Hereinfluten neuer Ideen, bei dem Fehlen einer überragenden Autorität (ein Kennzeichen wie des polnischen Staates, so seiner Reformation), war es in den Anfängen, um 1570 besonders, zu einem bedenklichen Aufeinanderplatzen aller möglichen Lehren, zu einer völligen Konfusion gekommen; Intelligenz und Adel drohten aus ihren Reihen zu verschwinden; es mußte Kompromisse mit den polnischen Verhältnissen geben, wenn man sich aussichtsvoll behaupten wollte. Wohl gab es Intransigente, die sich nicht bekehren ließen. Budny neigte stets Judaisierenden und Nonadoranten zu; Czechowic und Niemojewski führten nur hölzerne Säbel und verlangten die Taufe der Erwachsenen, aber das Gros folgte in Dogma und Leben dem Fausto Sozzini, dessen einstiger Radikalismus in Polen sich stark milderte. Dessenungeachtet blieb der Hochadel bis auf den alten Radziwiłł (den „Schwarzen") und den jungen Kiszka den Arianern fern, während er dem Kalvinismus zugeflogen war; Arianer rekrutierten sich aus Kleinadel, Gewerbetreibenden, Fremden; sie waren an Intelligenz und Bildung ihren Gegnern meist weit überlegen, ebenso den ihnen verwandten Mennoniten; namentlich sicher war ihre Bibelkunde; die Anekdoten, die über sie umliefen, bezogen sich meist auf Zitate aus der Heiligen Schrift. Keine Konfession hat (im Prozent) gleich viel literarische und wissenschaftliche Arbeit geleistet; freilich galt dies für Adlige (neben Niemojewski und Moskorzewski war ein Przypkowski, die Stoiński, Potocki, Lubieniecki, Otwinowski usw.), und Ausländer, darunter namentlich viele Deutsche (Schmalz aus Gotha, Ruar aus Holstein, Radecke aus Danzig, Wolzogen aus Österreich, die Stegmanns aus der Mark, Ostorodt aus Goslar, Crell aus Franken u. a.); keine Konfession sorgte ausgiebiger für das Schulwesen: ihre Schule in Raków wurde von der Jugend aller Konfessionen besucht, weil die Arianer nicht auf Proselytenmacherei ausgingen; das Ausland, besonders Ungarn und Siebenbürgen,

war hier stark vertreten; Fremden erschien Raków als eine weihevolle Stätte des Friedens und der Frömmigkeit. Aber jede Erinnerung an die Arianer ist nach 1700 verschwunden, kaum daß die Tradition eine und die andere alte Bauart als ihre Kirche (zbór) bezeichnet, und bis unlängst mied auch die künstlerische wie die wissenschaftliche Literatur ihre Spuren; erst die letzten Dezennien haben den auf den Arianern lastenden Bann gebrochen, im historischen Roman wie in wissenschaftlicher Forschung. Zu einer Synthese ihrer Theologie ist es noch nicht gekommen, wir besitzen nur Monographien über Gregor Paulus, Ruar, Niemojewski, Przypkowski u. a., wohl aber hat St. Kot ihre „politische und soziale Ideologie“ in einem, Warschau 1932 erschienenen Buch ausgezeichnet dargestellt, auf Grund eingehenden Studiums ihrer und ihrer Gegner Schriften. Der Gegensatz zwischen der älteren, radikalen und der jüngeren Generation, die sich in die Forderungen des polnischen Lebens einzugliedern suchte, ist scharf hervorgehoben; ihr Pazifismus, ihre Humanität, ihr energisches Eintreten für Gewissensfreiheit und Toleranz wird immer wieder betont; die Zusammenhänge mit Hugo Grotius und andern Holländern, die noch besonders zu verfolgen wären, sind angedeutet; ihre Stellung im europäischen Geistesleben als der Vorläufer der Deisten und Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts unterstrichen. Besonderer Nachdruck wird auf das hohe moralische Niveau dieser „Sektierer“ gelegt, auf die strenge Kirchenzucht, die in den zahlreichen Synoden geübt wurde, auf die Resignation, der sie sich allen Lockungen der Welt gegenüber befleißigten. Aber wie stellten sich dazu die Zeitgenossen?

Die Katholiken, speziell die jesuitischen Polemiker, ein Łaszcz und Skarga, ließen an ihnen ihren Grimm los, verdammten und verleumdeten sie, sahen in ihnen Vorläufer, ja, Spione der Türken (eine damals sehr beliebte Ausflucht; galten doch die Jesuiten selbst, den Evangelischen in Polen als Spione und Vorläufer der spanischen Hegemonie), konnten aber an ihrem privaten Leben nichts Substantielles aussetzen. Wir besitzen Äußerungen eines Renegaten, des Arztes Kaspar Wilkowski, der 1583 in einem besonderen Buch „die Gründe seiner Bekehrung“ (zum Katholizismus) darlegte: sein Aufenthalt in Italien hätte ihm die Augen geöffnet; den innern Zwiespalt, seine Gewissenskämpfe hätten Ältere des zbór mit ihren schwankenden Glaubensmeinungen nicht beilegen können; Ruhe gewann er erst im festen Gefüge der unfehlbaren, traditionellen Kirche, doch stellte er seine früheren Glaubensgenossen nicht bloß,

spielte nur an auf Gegensätze innerhalb aufeinander neidischer „Minister“ (Prediger) und zwischen Adel und ihnen. Schärfer gingen katholische Pasquillanten vor, besonders der Jesuit Łaszcz griff zu dem bequemen Vorwurf (ohne ihn irgendwie zu belegen), daß sie in ihren Zusammenkünften Unzucht trieben. In einem anonymen Pasquill von 1615 („Appendix oder Anhängsel“) wird die „Demut der Arianer“ folgendermaßen geschildert: „kein farbiges Kleid, keine Ketten oder Ringe anlegen; keinen goldglänzenden Säbel gürten; Almosen geben, um damit zu prunken; Dienstboten nicht schelten (wohl aber Katholiken); die Hörigen streicheln, damit sie die Arianer vor Leuten preisen; Feste nicht feiern, Freitags Braten, Sonntags ein Fischlein essen; Fürbitte um den König im Tempel halten, aber zu Hause ihn verfluchen; auf dem Reichstag Ränke schmieden (wegen der Toleranz und der Gotteshäuser); Wucher nehmen; mit den Juden praktizieren; leise sprechen; Wörtchen auffangen; schmähen, verleumden, schmeicheln, gaunern, lügen und verführen; Synoden abhalten, zur Beschneidung (statt der Wiedertaufe) die Kirche vorzubereiten; die Katholiken ruinieren; Geld sammeln; den Türken erwarten.“ Kalvinische Minister spotteten über Arianer: sie hätten nichts außer groben Kleidern, Hemden und Stiefeln und traurige Gesichter, wofür ihnen Gott viel Dank schulde, als ob er derlei bedürfte und gerne sähe, in was für Kleidern man gehe und in Stiefeln, aber ohne Säbel; später machte ihren Ministern ein anderer Kalviner zum Vorwurf, daß sie, um Gefahr und Verfolgung zu entgehen, (sich nicht wie Geistliche kleiden, sondern) Reitertracht anlegen, Säbel umgürten und eisenbeschlagene Stiefel anziehen, so daß ein Unkundiger sie für Adlige halten mußte.

Gegen jeglichen Rigorismus in der Lebenshaltung wandte sich Sozzini selbst und besonders Chr. Ostorodt in seiner (deutsch geschriebenen) „Unterrichtung von den vornehmsten Hauptpunkten der christlichen Religion“ (Raków 1604): er lobt zwar Anabaptisten wegen ihrer Schmucklosigkeit, will diese nur nicht zu lästiger Pflicht machen, was zur Verachtung der Gläubigen führen und bessere Leute ihnen abwendig machen könnte. Trotzdem zeichnete sie Einfachheit aus: weder in der Kirche noch bei Hochzeiten dürfe man Musik machen oder tanzen, nur sich vollessen und volltrinken, demütig Lieder aus dem Katechismus singen, spottete jener Appendix. Kurz und treffend hatte Ostorodt in einem Brief von 1591 an Straßburger Anabaptisten das Leben der Schmiegeler Gemeinde dargestellt (vgl.

Kot a. a. O., S. 76 f.); bald darauf, um 1595, war die alte Einfachheit stark gelockert. Der arianische Adel hatte auf fremden Einfluß hin den Rigorismus in Tracht und Lebensführung aufgegeben, namentlich die Frauen waren auf Putz und fröhliche Geselligkeit erpicht und Synoden wiederholten stets ihre offenbar vergeblichen Mahnungen; die Bürgerlichen machten diese Wandlung kaum mit und so ergaben sich Gegensätze. Wie hoch trotz solcher Abirrungen die Moral dieser „Christen" stand, wird ersichtlich aus einer 1618 und 1619 mit Kalvinern geführten Polemik.

Ein Kalviner, Christoph Chrząstowski, „vorher Hofmann, jetzt Landmann," der ja nicht mit dem gleichzeitigen Kalviner und Minister desselben Namens in Litauen zu verwechseln ist (Verfasser eines grundgelehrten lateinischen Buches über die Messe; Polemiker gegen Bellarmin), druckte 1618 ein „Gespräch eines evangelischen Adligen mit einem evangelischen Minister"; die angegriffenen Minister verbreiteten erst einige Pasquille gegen ihn, sammelten dann Geld bei den Kaufleuten in Lublin und druckten dafür in Thorn eine „Auf das Gespräch usw. bescheidene und wahrhafte Antwort durch die Minister des Lubliner Distriktes", die sie zu 15 Groschen verkauften. Chrząstowski blieb ihnen die Antwort nicht schuldig in seiner „Verteidigung des Gespräches des A. Chr. usw. gegen die mit Unrecht bescheiden und wahrhaft genannte Antwort usw." 1619; letztere Schrift, deren einziges Exemplar die Berliner Staatsbibliothek aus der Bibliothek des Großen Kurfürsten im Prachtband besitzt, ist der Forschung unbekannt. Die Antwort der Minister faßte A. Kossowski, Der Protestantismus in Lublin im 16. und 17. Jahrhundert, Lublin 1933, S. 117—120, kurz zusammen. Mit Verzicht auf die Einzelheiten und Aufeinanderfolge ergibt sich auf Grund aller drei Schriften folgendes: Chrząstowski, ein vermögender Adliger, der seine Söhne nach Heidelberg auf die Universität schickte, war Kalviner, hatte 1612 die Erklärung unterschrieben, in der die Synodalen in Lublin sich gegen jede Einigung mit den Arianern wandten („mit ihnen werden wir uns einigen, wenn Himmel und Hölle einander gleichen und Hirsche auf den Wolken weiden", erklärten 1618 die Minister), was er jetzt äußerst bedauert, denn diese Einigung wäre sehr zu empfehlen, die Streitigkeiten über Trinität u. ä. wären einfach zurückzustellen. Er ist Kalviner, besucht jedoch die arianischen Predigten, weil er nur in diesen statt dogmatischer Zänkereien wahre Zerknirschung und Unterweisung, wie man christlich leben soll, gefunden hat; die kalvinischen Minister dagegen predigen kalt und

beziehen sich auf die Kirchenväter, was in eine Disputation, nicht aber in die Predigt gehört; ich habe Augustin und die Kirchenväter nicht gelesen und werde es auch nicht tun, weil sie oft papistisches Heidentum stützen; sein Wissen ist tatsächlich nicht groß, hat er doch ein (unbekanntes) Buch Forma Renegantorum (statt Renegantium) geschrieben, was er als Druckfehler wegerklären wollte. Dafür erfüllt ihn Haß gegen alles Römertum und er greift die Minister scharf an, wo sie römische Neigungen in Kult und Disziplin verraten, z. B. beim Altarsakrament, bei ihrer Herrschsucht in der Kirche, Zurückdrängen der Laien usw.

Er ist in Standesvorurteilen völlig befangen, empört darüber, daß die kalvinischen Minister von Dorf oder Stadt kommend sich adlige Namen auf -ski anmaßen, so nennt sich Żaborowski der Verfasser der „Antwort", ein Bauernsohn Puto, der Senior Jan Grzybowski ist ein Bauer Pyszałka. Daher schickte er seine Söhne erst nach Raków gegen das ausdrückliche Verbot der Synode, wo sie standesgemäß leben konnten, nicht wie mein Neffe, den mein Bruder für gutes Geld bei einem Minister unterbrachte, der ihn Knechtesdienste verrichten ließ: Adel ist zum Bedientwerden da, nicht um zu bedienen. Die plebeischen Minister maßen sich Rechte an, die ihnen nicht zukommen; Adlige meiden ihre Synoden und Streitigkeiten; man baue auf Leben und Glauben, nicht aufs Credo; Streitigkeiten gab es ja schon zur Zeit der Apostel; nur den Papisten hat der Teufel die Einigkeit gegeben, die er den Evangelischen vorenthielt. Es handelt sich um Zucht, um Disziplin; ihr nennt euch evangelisch, lebet aber teuflisch; eure Minister spielen Schach und Karten, statt in der Schrift zu lesen und Leute zu bekehren. Leichtsinnige Frauen haben die Arianer verlassen und sich euch beigesellt, um loser leben zu können. Ihr wendet Geld an, um Proselyten zu werben, was Arianer nie tun (sie leihen dafür Handwerkern Geld, nehmen sich Zeit mit der Rückforderung oder erlassen die Schuld ganz; dann heißt es, bei ihnen sei Nächstenliebe, also auch wahrhafter Glaube, und so werden für Geld Leute gewonnen, sagen die Gegner des Chrząstowski).

Wir Adligen besuchen nicht eure Synoden, weil es sich dabei stets nur um Kleinigkeiten, hauptsächlich um Persönliches handelt: Anstellungen (an einträglicheren Posten haftet ihr zähe), Reibereien, Verleumdungen. In den Predigten beschimpfet ihr Andersgläubige, die Arianer würdet ihr unter dem Vorwand der Religion am liebsten auffressen; wegen eures ungewaschenen Maules ladet ihr euch Verfolgungen auf den Hals, wofür wir dann einstehen

müssen, mit Gefährdung unserer eigenen Sicherheit; wie anders die Arianer! Daß diese der Sicherheit halber adlige Tracht tragen, aber ihr machet es während der Lubliner Jahrmärkte ebenso. Die Arianer behandeln alle Personen gleichmäßig, reden sie nur ihrem Stande nach verschieden an (dies bestreiten die Kalviner: die Arianer wandten vorsichtiger die Zucht an gegen die Adligen, als gegen die einfachen Leute). Arianer haben einige bei Namen genannte wegen Sittenlosigkeit ausgestoßen, ihr habet sie aufgenommen, ohne daß sie sich gebessert hätten, und wie zänkisch sind eure Minister; euer Senior Grzybowski drückt sich auch vor der Rechenschaftsablegung über die frommen Stiftungen, obwohl ihn die Kaufleute mehrfach darum angegangen haben usw. Auf diese spezifizierten Vorwürfe antworteten die Minister mit Allgemeinheiten: den Arianern wären beigetreten „Wirrköpfe, Verleumder der Menschen, Hypokriten, Unruhstifter, Störer der Kirche Gottes, Verspotter der Heilsgeheimnisse, Atheisten, Freunde der Juden und Mohammedaner“.

In der Tat gab es immer mehr Übertritte von Kalvinern zu Arianern, als umgekehrt, so der reiche Lubliner Goldschmied Bach, ein Kalviner, der Arianer wurde, während er sich wie jeder Andersgläubige bei Erhaltung des Bürgerrechtes der königlichen Stadt verpflichten mußte, binnen Jahresfrist katholisch zu werden; Arianer wurden nur zu Katholiken. Sie erschienen nie vor Gericht, ihre Streitigkeiten entschied die Gemeinde, welche Ungehorsame oder Übertreter der Gebote dauernd oder vorübergehend ausschloß. Ausnahmsweise gab es Verhandlungen vor dem städtischen Gericht oder vor dem Tribunal, wenn eben Arianer von Andersgläubigen beschuldigt wurden, z. B. ein Lubliner Buchhändler, daß er Rakower Bücher vertreibe; ganz ausnahmsweise ein Schismatiker, der Arianer geworden war, wegen Lästerung (er rettete sich durch die Flucht vor dem Todesurteil), oder wegen Scheinkäufe und Scheinschulden: Arianer, deren Kinder katholisch wurden oder werden sollten, enterbten sie, und um ihrer Kirche die Summen zu erhalten, bekannten sich als Schuldner, aber einer von ihnen, der katholisch wurde, widerrief dann die Schuldurkunde. Bei Bekehrungen und Widerrufen gab es öfters äußerst dramatische Zwischenfälle. Schwere Schuld luden auf sich mehrere Arianer, als sie des Glaubens wegen auf Seite der in Polen einfallenden Schweden traten (etwa wie in Deutschland die Protestanten gegenüber Gustav Adolf), was dann den äußeren Anlaß zu der Glaubensverfolgung von 1658 abgab.

In dem 17. Jahrhundert, in dessen Mitte die Katastrophe über Polen hereinbrach, blieben sie trotz aller Verfolgungen bei ihrem Glauben, bei ihrer Humanität. Zwar gelang ihnen keine allgemeine Befreiung ihrer Hörigen, was nur einzelne durchführten, aber sie behandelten sie human; zwar mußten sie in einem Lande, das von Tataren und Kosaken heimgesucht ward, selbst zu den Waffen greifen, aber sie verpönten deren Herstellung und schränkten das Recht der Kriegführung möglichst ein (Ausschluß jeglicher Offensive u. dgl.); sie waren von der Richtigkeit ihres Glaubens überzeugt, aber sie ehrten die Überzeugung anderer (daher die steten Versuche einer Einigung mit Kalvinern). Die von der Fremde empfangenen Anregungen haben ihr ganzes Tun und Lassen beeinflußt; diese setzten sie in Wirklichkeit um, waren Verkünder des Pazifismus, Vorläufer aller Dogmenkritik und des Freidenkertums, Lehrer und Befolger strenger, apostolischer Zucht. Vergessen wie die čechischen Hussiten (sogar Fachmänner wie Troeltsch haben ihrer nicht mehr gedacht), haben erst diese polnischen „Brüder“ (denn das deutsche Element blieb namentlich bei den des Glaubens wegen Auswandernden stark im Hintergrund) fremden Theorien und Ideen mit Einsetzung ihrer Persönlichkeit zum Siege verholfen.

Der Unionsgedanke des Consensus Sendomirensis.

Von

Karl Völker, Wien.

Am 14. April 1570 kam in Sendomir eine Verständigung zwischen Lutheranern, Reformierten und böhmischen Brüdern zustande; sechsundzwanzig Jahre später trat der Großteil des ruthenischen Klerus auf der Kirchenversammlung in Brześć-Litewski (16. bis 20. Oktober 1596) der durch Clemens VIII. am 23. Dezember 1595 verkündigten Unionsbulle „Magnus Dominus“ bei; im Jahre 1605 erschien der Rakower Katechismus als Bekenntnisschrift der von der reformatorischen Rechtgläubigkeit abgefallenen Gruppen, die unter einander vielfach entzweit von Fausto Sozzini zur Gemeinschaft der „polnischen Brüder“ zusammengeschlossen worden waren. In der Zeit von 1570 bis 1605 macht sich demnach in der Kirchengeschichte Polens ein deutlich sich ausprägender Unionswille innerhalb der einzelnen kirchlichen Kreise, die sich gegen ein-

ander schroff abgrenzten, bemerkbar. Die Dinge lagen freilich nicht so, als ob der Wille zur Einheit sich ungebrochen durchgesetzt hätte. Um den Fürsten Konstantin Ostrožskij, der 1596 in Brześć persönlich erschien, scharten sich die Gegner der Union, die in einem Aufruf an das ruthenische Volk die Unionsbischöfe „Strauchdiebe“ bezeichneten. Im sozinianischen Lager vertrat z. B. Christoph Ostorodt gegenüber den Hütern des Rakower Erbes den radikalen Kommunismus der mährischen Täufer. Vollends erhob sich gegen die Sendomirer Verständigung das strenge Luthertum, das schließlich erreichte, daß der Consensus nach der Thorner Generalsynode 1595 nicht mehr erneuert wurde. Die historische Entwicklung schritt über die erwähnten kirchlichen Einigungsbestrebungen in Polen hinweg: Das lutherische und reformierte Kirchenwesen gingen in der Folgezeit getrennte Wege. Von der Brester Union sind infolge der Gegenmaßnahmen des zaristischen Rußlands nur verhältnismäßig dürftige Reste übrig geblieben. Die Sozinianer wurden 1658 aus Polen ausgewiesen. Dennoch muß die historische Forschung die in Frage stehenden Unionsbemühungen als Begebenheiten bewerten, worin ein charakteristischer Grundzug der Kirchengeschichte Polens in Erscheinung tritt. Die Besonderheit, die in dieser Gestaltung der Dinge sich bemerkbar macht, wird erst recht deutlich, wenn man bedenkt, daß sich hierfür anderswo keine gleichwertigen Parallelen anführen lassen. In der Geschichtsliteratur der letzten Zeit sind diese Probleme auch tatsächlich eingehend behandelt worden. Einen Einblick in die mit den Brester Abmachungen zusammenhängenden gewährt Hans Koch in seinen Ausführungen „Zur Frage der kirchlichen Union in Polen“,[1] worin er auch das ukrainische Schrifttum über diesen Gegenstand würdigt. Es will beachtet sein, daß es sich dabei um das in einem Teilgebiet gelungene Nachspiel zu der im übrigen mißlungenen Florentiner Union aus dem Jahre 1439 handelt. Über das Kernstück der Ideologie der „polnischen Brüder“, ihre politischen und sozialen Grundanschauungen, worin Fausto Sozzini die Verständigung auf einer mittleren Linie im großen und ganzen gelungen ist, hat erst kürzlich Stanisław Kot eine grundlegende Untersuchung veröffentlicht.[2] Das Zustandekommen und die politischen Begleitumstände des Consensus Sendomirensis hat Oskar Halecki[3] erschöpfend aufgehellt. In Anbetracht

[1] Evangelisches Kirchenblatt, Posen, XI, 1933, S. 162 ff., 206 ff.
[2] Ideologja polityczna i społeczna braci polskich, Warschau 1932.
[3] Zgoda Sandomierska 1570 r., Warschau-Krakau 1915.

seiner Bedeutsamkeit verlohnt es sich aber, darüber hinaus die zu Sendomir erzielte Verständigung im Hinblick auf den protestantischen Unionsgedanken überhaupt einer Würdigung zu unterziehen. Ihre Wesensart wird alsdann um so klarer hervortreten.

Was strebten die Teilnehmer der Sendomirer Generalsynode im Jahre 1570 an? In ihrer einmütig zustande gekommenen Kundgebung sprechen sie sich darüber mit voller Deutlichkeit aus. Als Grund der Verständigung geben sie den gemeinsamen Abwehrkampf gegen Tritheisten, Ebioniten und Anabaptisten, die in ihre Reihen eingebrochen waren, an. Zur Widerlegung der „von den Feinden der Wahrheit und des Evangeliums“ behaupteten Zerrissenheit innerhalb der rechtgläubigen Kirchen infolge der zwischen ihnen bestehenden Lehrunstimmigkeiten bestätigen sie sich „im Streben nach Frieden und Eintracht“ „gegenseitig die Übereinstimmung“. Die Lutheraner, Reformierten und böhmischen Brüder gestehen sich wechselseitig zu, daß ihre Bekenntnischriften in allen Hauptstücken des christlichen Glaubens, „nichts gelten lassen, was mit der rechtgläubigen Wahrheit und dem reinen Wort Gottes nicht übereinstimme“.[4] Mit Rücksicht auf die antitrinitarischen Gegner werden die entscheidenden Lehrartikel namentlich aufgezählt: Lehre von Gott, der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Christi, der Rechtfertigung. „Der unglückselige Zwist über das Herrnmahl“ hat die Bekenner der evangelischen Wahrheit ungeachtet dieser breiten gemeinsamen Grundlage bisher auseinandergebracht. Zur Herbeiführung einer klaren Sachlage einigen sich deshalb die Vertreter der drei Kirchen auf eine gemeinsame Abendmahlsformel, die sie als Kernstück des auf der Sendomirer Synode zustande gekommenen „Bekenntnisses“ bezeichnen. Um „aus der Verschiedenheit der Formeln“ nicht Streitigkeiten aufkommen zu lassen, fügten sie außerdem aus der für das Tridentinum 1551 bestimmten Confessio der sächsischen Kirchen den Artikel über das Abendmahl, dessen wichtigste Bestimmungen im Vorwort hervorgehoben werden, hinzu. Wir werden im Verlauf unserer Ausführungen auf den Sendomirer Lösungsversuch in der Frage der Abendmahlslehre noch zurückgreifen. Die Aufstellung eines gemeinsamen Compendium corporis doctrinae wird einer späteren, nicht allzu fernen Zusammenkunft vorbehalten. Hinsichtlich der Riten und Zeremonien wird den einzelnen Kirchen volle Freiheit belassen, da an der Unter-

[4] „Nil agnoscere, quod sit absonum ab orthodoxa veritate et puro verbo dei.“

schiedlichkeit darin nicht viel gelegen sei, sofern nur „die Lehre selbst und das Fundament des Glaubens und der Seligkeit unversehrt erhalten bleiben“.[5] Die Abwehrfront gegenüber dem Papsttum wird ebenfalls betont, aber aus taktischen Gründen nicht in dem Maße wie gegenüber dem von den „rechtgläubigen“ reformatorischen Kirchen abgesplitterten Sektierertum.

Eine Kultusunion wird demnach von vornherein abgelehnt, wohl aber eine Lehrunion angestrebt. Ihr vollinhaltliches Zustandekommen wird als Ziel weiterer im brüderlichen Geist zu führender Verhandlungen ins Auge gefaßt. Vorläufig begnügte man sich mit einer gemeinsamen „Confessio“ nur in dem einen Lehrstück des Herrnmahles und beließ jede der drei reformatorischen Kirchen bei ihren überkommenen Bekenntnisschriften, nachdem es keiner derselben gelungen war, die anderen zur Annahme ihrer Konfession zu bestimmen. Da sie sich gegenseitig die Rechtgläubigkeit ihres theologischen Standpunktes zusicherten, erscheint die gemeinsame Abendmahlsformel gewissermaßen als überkonfessionelle Zusammenfassung der den einzelnen Bekenntnisschriften zugrunde liegenden reformatorischen Wahrheitsmomente. Für die Dauer ließ sich freilich ein solcher Lösungsversuch nur aufrecht erhalten, wenn zwischen der Sendomirer „Abendmahlslehre“ und den betreffenden Artikeln in den Sonderbekenntnissen keine grundsätzlichen Unstimmigkeiten sich nachweisen ließen. Es war deshalb folgerichtig, daß man, um hierüber nicht Meinungsverschiedenheiten aufkommen zu lassen, ein gemeinsames „Compendium corporis doctrinae“ in Erwägung zog. Die bloße gegenseitige Versicherung, alle Lehrstreitigkeiten einzustellen, genügte nicht.

Die späteren Synoden übernahmen nun die Aufgabe, hierin volle Klarheit zu schaffen. Sind sie in dieser Hinsicht über die in Sendomir eingehaltene Linie hinausgelangt?

Einen Monat nach der Sendomirer Generalsynode fanden sich Lutheraner und böhmische Brüder in Posen zu einer gemeinsamen Synode zusammen. Es lag in der Natur der Sache, daß gerade in der Hauptstadt Großpolens, woselbst Gemeinden beider Bekenntnisse neben einander

---

[5] Bei G. Smend: Die Synoden der Kirche Augsburger Konfession in Großpolen, 1930, S. 61 ff., der heute am leichtesten zugängliche Wortlaut auf Grund des Textvergleichs der acht Ausgaben des Consensus. Den vollen Auszug aus der sächsischen Konfession bringt H. A. Niemeyer: Collectio Confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum, 1840, S. 554—559.

bestanden, das gegenseitige Verhältnis auf Grund der Sendomirer Abmachungen gründlich durchgesprochen werden mußte. Hinsichtlich der Vereinheitlichung des Lehrsystems kamen die beiderseitigen Vertreter nicht einen Schritt über die in Sendomir erreichte Verständigung hinaus. Im Gegenteil. Nur mit Mühe gelang es den Brüdern, einen Vorstoß der Lutheraner, der Konsensusformel im Abendmahl „eine Deutung im Sinne der Doktoren des Augsburgischen Bekenntnisses zu geben", abzuwehren. Schließlich einigte man sich auf eine gemeinschaftliche Erklärung,[6] wonach man alle von der Konfession der sächsischen Kirchen des Jahres 1551 abweichenden „Begriffsbestimmungen, Worte und Auslegungen" ablehne.[7] Diese Wendung bewegt sich durchaus auf der Linie der Sendomirer Bestimmungen, wobei allerdings beachtet werden muß, daß die Lutheraner zumindest den Versuch machten, die Lehrauffassung zu ihren Gunsten zu verschieben. Im Vergleich mit den zu Sendomir getroffenen Abmachungen fällt es ferner auf, daß die Fragen des Kultus, der Kirchenzucht und der Verwaltung, die dort kaum berührt wurden, hier im Vordergrund stehen. Freilich entsprach dies dem Zweck der Posener Besprechung. Von den zwanzig observationes, worin das Ergebnis der Beratung zusammengefaßt wurde, bezieht sich nur der fünfte Artikel auf die Lehre — er enthält den oben erwähnten Beschluß hinsichtlich dem Festhalten an der sächsischen Konfession aus dem Jahre 1551 —, wohingegen in den übrigen Punkten die gegenseitigen äußeren Beziehungen zwischen Lutheranern und Brüdern geregelt werden. Man gewinnt den Eindruck, daß es den beiderseitigen Vertretern darauf ankam, um der Aufrechterhaltung des guten Einvernehmens willen Grenzverschiebungen, die sich aus dem Consensus zu Ungunsten des einen oder anderen Teiles ergeben könnten, von vornherein unmöglich zu machen. Deshalb wird eine Kultusunion mit allem Nachdruck abgelehnt. Dies kommt vor allem in den Bestimmungen 4, 14 und 15, wonach die Heranziehung eines Geistlichen des anderen Bekenntnisses durch den Patron sowie die Abendmahlsgemeinschaft nur mit Zustimmung des zuständigen Pastors zugelassen wird, zum Aus-

---

[6] „Maxima autem concertatio fuit de observatione illorum (observationum), in qua (Lutherani) postulabant a fratribus, ut de Coena D. differentes utantur terminis et explicatione tantum Doctorum Augustanae Confessionis." Smend, a. a. O., S. 66.

[7] „Vitabimus terminos, verba et explicationes a verbo dei et hoc generali consensu, et ab hac ipsa confessione Saxonicarum eccelsiarum ad Tridentinum concilium missa alienas." Ebd., S. 70.

druck. Die Warnung vor gegenseitiger Proselytenmacherei wie nicht minder vor jeglicher Herabsetzung des anderen Bekenntnisses entspringt ebenfalls den gleichen Erwägungen. Neben dieser Grenzziehung wird aber andererseits doch die Gemeinschaft lebenswichtiger Belange, worüber auf regelmäßig wiederkehrenden gemeinsamen Zusammenkünften verhandelt werden soll, betont. Der Einfluß der Brüder macht sich in der Einbeziehung einer strengen Kirchendisziplin in diese Verhandlungsgegenstände (10—13) bemerkbar. Die Weisung, daß Kontroversen zwischen Pastoren hinsichtlich der Lehre und des Kultus, die sich gütlich nicht beilegen lassen, an die Generalsynoden zu leiten seien, bezweckt ebenfalls die Wahrung des guten Einvernehmens zwischen den Gemeinden verschiedenen evangelischen Bekenntnisses. Gemäß den Posener Beschlüssen stellt sich demnach der Consensus Sendomirensis in der Praxis folgendermaßen dar: Unter Ablehnung einer Lehr- und Kultusunion wird zwischen Lutheranern und Brüdern eine Arbeitsgemeinschaft in den beiden gemeinsamen praktischen Angelegenheiten geschaffen. So finden sie sich in einer Einheitsfront gegenüber den Gegnern, die sie in gleicher Weise bedrohen, zusammen — im Unterschied von der Sendomirer Kundgebung wird hierbei nur der römische Katholizismus (18) erwähnt. Der leitende Gedanke ist also der: nach außen hin ein geeintes evangelisches Kirchentum, nach innen volle Selbständigkeit der einzelnen reformatorischen Bekenntniskirchen, wobei allerdings gewisse Angleichungen im Kultus, sofern sie nicht von der anderen Seite aufgedrängt, sondern mit Zustimmung der geistlichen Senioren eingeführt werden, nicht von vornherein ausgeschlossen sein sollen.[8] Der Austausch von Geistlichen unter entsprechenden Sicherungen (4) und die Abendmahlsgemeinschaft bei besonderen Gelegenheiten, wie bei Reichstagen und Generalsynoden oder auf Reisen (14), waren übrigens geeignet, die starre Praxis zu erweichen. Die selbstverständliche Voraussetzung dieser Abmachungen bildete die in Sendomir zugesicherte gegenseitige Anerkennung der Rechtgläubigkeit.

Wenn man sich vor Augen hält, daß in Sendomir am 14. April 1570 das Zustandekommen eines Compendium corporis doctrinae angestrebt wurde, so bedeutet die am 20. Mai desselben Jahres in Posen beschlossene consignatio der zwanzig observationes ein Abweichen von dieser Linie.

[8] „Patroni ecclesiae et collatores nil mandare debent ministro de mutandis et innovandis ceremoniis sine consensu seniorum ministrorum." Ebd., S. 72.

Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man noch hinzunimmt, daß am 4. Oktober 1570 geistliche Vertreter der Lutheraner und Brüder abermals, allerdings in kleinerem Kreis, zusammentraten, um zu der von seiten der kleinpolnischen Reformierten durch die Herausgabe ihres Bekenntnisses geschaffenen Lage Stellung zu nehmen. Die Lutheraner erblickten darin einen Bruch der Sendomirer Verständigung, zumal verlautet wurde, jene wollten dadurch das geplante compendium überflüssig machen, wohingegen die Brüder die Ansicht vertraten, daß der Wortlaut des Consensus die Veröffentlichung der Sonderbekenntnisse nicht ausschließe. Der lutherische Superintendent Erasmus Gliczner konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf „die vielen Fehler" des reformierten Bekenntnisses hinzuweisen. Die Brüder äußerten sich dahin, daß nach ihrem Verständnis der Sendomirer Abmachungen das corpus doctrinae nur im Falle „dringender Notwendigkeit", „falls wir durch die Böswilligkeit und die Verdrehungen der Feinde dazu gedrängt werden sollten", niedergeschrieben werden solle.[9] Man einigte sich dahin, die Krakauer Reformierten zu ermahnen, nichts zu unternehmen, wodurch der Sendomirer Vergleich gefährdet werden könnte. Aus diesen Verhandlungen wird deutlich, daß der Consensus Sendomirensis sofort ins Wanken geriet, sobald man auch nur einen Schritt über die Abmachungen vom 14. April 1570 sich hinauswagte.[10]

In klarer Erkenntnis dieses Tatbestandes wurde deshalb auf den folgenden gemeinsamen Tagungen der evangelischen Bekenntniskirchen Polens der Gedanke der Herbeiführung einer vollständigen Lehrunion fallen gelassen. Man begnügte sich sowohl auf der Generalsynode in Krakau im September 1573[11] als auch auf der in Petrikau im Juni 1578,[12] wie in Wlodzisław im Juni 1583[13] und in Thorn im August 1595[14] mit der Erneuerung des Bekenntnisses zu dem Wortlaut der Abmachungen in Sendomir vom 14. April 1570 unter Hinzuziehung der zwischen Lutheranern und Brüdern am 20. Mai desselben Jahres in Posen festgelegten observationes. Gegenüber dem Konkordienwerk des deut-

[9] „Fratres sic intelligere verba Consensus, quod Corpus doctrinae non sit scribendum, nisi urgente necessitate, si ad id hostium improbitate et calumniis adigamur." Bbd., S. 75.

[10] Zu dem Ganzen: Ch. G. Friese: Beiträge zur Reformationsgeschichte in Polen und Litauen, II, 2, S. 5—8, 1786.

[11] Smend, a. a. O., S. 77.

[12] Ebd., S. 83.

[13] Ebd., S. 98.

[14] Ebd., S. 107.

schen Luthertums und der „harmonia Confessionum Evangelicarum“ der reformierten Schweiz verhielten sich die Protestanten Polens, wenigstens in ihren amtlichen Kundgebungen, ablehnend, indem sie in Wlodzisław 1583 erklärten, sie besäßen in der Sendomirer Verständigung ihre eigene Konkordie.[15] Aus dieser Erwägung heraus ordnete die eben erwähnte Generalsynode sogar eine amtliche Ausgabe des Consensus Sendomirensis, der die Beschlüsse der späteren Kirchenversammlungen beigeschlossen wurden, an. In der von den Superintendenten der drei Vereinigten Kirchen unterzeichneten Vorrede zu diesem „libellus“ wird „vor Europa und der ganzen Welt“ bezeugt, daß die Evangelischen Polens „nicht durch eine geheuchelte, sondern durch eine hochheilige, im Auftrag und im Geiste Christi geschlossene Eintracht verbunden seien“.[16] In diesem Zusammenhang wird diese concordia des Näheren dahin umschrieben, „daß alle Evangelischen Polens in der Lehre und im Fundament des Glaubens, des Seelenheils und der christlichen Religion einig seien, brüderliche Eintracht und gegenseitige Liebe bewahren und in der Pflichterfüllung der Frömmigkeit und Humanität gemeinsame Sache machen“.[17]

Es verbindet sie demnach nicht eine Bekenntnis-, auch nicht eine Kultus- oder Verwaltungsunion; ihr Zusammenschluß gründet sich vielmehr auf das ihnen allen ohne Unterschied der konfessionellen Zugehörigkeit tief eingeprägte Zusammengehörigkeitsbewußtsein in allen entscheidenden Fragen des evangelischen Glaubens und der christlichen Lebensgestaltung. Auf dem Boden des Sendomirer Consensus kam sohin nicht, wie ursprünglich geplant war, eine Lehrunion zustande, er bewirkte vielmehr in weiterer Folge den Zusammenschluß der drei „rechtgläubigen“ reformatorischen Kirchen zu einer gemeinsamen Front, „einem einigen Heer des Herrn“,[18] gegenüber den Gegnern, die das Glaubenserbe der Reformation und den Bestand des evangelischen Kirchenwesens in Polen bedrohten. Unter Wahrung der konfessionellen Sonderart der einzelnen Bekenntnigruppen sollte nach außen hin eine geschlossene

[15] Ebd., S. 98.

[16] Ebd., S. 59: „Nos non simulata, sed sacrosancta, mandato et spiritu Christi facta concordia iunctos esse.“

[17] „Nos omnes Evangelicos in Regno Poloniae convenire in doctrina fundamentoque fidei, et salutis nostrae ac religionis Christianae, et retinere fraternam concordiam atque mutuum amorem, et officiorum pietatis humanitatisque pulchram communicationem.“ Smend, a. a. O., S. 60.

[18] Ebd., S. 98.

evangelische Kirche, die in allen gemeinsamen Angelegenheiten als Einheit handelte, in Erscheinung treten. Die hierfür erforderlichen Richtlinien wurden auf den früher erwähnten Generalsynoden, die zu Organen gemeinsamer Willenskundgebungen auswuchsen, festgelegt. So regelte die Krakauer Kirchenversammlung (1573) den kirchlichen Ämteraufbau nach einheitlichen Grundsätzen[19] und verfügte die Abstellung verschiedener Unsitten im Alltagsleben.[20] Die Petrikauer gemeinsame Generalsynode (1578) untersagte die bei den Antitrinitariern übliche „Sitzkommunion“ und leitete die Errichtung einer evangelischen „Generalschule“ in die Wege;[21] die Wlodzisławer (1583) legte Verwahrung gegen die Unterdrückung der Hörigen ein und ordnete das kirchliche Zensurrecht;[22] die Thorner (1595) ließ sich breit aus über die Kirchenzucht und das Schulwesen.[23]

Ungeachtet aller Rückfälle und Schwankungen in der Praxis läßt sich nicht leugnen, daß der Protestantismus in Polen daran gegangen war, eines der schwierigsten Probleme der Reformation, die Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der auf ihrem Boden entstandenen Bekenntniskirchen, in einer Weise zu lösen, die einen harmonischen Ausgleich zwischen protestantischem Universalismus und partikularistischem Konfessionalismus zu verbürgen schien. Dennoch ging der Sendomirer Konsensus nach fünfundzwanzigjährigem Bestand in die Brüche. Er scheiterte schließlich an einem Konstruktionsmangel, der ihm von allem Anfang anhaftete. Seine Voraussetzung bildete die Auffassung der grundsätzlichen Übereinstimmung der Sonderbekenntnisse der drei verbundenen Kirchen in sämtlichen Lehrstücken mit Ausnahme der Lehre vom Herrnmahl, wofür eine allen genehme Einheitsformel aufgestellt wurde. Da aber die Einzelbekenntnisse weiter fortbestanden, hing alles davon ab, ob zwischen diesen und der Sendomirer Abendmahlslehre nicht offenkundige Widersprüche nachweisbar waren. Da das geplante Compendium corporis doctrinae, das etwaige Gegensätze hätte überbrücken sollen, ausblieb, erfolgte auch in der Tat an diesem Punkt der Rückschlag.

Lutherische Theologen brachten den Consensus Sendomirensis zu Fall, als sie mit ihrer Auffassung in ihrer

[19] Ebd., S. 77 ff.
[20] Ebd., S. 79 f.
[21] Ebd., S. 83 f.
[22] Ebd., S. 98 ff.
[23] Ebd., S. 108 ff.

Kirche durchdrangen, daß er mit den dogmatischen Grundlagen des wesensechten Luthertums unvereinbar sei. Hatten die betreffenden „Friedensstörer" das Recht auf ihrer Seite oder handelten sie in unverantwortlicher Verkennung der gegebenen Sachlage? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir vor allem die Sendomirer Abendmahlslehre auf ihren dogmatischen Gehalt unter die Lupe nehmen.

Das Sendomirer Abendmahlsbekenntnis gipfelt in dem Satz: „Neque elementa signave nuda et vacua esse asserimus, sed simul reipsa credentibus exhibere et praestare fide, quod significant." Zur näheren Erläuterung wird hinzugefügt: „Substantialem praesentiam Christi non significari duntaxat, sed vere in coena eo vescentibus repraesentari, distribui et exhiberi corpus et sanguinem domini, symbolis adiectis ipsi rei, minime nudis; secundum sacramentorum naturam."[24] Es sollte damit die Lehre vom Herrnmahl auf eine alle drei reformatorischen Bekenntniskirchen befriedigende Formel gebracht werden.

Mit der Helvetica posterior, die die kleinpolnischen Reformierten vorschoben, vertrug sich das Sendomirer Kompromiß durchaus. Die Wendung daselbst im 21. Artikel: „Fideles accipiunt quod datur a ministro domini, et edunt panem domini ac bibunt de poculo domini; intus interim opera Christi per spiritum sanctum percipiunt etiam carnem et sanguinem domini", läßt sich ohne weiteres mit der Sendomirer Formulierung in Einklang bringen, daß die Elemente keine bloßen leeren Zeichen darstellen und daß den Gläubigen dargeboten werde, was sie bezeichnen. In weiterer Folge wird im schweizerischen Bekenntnis ebenso wie im Sendomirer betont, daß der Gläubige im Abendmahl nicht nur ein Zeichen empfängt, sondern gemäß dem Sprachgebrauch die Sache selbst genießt.[25] Ebenso wird in beiden Glaubenskundgebungen die Verbindung von Brot und Wein mit dem Leib und Blut des Herrn aus der Wesensart der Sakramente heraus verständlich gemacht.[26]

Die böhmischen Brüder konnten der Sendomirer Konsensusformel im Abendmahl ebenfalls unbedenklich zustimmen. In ihrem „Bekenntnis" aus dem Jahre 1535,[27] das

---

[24] Smend, a. a. O., S. 61.

[25] Sogar im Wortlaut des Sendomirer Konsensus klingt die Helvetica posterior an, wenn es hier heißt: „Et qui foris vera fide sacramentum percipit, idem ille non signum duntaxat percipit, sed re ipsa quoque, ut diximus, fruitur."

[26] Dem „nisi ratione sacramentali" in der Helv. post. entspricht im Send. Cons. „secundum sacramentorum naturam".

[27] Abgedruckt bei H. A. Niemeyer, a. a. O., S. 771—851.

Luther 1538 mit einer Vorrede versehen hatte, hielten sie zwar im Artikel XIII an der tatsächlichen Anwesenheit Christi im Herrnmahl ohne Abstriche fest,[28] in der sogenannten fünfundzwanzigsten Ausgabe ihrer Konfession aus dem Jahre 1561[29] näherten sie sich jedoch gerade in der Abendmahlslehre merklich der kalvinischen Auffassung, wiewohl sie auch diese Glaubenskundgebung mit Luthers alter Vorrede versehen 1573 in Wittenberg drucken ließen. Dieser Neuauflage war ein Besuch ihrer Vertreter unter Peter Herberts Führung in Genf vorausgegangen (1560). bei welcher Gelegenheit Calvin mit seiner Kritik ihrer Abendmahlsauffassung nicht zurückhielt.[30] In der neuen Bearbeitung des Bekenntnisses ist deren Niederschlag deutlich zu merken. Als die Brüder in Sendomir 1570 verhandelten, hatten sie sich übrigens durch die Überreichung ihrer veränderten Konfession an Maximilian II. im Jahre 1564 nach außen hin von dem Standort des Jahres 1538 in einer amtlichen Kundgebung bereits abgewandt. In der veränderten Fassung wird die Realpräsenz Christi im Abendmahl nicht mehr mit voller Eindeutigkeit festgehalten, insofern der Nachdruck auf die manducatio spiritualis, die nur die fideles genießen, gelegt und auf den sakramentalen Sprachgebrauch bei der Beziehung der Elemente zum Leib und Blut Christi hingewiesen wird.[31]

In einer völlig anderen Lage befanden sich die Lutheraner. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zwischen Artikel 10 der Augustana aus dem Jahre 1530 und der Sendomirer Abendmahlsformel keine Übereinstimmung sich herstellen ließ, wenn man den beiderseitigen Wortlaut genau mit einander verglich. Das entscheidende Stichwort jener „vere adsint" fehlt in dieser. Die Realpräsenz Christi im Abendmahl, worauf es dem Wittenberger Reformator in erster Linie ankam, wird im Sendomirer Bekenntnis wohl umschrieben, aber doch nicht mit der Eindeutigkeit, die nicht auch eine andere Auslegung zulassen würde.

---

[28] „Docent etiam, quod his Christi verbis, quibus ipse panem corpus suum et vinum speciatim sanguinem suum esse pronunciat, nemo de suo quidquam affingat, admisceat aut detrahat, sed simpliciter his Christi verbis, neque ad dexteram neque ad sinistram declinando credat." Ebd., S. 804.

[29] J. Bidlo: O konfessi bratrske z r. 1573. In der Festschrift zu J. Golls 60. Geburtstag, S. 246—278, 1906.

[30] G. Loesche: Luther, Melanchthon, Calvin in Österreich-Ungarn, 1909, S. 200—203 und 59.

[31] „Elementa sacramentaliter quod significant quodque se illis dicitur, esse ac fieri." E. F. K. Müller: Die Bekenntnisschriften der reformierten Kirche, 1903, S. 484.

Darüber kann auch der Umstand nicht hinwegtäuschen, daß in dem erläuternden Zusatz die Wendung der Augustana „distribuantur vescentibus" sich findet.

Wie kam es, daß die Lutheraner dessenungeachtet den Sendomirer Einigungsakt unterschrieben? In Wittenberg herrschte damals nicht das strenge Luthertum, sondern der gemäßigte Philippismus, der gerade in der Abendmahlslehre einen Ausgleich mit dem Calvinismus anstrebte. Nach dem Tode Melanchthons (1560) betrieben seine Schüler und Freunde, die an der Leucorea das Heft in der Hand hatten, noch zielbewußter die Annäherung an Genf.[32] Die Abneigung gegen die lutherischen Heißsporne, die ihren Meister über das Grab hinaus verunglimpften, bestärkte sie um so mehr in ihrer Haltung. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Wittenberger Professoren der Theologie der Brüderabordnung, die 1568 unter Führung des Seniors Johann Lorenz bei ihnen erschien, die Rechtgläubigkeit ihres Bekenntnisses bestätigten und sie damit gegen die von lutherischer Seite erhobenen Vorwürfe wegen versteckter Irrlehren in Schutz nahmen.[33] Durch diese Entscheidung bereiteten die sächsischen Philippisten das Sendomirer Einigungswerk vor, insofern sie die Übereinstimmung zwischen dem Augsburgischen und brüderischen Bekenntnis aussprachen. In Sendomir kam auch tatsächlich eine Verständigung mit dem Philippismus, aber nicht mit dem genuinen Luthertum zustande. Da die Schüler Melanchthons es verstanden, sich in Kursachsen als Hüter des lutherischen Erbes aufzuspielen,[34] ist es nicht verwunderlich, daß die führenden Männer des Luthertums in Polen auf deren Autorität hin ihre Bedenken zurückstellten. In Wittenberg mußte man es doch wissen, was man dem Andenken Luthers schuldig sei. Die Erläuterung zur Sendomirer Konsensusformel im Abendmahl lehnt sich auch tatsächlich an den Wortlaut des Artikels 10 der Augustana variata: „cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in Coena Domini"[35] an, wobei allerdings die Realpräsenz Christi noch mehr abgeschwächt wird.

Um bei dem Einigungswerk die Übereinstimmung mit Wittenberg noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, wurde dem Sendomirer Konsensus, wie wir bereits öfters hervor-

---

[32] G. Frank: Geschichte der protest. Theologie, I, 1862, S. 141.
[33] O. Halecki, a. a. O., S. 129 ff.
[34] G. Frank, a. a. O., I, S. 142.
[35] P. Tschackert: Die Entstehung der lutherischen und reformierten Kirchenlehre, 1910, S. 292.

gehoben haben, der Artikel über das Herrnmahl aus der Confessio der sächsischen Kirchen (1551) hinzugefügt. Hier wird allerdings die leibliche Anwesenheit Christi im Abendmahl unumwunden zugegeben: „In hac communione vere et substantialiter adesse Christum et vere exhiberi sumentibus corpus et sanguinem Christi.“[36] Man darf aber daraus nicht zu weitreichende Schlüsse ziehen. Es handelte sich dabei nicht um eine dogmatische Neubildung, sondern um die Repetitio Augustanae Confessionis, auf Grund deren die Vertreter der sächsischen Kirche mit dem tridentinischen Konzil verhandeln sollten. Melanchthon sah sich zu dieser Bearbeitung veranlaßt, weil infolge des Interim die kultischen Unterschiede gegenüber der römischen Praxis stärker herausgestellt werden mußten;[37] an den Lehrformulierungen des Jahres 1530 durfte er hingegen in Anbetracht des amtlichen Charakters des Schriftstückes nichts ändern. Die strengen Lutheraner in Polen hätten sich zufrieden geben können, wenn in Sendomir dem Auszug aus der Confessio Saxonica nicht die die lutherische Abendmahlslehre abschwächende Kompromißformel vorangestellt worden wäre. So ruhte auf ihr der Nachdruck, zumal sie als durch die Lehrauffassung der Kirchenväter[38] beglaubigt eingeführt wurde. Übrigens wurde auch von seiten der Nichtlutheraner die sächsische Confessio als philippistisches und nicht als genuin lutherisches Erzeugnis angesehen, wie das früher erwähnte Zugeständnis der Brüder an die Lutheraner in Posen bekundet. Die eigentliche lutherische Richtung kam in Sendomir zu kurz. Entsprechend der damaligen theologischen Lage in Kursachsen, dem Stammlande der Reformation, ließ man auch in Polen den Philippismus als Luthertum gelten.

In Anbetracht der engen Beziehungen zwischen den lutherischen Kreisen Polens und des Deutschen Reiches konnte es nicht ausbleiben, daß der Zusammenbruch des Philippismus und der Sieg des strengen Luthertums im Konkordienwerk drüben Rückwirkungen hüben auslöste. Die Lutheraner taten ohnehin nicht vorbehaltlos in Sendomir mit. Ihrem geistlichen Führer, dem Superintendenten

---

[36] Smend, a. a. O., S. 62. In der Historia Augustanae confessionis von David Chyträus, 1578, S. 509; auch Corpus Reform. 28, S. 415 ff.

[37] P. Kirn: Melanchthon, in: Realenzykl. f. prot. Theol. und Kirche, 12, S. 523.

[38] Übrigens trifft die Berufung auf den Kirchenvater Irenäus, soweit ich sehe, nur bei dem einleitenden Satz (C. haeres, IV, 18, 5, „eucharistia ex duabus rebus constans, terrena ex coelesti“, Migne, Patrologia, Ser. Graeca, VII, S. 1029), aber nicht bei der Konsensus-Abendmahlsformel selbst zu.

Erasmus Gliczner, warfen die Brüder auf der gemeinschaftlichen Synode in Posen im Februar 1582 „Heimtücke" vor, da er einerseits den Sendomirer Konsens, den er „heilig" nannte, „bis zu seinem Tode mit Wort und Schrift zu verteidigen versprach", und andererseits erklärte, „er habe kein Bekenntnis außer dem Augsburger gebilligt".[39] Ja sie gingen so weit, ihn zu verdächtigen, daß „er durch seine Freundchen den Konsens angreife". Für die scharfen Vorstöße, die von seiten der lutherischen Pastoren Morgenstern, Gerike, Luperianus gegen die Sendomirer Verständigung unternommen wurden, wird der führende Theologe verantwortlich gemacht.[40] Es ist bezeichnend, daß diese Auseinandersetzung sich zwei Jahre nach dem Abschluß des Konkordienwerkes abspielte. Durch dieses war eine klare Lage herbeigeführt worden. Die Grenzlinien gegenüber der reformierten Kirche, die der Philippismus verwischt hatte, wurden scharf gezogen. In der Konkordienformel wird gerade die verschwommene Formulierung der Abendmahlslehre, wie sie auch im Sendomirer Konsensus vorgenommen wurde, scharf verurteilt: „Etliche sind verschlagene und die allerschädlichsten Sakramentierer, die zum Teil mit unsren Worten ganz scheinbar reden und vorgeben, sie glauben auch eine wahrhaftige Gegenwärtigkeit des wahrhaftigen, wesentlichen lebendigen Leibes und Blutes Christi im H. Abendmahl, doch solches geschehe geistlich durch den Glauben."[41] Aber auch in anderen Lehrstücken wird der Dissensus gegenüber dem reformierten Lehrtypus mit aller Deutlichkeit herausgearbeitet.[42] Wenn sie sich an der Konkordienformel hielten, konnten die Lutheraner der Helvetica posterior und dem Brüderbekenntnis die volle Rechtgläubigkeit, wie es in Sendomir geschah, nicht mehr zubilligen.

Th. Wotschke,[43] W. Bickerich[44] und J. Bidlo[45] haben im einzelnen zahlreiche Vorstöße der Lutheraner in Polen gegen die Sendomirer Verständigung, die schließlich ihren Zusammenbruch herbeiführten, aktenmäßig klargestellt.

---

[39] Smend, a. a. O., S. 87.
[40] K. Völker, a. a. O., S. 234.
[41] Epitome. VII, Status controversiae.
[42] Ebd., VIII: Von der Person Christi; XI: Von der ewigen Vorsehung und Wahl Gottes u. a.
[43] Erasmus Glitzner, in „Aus Posens kirchlicher Vergangenheit", 6, 1917/18, S. 1—73.
[44] Zur Geschichte der Auflösung des Sendomirer Vergleichs, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 49, 1930, S. 350—381.
[45] Jednota bratrská v prvním vyhnanství, III, 1909, S. 154, 166 ff., 172 f., 183 f.

Gewiß dürfen hierbei die rein menschlichen Begleitumstände nicht außer acht gelassen werden. Stärker als diese wirkten jedoch die treibenden Kräfte des bekenntnismäßig erstarkten Luthertums, dem sich auch die Glaubensgenossen in Polen nicht entziehen konnten. Der Druck, dem sie unter Sigismund III. ausgesetzt waren, die greifbar in Erscheinung tretenden bedeutsamen Erfolge der mit Entschiedenheit zugreifenden Gegenreformation ließen es ihren Führern rätlich erscheinen, die in Sendomir erzielte gemeinsame Front mit den beiden anderen evangelischen Bekenntniskirchen nicht zu durchbrechen. Sie fanden sich sogar damit ab, daß die ungestümen Zerstörer der Einheit aus ihrer Mitte des Amtes entsetzt wurden.[46] Aber schließlich erwiesen sich die konfessionellen Bindungen stärker als anderweitige Bedenken, zumal der erwartete Erfolg des Zusammenschlusses ausblieb.

Gemeinsame Generalsynoden der Lutheraner und Reformierten wurden in Polen erst im Jahre 1718 (Danzig) wieder aufgenommen, als es unter dem Eindruck der die Evangelischen einschnürenden Bestimmungen des Warschauer Traktats vom 3. Juli 1716[46] galt, die alten „Freiheiten und Rechte der Dissidenten" wieder in Erinnerung zu bringen. Die Beziehungen zwischen beiden Konfessionen sollten, wie es gelegentlich heißt,[47] „im Geist der Eintracht und Verbindlichkeiten" der Sendomirer Verständigung gestaltet werden, ohne daß diese jedoch ausdrücklich erneuert worden wäre. Immerhin wurde auf der Danziger Generalsynode 1728 ihr Neudruck auf gemeinsame Kosten beschlossen.[48] Gleichzeitig wurden „die geistlichen und weltlichen Personen" verpflichtet, „hinsichtlich der Bewahrung kirchlicher Ordnung in der Kirche Gottes bezüglich der Verwaltung der heiligen Handlungen und anderer Bräuche" die Beschlüsse des Vergleichs von Sendomir zu beobachten.[49] Das Kernstück des Sendomirer Konsensus, der Ausgleich in den Lehrunterschieden, wird stillschweigend übergangen. Pietismus und Aufklärung, die an dem Protestantismus in Polen nicht spurlos vorübergegangen waren, haben die dogmatischen Fragen zurücktreten lassen. In dem auf der Generalsynode zu Lissa am 25./26. Januar 1776 zustande gekommenen Akt „der feierlichen Union des gesamten Corpus der Dissidenten beider evangelischen Konfessionen im Königreich Polen und Großherzogtum Litauen zu einem

[46] K. Völker: Kirchengeschichte Polens, S. 242.
[47] Smend, a. a. O., S. 461, Generalsynode zu Węgrów 1780.
[48] Ebd., S. 219.
[49] Ebd., S. 221.

unzertrennlichen ewigen Bündnisse in Absicht auf die gemeinschaftliche Erhaltung und den Genuß unserer beiderseitig gemeinschaftlich durch die Traktate von 1768 und 1775 erhaltenen Rechte und Religionsfreiheiten“[50] wurde unter Ausschaltung der Bekenntnisfragen eine breite Grundlage für die Bildung eines einheitlichen evangelischen Kirchenwesens in Polen, das beide[51] Konfessionen umfassen sollte, geschaffen. Wie seinerzeit eine Lehr-, wird jetzt eine Verwaltungsunion auf der Sendomirer Grundlage angestrengt. Auch die am 2. Mai 1777 zu Sielec in Kleinpolen geschlossene Union bewegte sich auf der gleichen Linie.[52] Die beabsichtigte Verwaltungsunion kam aber ebensowenig zustande wie im 16. Jahrhundert die Lehrunion, nicht zuletzt deshalb, weil im Warschauer Traktat vom 24. Februar 1768 die gesonderte Verwaltung beider Bekenntnisse vorgesehen wurde.[53] Bei dem Willen zur Verständigung wirkte im 18. Jahrhundert der Consensus Sendomirensis mit, den der ehemalige Brüderbischof und nachmalige Berliner Hofprediger Daniel Ernst Jablonski, sein Historiker und vernehmliche Rufer nach „den Rechten und Freiheiten der Dissidenten“ seinen Glaubensgenossen ins Gedächtnis zurückrief.[54]

Unter den Teilungsmächten hielt der gleiche Kurs an. In Russisch-Polen bestand von 1828—1849 ein gemeinsames Oberkonsistorium für beide evangelischen Bekenntnisse, im preußischen Anteil wurde 1817 die Union eingeführt und in Galizien schlossen sich die lutherischen und reformierten Gemeinden zu einer Superintendentur A. u. H. B. zusammen.[55] Im wieder erstandenen Polen wurde im Hinblick auf die Sendomirer Verständigung 1926 ein die einzelnen evangelischen Kirchenverbände umschließender oberster Kirchenrat eingesetzt.

So bildet der Sendomirer Konsensus einen bedeutsamen Einschnitt in den Werdegang des Protestantismus Polens. Die Unionsidee, die ihr zugrunde liegt, durchzieht wie ein roter Faden die folgende Geschichte des evangelischen Kirchenwesens der polnischen Republik.

Die Verständigung in Sendomir verdient aber noch aus

---

[50] Ebd., S. 339—351.

[51] Die Brüder waren in der reformierten Kirche unter Wahrung ihrer Sonderart aufgegangen.

[52] W. Bickerich: Evangelisches Leben unter dem weißen Adler, 1925, S. 39.

[53] Das Nähere bei Friese, a. a. O., II, 2, S. 497—542.

[54] K. Völker: Der Protestantismus in Polen auf Grund der einheimischen Geschichtsschreibung, 1910, S. 107—116.

[55] Derselbe: Kirchengeschichte Polens, S. 307, 313, 317.

einem anderen Grunde eine besondere Beachtung: sie bedeutet den ersten Versuch auf dem Boden des Protestantismus überhaupt, die Kirchen lutherischer und reformierter Herkunft zu einer Einheit zusammenzuschließen. Man begnügte sich dabei nicht mit einer grundsätzlichen Überbrückung der Lehrunterschiede, etwa in der Art eines Georg Calixt, der die Eintracht beider Kreise durch die Feststellung der Übereinstimmung in den „heilsnotwendigen" Glaubenssätzen, wie sie in den ersten Jahrhunderten ausgeprägt wurden, sichern wollte,[56] sondern suchte darüber hinaus eine organische Einheit herbeizuführen. Bei allen innerprotestantischen Einigungsbestrebungen kommt es darauf an, in der Frage der Lehre, des Kultus und der Verwaltung einen Ausgleich herbeizuführen. So wurde in Böhmen auf der Grundlage der Confessio Bohemica (1575), die die Mitte zwischen Augustana und Brüderbekenntnis einhält,[57] allerdings erst 1609 eine Lehrunion,[58] die im Zusammenhang mit dem Majestätsberuf 1609 zu einer Verwaltungsunion der sub utraque Kommunizierenden führte,[59] zustande gebracht und in Preußen 1817 eine Verwaltungsunion,[60] die zu einer Kultusunion im beschränkten Umkreis erweitert wurde,[61] geschlossen. In Polen wurde, wie wir gesehen haben, erst eine Lehrunion und hernach eine Verwaltungsunion ins Auge gefaßt, ohne daß es jedoch gelungen wäre, die eine wie die andere folgerichtig zu Ende zu führen.[62]

Trotz alledem nimmt der Sendomirer Konsensus in der

[56] Desiderium et studium Concordiae ecclesiasticae (1655): S. 6 „Quae ad salutem Christianis primorum saeculorum et martyribus Christi suffecerunt, haec etiam nobis hodie sufficiunt." S. 7 „Quae praecise ad salutem sunt necessaria distinguantur ab aliis, quae pari modo necessaria non sunt."

[57] Inhalt bei B. Czerwenka: Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen, II, 1870, S. 456—464. Art. 15: „Im Abendmahl ist das Brot der wahre Leib und der Wein das wahre Blut Christi, beides dargereicht zum Essen und Trinken."

[58] F. Hrejsa: Česká Konfesse, její uznik, podstata a dějiny, 1912, S. 298—310, stellt hussitische, lutherische, calvinische Elemente fest. Die Brüder traten erst 1609 der Confessio Bohemica endgültig bei, ohne ihre eigene Konfession aufzugeben, die Lutheraner hielten auch weiterhin an der Augustana fest.

[59] Ebd., S. 340—358, S. 480—493, die deutschen Lutheraner wahrten aber ihre Sonderart.

[60] G. Holstein: Die Grundlagen des evangelischen Kirchenrechts, 1928, S. 248.

[61] F. Brandes: Geschichte der evangelischen Union in Preußen, II, 1873, S. 346—400.

[62] Vgl. meinen Aufsatz: Consensus Sendomirensis, Confessio Bohemica und Union in Preußen. In: Evg. K.-Zeitung f. Österr., 1921, Nr. 3/4; 5/6 u. 7/8.

Geschichte der protestantischen Einigungsbestrebungen eine überragende Stellung ein. In Sendomir wurde 1570 zum erstenmal der Versuch unternommen, die auf dem Boden der Reformation entstandenen Bekenntniskirchen zu einer höheren protestantischen Einheit zusammenzuschließen. Die Problematik des Unionswerkes wurde dabei folgerichtig erfaßt und eine Lösung unter Berücksichtigung sämtlicher in Betracht kommenden Momente angestrebt. Auch wenn das Ziel nicht erreicht wurde, eine tatsächliche organische Einigung, die Bestand gehabt hätte, zu erzielen, so bleibt doch der Eindruck bestehen, daß in Polen erstmalig die Idee des protestantischen Universalismus ihre praktische Verwirklichung gefunden hat. Unter diesem Gesichtswinkel angesehen wird man dem Consensus Sendomirensis das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilt war, zumal wenn man bedenkt, daß die Confessio Bohemica dazu bestimmt war, in erster Linie dem tschechischen Hussitismus eine Einigungsgrundlage zu sichern. Im Bewußtsein der Bedeutsamkeit des in Sendomir zustande gebrachten Einigungswerkes unterbreiteten deshalb die Vertreter des polnischen Protestantismus dem Kurfürsten Ludwig VI. von der Pfalz am 10. Februar 1578 ihren Consensus in der Hoffnung, daß diejenigen „die sonst mit größeren Gottesgaben ausgestattet als wir selbst zu sein glauben, durch unser Beispiel angespornt werden, gegenseitigen Frieden mit den Brüdern und Söhnen derselben Mutter zu bewahren“.[63]

Graf Pavel Andreevič Šuvalov, Russischer Botschafter in Berlin, 1885—1894.

Von

Victor Frank und **Ernst Schüle.**

Es ist immer eine schwierige Aufgabe, die Wirksamkeit einer Persönlichkeit in Verbindung mit politischen Geschehnissen, mit denen sie eng verflochten ist, darzustellen, da auf dem Gebiete der Politik die Sphären des Persönlichen und des Sachlichen weniger als auf irgend einem anderen gegeneinander abzugrenzen sind und ohne sichtbare Scheidung ineinander übergehen. Die Aufgabe wird noch mehr erschwert, wenn die Persönlichkeit, um

[63] „Ut illi etiam, qui maioribus donis Dei prae nobis ornati esse censentur, nostro quoque exemplo invitati pacem mutuam cum fratribus et filiis eiusdem matris colant.“ Ausgabe: Heidelberg 1605.

die es sich handelt, nicht im Zentrum der Entscheidungen steht, sondern nur mit deren Durchführung betraut ist, aber doch genügend Selbständigkeit besitzt, um von sich aus in das Getriebe der Ereignisse einzugreifen und den Gang der Entwicklung oft nachhaltig zu beeinflussen. Eine Darstellung der Persönlichkeit und der diplomatischen Tätigkeit des Grafen Paul Šuvalov muß aber noch auf besondere Schwierigkeiten stoßen, da das Quellenmaterial dazu sehr verstreut liegt: Šuvalov hat keine Memoiren hinterlassen, von seiner privaten Korrespondenz ist nichts veröffentlicht worden, es existiert keine Biographie über ihn, und eine umfassende Publikation der Dokumente des russischen Außenministeriums, die der „Großen Politik" entspräche, steht für die 80er und 90er Jahre wohl noch in weiter Ferne. Trotzdem läßt sich der Versuch, auf Grund des bis jetzt vorhandenen Materials diese Aufgabe in Angriff zu nehmen, rechtfertigen, allein aus der Erkenntnis der geschichtlichen Tragweite der Ereignisse heraus, an denen Šuvalov in vorderster Linie teilgenommen hat.

Unter den russischen Quellen für die vorliegende Untersuchung ist an erster Stelle der „Dnevnik Lamzdorfa 1886—1890" (Das Tagebuch Lamzdorfs), Moskau-Leningrad 1926, zu nennen. Es enthält Tagebuchaufzeichnungen des damaligen „staršij sovetnik" (Kabinettschef) und späteren Außenministers Grafen Vladimir Lamzdorf, in denen eine Reihe von Originalberichten Šuvalovs im Wortlaut enthalten ist. Der „Dnevnik" stellt eine Quelle ersten Ranges dar, und zwar nicht nur für die Wirksamkeit Šuvalovs in Berlin, sondern auch für die Haltung Alexanders III., Giers' und des kleinen Kreises um ihn, und gibt ein vortreffliches Bild vom Geschäftsgang im russischen Außenministerium. Er enthält jedoch empfindliche Lücken: es fehlen die Aufzeichnungen vom 25. Februar bis zum 13. April 1887, vom 18. April 1887 bis zum 13. Januar 1889 und vom 8. April bis zum 13. November 1889. Die Verhandlungen mit Berlin vom Frühjahr 1887 und Frühjahr 1890, die sich bei der Entstehung und der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages entspannen, sind zum erstenmal von S. Goriainov, dem ehemaligen Direktor der Archive des russischen Außenministeriums, in der „American Historical Review", Bd. XXIII, Januar 1918, unter dem Titel „The End of the Alliance of the Emperors, 1881—1890" behandelt worden. Die Darstellung ist jedoch äußerst knapp, oft lückenhaft, und es ist nicht immer klar ersichtlich, wann der Verfasser und wann die Quellen sprechen. Außerdem enthält sie manche Irrtümer in der Datierung. Für das Jahr 1890 ist sie im wesentlichen durch das Tagebuch Lamzdorfs überholt worden (die darin enthaltenen Dokumente — die Depeschen Šuvalovs — sind in einem Aufsatz von Savin „Memuary Bismarka i perepiska Šuvalova s Girsom" (Die Memoiren Bismarcks und der Briefwechsel zwischen Šuvalov und Giers) in „Golos Minuvšego", Juni 1922, S. 158—175, verwertet worden), für das Jahr 1887 durch die Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten bezüglich der deutsch-russischen Beziehungen von 1881 bis 1914 im „Krasnyj Archiv", Bd. I, 1922, die nachher, als Sonderdruck unter dem Titel „Russko-germanskie otnošenija", 1922, heraus-

gegeben worden sind. Darin sind u. a. Originalberichte Šuvalovs über die Verhandlungen mit Bismarck im Jahre 1887 enthalten. Eine Fortsetzung des Lamzdorfschen Tagebuchs für die Zeit Oktober 1894 bis Februar 1895 ist im „Krasnyj Archiv", Bd. 46, 1931, S. 3—37, veröffentlicht worden. Was Šuvalov anbelangt, so bringt dieser Teil Wichtiges für seinen Abschied und die Intrigen, die sich an die Wahl seines Nachfolgers knüpften. — Zirkulardepeschen von Giers und gelegentliche Äußerungen über politische Vorgänge, an denen Šuvalov beteiligt war, finden sich in der von A. Meyendorff herausgegebenen „Correspondance diplomatique de M. de Staal (1884—1900)", London 1929; einige russische Aktenstücke sind als Restitutionen in der „Großen Politik" enthalten. Verstreute Äußerungen über die Persönlichkeit Šuvalovs und seine diplomatische Tätigkeit liegen in Memoiren u. dgl. vor, so z. B. in den Briefen Pobedonoscevs an Alexander III., in den Erinnerungen Vittes und im Jubiläumsband des Russischen Außenministeriums 1802—1902.

Von den deutschen Quellen steht an erster Stelle die „Große Politik", im wesentlichen die Bände V, VI und VII. Aus zahlreichen Äußerungen über die Persönlichkeit und das Auftreten Šuvalovs ließ sich hier das Bild des Mannes und seiner Wirksamkeit, wie es sich vom deutschen Blickpunkt aus ergab, herausarbeiten. Desgleichen sind die „Denkwürdigkeiten" (2 Bände) und die „Briefe" des Generals von Schweinitz in bezug auf Šuvalov sehr aufschlußreich. Einiges konnte auch aus Corti „Alexander von Battenberg", den Briefen Wilhelms II. an den Caren (ed. W. Goetz) und aus der Memoirenliteratur der Bismarck-Zeit beigebracht werden, so z. B. aus Waldersee, Radowitz, Bülow, Hohenlohe usw.

Wenn auch dieses Quellenmaterial noch keineswegs vollständig ist, so ist es doch hinreichend, um ein erstes Bild Šuvalovs zu vermitteln, und gerade die Schwierigkeit einer überschauenden Zusammenfassung läßt es angebracht erscheinen, sich dieser Aufgabe zu unterziehen.

I.

Persönlichkeit und Lebensgang Šuvalovs. Umriß seiner politischen Gedankenwelt.

Pavel Andreevič Šuvalov wurde im Jahre 1830 geboren. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlecht, das insbesondere im 18. Jahrhundert eine Reihe von bedeutenden Staatsmännern und Militärs hervorgebracht hat. Nach Absolvierung des Pagenkorps nahm er als junger Offizier am Krimkrieg teil, wurde dann einige Zeit im Ministerium des Innern beschäftigt und darauf — in bemerkenswert jungem Alter — zum Stabschef des Gardekorps und zum Militärkommandanten von St. Petersburg ernannt. Diesen Posten bekleidete er in den Jahren 1867 bis 1877. Am türkischen Kriege (1877—1878) nahm er erfolgreich als General teil; nach dem Kriege wurde er zum General der Infanterie und zum Generaladjutanten à la suite des Caren befördert. Der Thronwechsel des Jahres 1881 berührte seine Stellung nicht; im Jahre 1884 nahm er in seiner Eigenschaft als Generaladjutant an der Zusammenkunft von Skierniewice teil. Am 1. April 1885 wurde Šuvalov zum Botschafter in

Berlin ernannt.[1] Diesen Posten hatte er neun Jahre, bis 1894, inne. Dann übernahm er das Amt des Generalgouverneurs von Warschau, allerdings nur für zwei Jahre; durch einen Schlaganfall (1896) an der weiteren aktiven Anteilnahme an den Staatsgeschäften verhindert, wurde er zum Mitglied des Staatsrats (ohne besondere Funktionen) ernannt. Im Jahre 1908 (im Alter von 78 Jahren) ist Šuvalov gestorben.

So hat Šuvalov im Verlauf seines Lebens in allen drei Gebieten, die dem Staatsmann offen stehen, in der Armee, in der Diplomatie und in der Verwaltung, sich an hervorragender Stelle betätigt; dieser Umstand verdient besonders hervorgehoben zu werden, da bei einer Darstellung seiner diplomatischen Tätigkeit in Berlin sehr klar ersichtlich wird, daß es nicht nur rein außenpolitische, sondern häufig auch militärische Gesichtspunkte waren, die sein Verhalten bestimmten.

Der gewandte, weltmännische Graf Paul Šuvalov verband mit einem sanguinischen Temperament (wohl einem Erbe seiner polnischen Mutter) die natürliche Listigkeit und Zähigkeit des Slaven, die ihn zu diplomatischen Geschäften recht gut befähigten. Eine gewisse Unbedachtheit, ja sogar Leichtsinn, waren ihm gleichfalls eigen, auch an Arbeitsamkeit hat es ihm zeitlebens gefehlt.[2] Von vielen Seiten wird seine Schlauheit, seine Umgänglichkeit und seine Selbstgefälligkeit bezeugt. Sein großes Geschick in der Behandlung von Souveränen, das er wohl in seiner Tätigkeit als Generaladjutant Alexanders II. und Alexanders III. sich erworben hatte, wird ebenfalls des öfteren hervorgehoben.[3] Lamzdorf, der etwas zum Ressentiment neigte, nennt ihn in seinem Tagebuch einmal „einen schlauen und eigensüchtigen Höfling“[4] und an einer anderen Stelle spricht er davon, daß „Šuvalov die Arglist und die Gefallsucht eines polnischen szlachcic“ eigen sei.[5] Die äußerst abfällige Kritik Šuvalovs durch Pobedonoscev, der vor allem an den „lockeren Sitten“ Šuvalovs Anstoß nimmt, ist offensichtlich zu scharf. „Graf Šuvalov,“ so schreibt Pobedonoscev, „ist ein Mensch ohne jegliche bestimmte

---

[1] Sein voller Titel lautete: „Außerordentlicher und bevollmächtigter Botschafter in Berlin und außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Großherzöglichen Höfen von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.“

[2] Vgl. Pis̆ma Pobedonosceva k Aleksandru III., Bd. I, 1925, S. 387.

[3] Vgl. z. B. Lamzdorf, S. 186; auch Briefe Wilhelms II. an den Zaren, S. 5 (Brief vom 5. Januar 1895).

[4] Lamzdorf, S. 192.

[5] Lamzdorf, S. 300.

Physiognomie. Er hat keinen selbständigen Charakter und gerät leicht unter schlechte Einflüsse... Er ist faul und nicht fähig zu arbeiten... Er würde sofort unter den Einfluß seiner hohlköpfigen und ehrgeizigen Verwandten geraten..."[6]

Gewiß fehlen dem Bilde Paul Šuvalovs die genialen Züge des Staatsmannes von großem Format; die Schwächen seines Charakters: Oberflächlichkeit, übermäßiger Ehrgeiz und Gefallsucht liegen auf der Hand. Sein starres Festhalten an manchen Axiomen der traditionellen russischen Außenpolitik und die impulsive, oft wenig diplomatische Art, wie er für dieselben eintrat, zeugen von der Gebundenheit seiner politischen Zielsetzung und von einer gewissen Enge seines politischen Horizonts. Auch stand er als Typus des konservativen Grand-Seigneurs dem Walten der Volkskräfte in seinem eigenen Lande und ihrem zunehmenden Einfluß auf die politischen Ereignisse fremd gegenüber. Jedoch wirkte seine Persönlichkeit menschlich sympathisch, er besaß ein großes Maß an natürlicher Klugheit, die auch manche sicher vorhandene Lücken seiner geistigen Bildung auszugleichen vermochte.

Über die Entwicklung seiner politischen Gedankenwelt ist uns überhaupt nichts bekannt. Um so unumgänglicher mag es deshalb erscheinen, die einzelnen Faktoren aufzuzeigen, die während seiner diplomatischen Tätigkeit auf seine politische Haltung einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben.

Von ganz besonderer Bedeutung für den Grafen Paul ist sein Verhältnis zu seinem um drei Jahre älteren Bruder Peter. Dieser hatte in den 60er und 70er Jahren in der russischen Innen- und Außenpolitik eine höchst wichtige Rolle gespielt.[7] Nachdem er (damals russischer Botschafter in London) vom Caren im Jahre 1878 den Auftrag erhalten hatte, den drohenden Krieg mit England und Österreich um jeden Preis zu verhüten, und diese Aufgabe geschickt und erfolgreich auf dem Berliner Kongreß ausgeführt hatte, ließ ihn Gorčakov, der seinem aufsteigenden Stern mit großer Eifersucht gefolgt war, in der Presse als Vaterlandsverräter brandmarken, und der Car ließ ihn, dem Druck der öffentlichen Meinung folgend, fallen. Vom

[6] Vgl. Anm. 2.

[7] Bismarck rechnet ihn zu der unter dem Einfluß des Caren Nikolaus aufgewachsenen Generation, jedoch „unter die der älteren Kategorie näher stehenden Ausnahmen"; er nennt ihn den einsichtigsten Kopf, mit dem er in Petersburg in Berührung gekommen sei, „dem nur Arbeitsamkeit fehlte, um eine leitende Rolle zu spielen". Bismarck, Ged. u. Er., Bd. I, S. 249—250.

Jahre 1879 ab, lebte Peter Šuvalov als Mitglied des Staatsrats in Petersburg, trotz dieser Stellung nur noch ein Privatmann mit guten Verbindungen, aber zumeist ohne faktische Anteilnahme an den politischen Vorgängen. Peter Šuvalov, als Politiker und als Persönlichkeit weit bedeutender als sein Bruder, besaß sicherlich infolge seines geistigen Übergewichtes einen starken Einfluß auf den letzteren; jedoch sind die Beziehungen der beiden nicht leicht zu erfassen. Paul holte sich regelmäßig Rat bei seinem Bruder während seiner Besuche in Petersburg; es war außerordentlich wichtig für ihn, in der Residenz seines Landes ein Sprachrohr oder auch nur ein Organ zu besitzen, das ihn von den feinsten Schwankungen des politischen Barometers sofort direkt in Kenntnis setzen konnte. Durch die intimen Beziehungen, die sein Bruder zum General von Schweinitz unterhielt, und durch dessen Stellung in den russischen Hofkreisen standen Paul Šuvalov manche Möglichkeiten offen, sowohl in Petersburg, als auch in Berlin, die maßgebenden Stellen zu beeinflussen. Infolge der erprobten Deutschfreundlichkeit Peter Šuvalovs war man in Berlin geneigt, die Sympathien, die man für diesen hegte, auch auf seinen Bruder zu übertragen.[8]

Das ständige Mißtrauen des Caren gegen Deutschland wirkte sich natürlich auch auf sein Verhältnis zu Šuvalov aus, der bei Hofe verdächtigt wurde, unter dem starken Einfluß von Bismarck zu stehen.[9] Andererseits stimmte jedoch der Car in vielem mit Šuvalov überein, so besonders in der Meerengenfrage. Der Car dachte daran, den Ausgang des Bosporus in das Schwarze Meer durch russische Forts zu schließen (um den Engländern den Eintritt in das Schwarze Meer zu sperren); das betrachtete er, nach einer Äußerung Peter Šuvalovs, als seine Lebensaufgabe.[10] Dieses Programm hatte sich Paul Šuvalov völlig zu eigen gemacht.

Was die Beziehungen des Botschafters zu dem Minister Giers anbelangt, so bestand zwischen ihnen, bezüglich des deutsch-russischen Verhältnisses, ein weitgehender Parallelismus in den Zielen, aber ein offenbarer Kontrast in den Methoden, der durch Unterschiede des Temperaments und der politischen Bildung noch verschärft wurde. Besonders in der Orientfrage bestanden zwischen ihnen offene Divergenzen. Šuvalov, als Neuling in der Diplomatie, be-

---

[8] Vgl. dazu Schweinitz, Denkw., Bd. II, S. 336 u. 383 ff.; G. P., V, Nr. 979, 901; Lamzdorf, S. 53 f.

[9] G. P., V, Nr. 991; vgl. Lamzdorf, S. 219 u. 299.

[10] G. P., V, Nr. 978.

urteilte diese Fragen in erster Linie vom Standpunkt des Militärs, während der vorsichtige und beinahe zaghafte Giers als Diplomat von Fach an sie heranging. Giers schätzte Šuvalov als Diplomaten überhaupt nicht allzu hoch ein, er mißtraute ihm und hatte große Angst vor seiner Unbedachtsamkeit und seinen Temperamentsausbrüchen.[11]

In einem scharfen Gegensatz befand sich Šuvalov zu der panslavistischen Gruppe, die in verschiedenen Schattierungen bis in die höchsten regierenden Kreise hinein reichte. Für ihn hatte der Panslavismus etwas Vulgäres, ja sogar Revolutionäres an sich. Obwohl sich manche Berührungspunkte zwischen den Šuvalovschen Gedankengängen und der panslavistischen Ideologie in bezug auf die Meerengen und die Balkanfrage feststellen ließen, mußte ihn doch die Deutschfeindlichkeit dieser Gruppe abstoßen.[12]

Ein Bild von der politischen Gedankenwelt Paul Šuvalovs selbst zu entwerfen, ist nicht ganz einfach und in den Einzelheiten wohl auch noch nicht möglich. Seine Deutschfreundlichkeit wird von vielen Seiten hervorgehoben;[13] dabei sind jedoch verschiedene Faktoren zu unterscheiden: die traditionelle dynastisch-konservative Verbindung zwischen dem russischen und dem deutschen Herrscherhaus war für Šuvalov wohl nur von sekundärer Bedeutung. Wesentlicher für seine politische Konzeption war das nahe Verhältnis, in dem er zu den beiden Bismarcks, Vater und Sohn, stand. Der Einfluß der überragenden Persönlichkeit Bismarcks und die suggestive Kraft seiner Ideen lassen sich durch die gesamte diplomatische Wirksamkeit Šuvalovs verfolgen. Darüber hinaus besaß aber die Verbindung mit Deutschland in der Konzeption Šuvalovs ihren Eigenwert für Rußland. Der Ausgangspunkt seiner Politik ist in den Orientfragen zu suchen: er befürwortete stets ein energisches Vorgehen Rußlands in Bulgarien und das Prinzip der Schließung der Meerengen, bzw. die militärische Herrschaft Rußlands über dieselben. Dadurch wurden für ihn sowohl England als Österreich die unvermeidlichen Gegner der russischen Politik im Orient. Um für eine solche Politik wenigstens nach einer Seite hin eine Rückendeckung zu besitzen, und um gleichzeitig zu verhindern, daß Deutschland sich an England anschließe, erstrebte er eine feste Verbindung mit Deutschland. So bedeutete für ihn die Entente mit Deutschland

[11] G. P., V, Nr. 1073, 1074; Lamzdorf, passim.

[12] G. P., V., Nr. 989.

[13] Vgl. dazu Bülow, Bd. IV, S. 614; Eulenburg, S. 135; Radowitz, S. 314; Schweinitz, Denkw., Bd. II, S. 218 etc.

(und zwar unter Ausschluß Österreichs) den logischen Abschluß und die Krönung eines politischen Systems, wie er es sich dachte. Wann und wie die Idee einer solchen „entente à deux“ in ihm zur Reife gekommen ist, ist schwer zu sagen;[14] daß er sie aber zum Leitstern seiner diplomatischen Wirksamkeit zum mindesten bis zum Jahre 1890 gemacht hat, wird aus einer Untersuchung über seine Tätigkeit in Berlin hervorgehen.

II.

Die Jahre 1885/86.

Kurz nach dem Amtsantritt des Grafen Paul Šuvalov in Berlin (Mai 1885) tauchten neue Wetterwolken am europäischen Horizont auf, die auch eine langwierige Trübung der deutsch-russischen Beziehungen nach sich zogen. Die bulgarische Krise, die sich über fast drei Jahre hinzog, zeigte aufs neue die deutsche Politik in einer entscheidenden Mittlerrolle. In Berlin lag der Knotenpunkt der ganzen Frage: Bismarck, für den auf dem Balkan keine direkten deutschen Interessen auf dem Spiele standen, konnte durch seine Einwirkung auf Wien und auf Petersburg, eben weil er sich hütete, selbst entschieden Stellung dazu zu nehmen, bestimmenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewinnen.

In der ersten Phase der Krise (1885), die durch die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien und den serbisch-bulgarischen Krieg bestimmt war, mußte es Bismarcks hauptsächliches Bemühen sein, auf Wien mäßigend einzuwirken, da er es auf keinen Fall zu einem Bruch mit Rußland, ja nicht einmal zu einer Option für einen der beiden Rivalen, kommen lassen wollte.[15] In der Tat trat nach Beendigung des serbisch-bulgarischen Krieges wieder eine leichte Entspannung zwischen Österreich und Rußland ein, die freilich nur von kurzer Dauer sein sollte.

Šuvalovs Anteilnahme an diesen Vorgängen war noch verhältnismäßig gering. Er mußte in Berlin erst Boden unter den Füßen gewinnen, und so ist es verständlich, daß die Geschäfte in der Hauptsache in Petersburg sich abwickelten, über Schweinitz oder über Giers.[16]

---

[14] So äußerte Giers Schweinitz gegenüber: „Die Brüder Schuwalow waren von jeher für eine entente à deux“, G. P., V, Nr. 1073. Im Unterschied zu der Šuvalovschen Auffassung, sah Giers in der Verbindung mit Deutschland (womöglich sogar mit Österreich) ein Mittel zur Verhinderung kriegerischer Auseinandersetzungen im Orient.

[15] Vgl. dazu G. P., V, Nr. 969.

[16] Bismarck verhandelte persönlich mit Giers in Franzensbad (August 1885; vgl. Corti, S. 187 f.).

Die zweite Phase der bulgarischen Krise (die mit der Entthronung Alexanders von Battenberg im August 1886 begann) brachte eine neue Belastung der Beziehungen zwischen den drei Kaiserstaaten, die — was das deutsch-russische Verhältnis anbelangt — allerdings durch den Besuch des Prinzen Wilhelm beim Caren in Brest-Litovsk und durch die Besprechungen zwischen Bismarck und Giers bald wieder behoben werden konnte.

Noch vor der Entthronung des Battenbergers äußerte Šuvalov in Gegenwart des Grafen Berchem zu Giers,[17] daß seine Stellung in Berlin eine sehr schwierige werden würde, wenn keine größere Klarheit in die russische Politik gebracht würde, und daß er es vorziehe, in diesem Fall eine andere Verwendung zu finden. Vor allem müsse Rußland endlich in Bulgarien einrücken. Šuvalov war in seiner Ansicht ganz sicher durch Bismarck bestärkt worden, der oft genug betont hatte, daß Rußland erst eine zielsichere Linie in seiner Balkanpolitik einhalten müsse, bevor es auf die Unterstützung Deutschlands rechnen könne, und von einer Beihilfe a priori, die einer Blankovollmacht gleichgekommen wäre, nichts wissen wollte.[18] Giers erwiderte darauf, daß e r ein militärisches Einschreiten gegen Bulgarien zur Zeit n i c h t w o l l e. Auch Peter Šuvalov war zu Anfang August 1886 in Berlin gewesen und hatte in einem langen Gespräch mit Berchem versucht, zur Klärung der strittigen Fragen das Seine beizutragen.[19]

Allein schon im Herbst 1886 verschärfte sich die Spannung zwischen Österreich und Rußland aufs neue. Sowohl in Petersburg wie in Wien begann man sich mit dem Gedanken einer kriegerischen Auseinandersetzung vertraut zu machen. Obwohl man sich in Berlin die größte Zurückhaltung auferlegte, stieg die Verstimmung gegen beide Mittelmächte in den weitesten Kreisen der russischen Öffentlichkeit. Der Car beschwerte sich darüber, daß er in allen Balkanangelegenheiten von Deutschland nur lässig unterstützt werde,[20] und die Presse begann unter der Ägide Katkovs die schärfste Kampagne gegen Deutschland,[21] so daß sich das Verhältnis der beiden Länder, insbesondere was die öffentliche Meinung anbelangt, immer unerfreulicher gestaltete.

---

[17] G. P., V, Nr. 979.
[18] G. P., V, Nr. 1045.
[19] G. P., V, Nr. 978.
[20] G. P., V, Nr. 991, 995, 996.
[21] G. P., V, Nr. 977. Vgl. I. Grüning (Die russische öffentliche Meinung und ihre Stellung zu den Großmächten, 1878—1894, Berlin 1929), Kap. IV.

Angesichts dieser schweren Gefährdung der deutsch-russischen Beziehungen wurde auch die Position Šuvalovs immer schwieriger. Schon im Oktober 1886 schrieb Graf Herbert Bismarck in einer Aufzeichnung,[22] daß Šuvalov viel „kleiner" und nervöser geworden sei. „Seine Furcht und sein Respekt vor Katkow sind ins Unglaubliche gestiegen, und neben diesen Empfindungen beherrscht ihn nur noch eine maßlose Wut gegen Österreich ..." Seine Berichte nach Petersburg, worin er über die Haltung der russischen Presse Klage führte, machten, nach seinen eigenen Worten, auf den Caren wenig Eindruck.[23]

Wie sich Šuvalov in diesen kritischen Monaten einen Ausweg dachte, der aus allen Schwierigkeiten herausführen würde, geht — in ziemlich drastischer Form — aus vertraulichen Äußerungen hervor, die er dem Grafen Herbert gegenüber verlauten ließ, freilich in sehr animierter Stimmung und unter dem Einfluß beträchtlicher Mengen von Champagner.[24] Jedoch gestatten diese, von den üblichen diplomatischen Arabesken gänzlich entblößten „Ausbrüche" einen wirklichen Einblick in die innerste Stimmung Šuvalovs. Seine Ausführungen, die von dem verzweifelten Händeringen und Achselzucken des anwesenden ersten Botschaftsrats, des Grafen Muravev, begleitet wurden, gipfelten in Beschwörungen an die deutsche Politik, „die Österreicher sitzen zu lassen und sich auf eine Allianz nur mit Rußland einzurichten". Was Deutschland von Österreich eigentlich erwarte? so fragte der Botschafter. „Wenn Sie z. B. mit Frankreich in Krieg kommen, wird Österreich sicher still sitzen; was haben Sie also von einem Alliierten, der Sie kraft Ihres unglücklichen Vertrages mit Ihnen nötigen kann, mit uns Krieg zu führen? ... Vous aurez pourtant toujours besoin de notre amitié ... La seule alliance saine et solide c'est entre nous deux; moi, je déteste l'Autriche, je n'ai jamais pu me conformer à l'idée de l'alliance à trois; il faut absolument que nous fassions disparaître l'Autriche de la carte de l'Europe. Vous prendrez ses provinces allemandes et rien ne pourra plus nous séparer politiquement; donc laissez nous chier sur l'Autriche."

Jedoch Šuvalov stand mit seiner Idee einer „entente à deux" keineswegs ganz allein, wenn auch zwischen seiner Auffassung und der der amtlichen russischen Politik noch manche Divergenzen der taktischen Durchführung bestan-

[22] G. P., V, Nr. 989.
[23] G. P., V, Nr. 979.
[24] G. P., V, Nr. 989.

den. Eifrige Verfechter eines einfachen Abkommens mit Deutschland waren, neben seinem Bruder Peter, auch der Großfürst Vladimir Aleksandrovič[25] und in einem gewissen Abstand auch Giers und Lamzdorf. Selbst der Car war von den Vorteilen einer engeren Verbindung zwischen Deutschland und Rußland unter Ausschluß Österreichs fest überzeugt.[26] Der Car wolle, so sagte Giers dem deutschen Geschäftsträger in Petersburg, Bernhard von Bülow, kein Bündnis mit Deutschland gegen Österreich, er möchte nur ein Bündnis ohne Österreich. Noch vor wenigen Tagen habe der Car zu ihm gesagt: „Wie schade, daß wir nicht mit Deutschland allein sind. Deutschland und Rußland, fest verknüpft, würden alles in Ordnung bringen, überall Ruhe und Frieden aufrechterhalten, die Revolution abwenden und die Herren der Welt sein. Leider aber steht Österreich zwischen uns."[27]

Jedenfalls stand es schon zu Ende des Jahres 1886 fest, daß an eine Wiedererneuerung des Dreikaiserbündnisses in der alten Form nicht zu denken war. Es war nunmehr unmöglich geworden, die beiden Rivalen auf dem Balkan in einer erneuten gegenseitigen Bindung festzulegen, die ihrem Expansionsbedürfnis bestimmte Grenzen gesetzt hätte.

III.
Šuvalov und das Zustandekommen des Rückversicherungsvertrages.

In Petersburg gewann der Gedanke eines einfachen Abkommens mit Deutschland immer mehr an Boden. Da man wußte, daß Šuvalov sich damit schon lange vertraut gemacht hatte, wurde er zu den Vorbereitungen und Vorverhandlungen in ganz besonderem Maße herangezogen. Die Mitwirkung am Rückversicherungsvertrag bedeutete überhaupt den Kernpunkt seiner Tätigkeit in Berlin. Schon bei den allerersten Erörterungen darüber beteiligte sich Šuvalov lebhaft: in einem Brief vom November 1886 schrieb Giers an ihn,[28] daß der Car den Wert einer Verständigung mit Deutschland immer noch hoch schätze, daß er aber wünsche, sie solle ernsthaft, aufrichtig und vollständig sein. Šuvalov antwortete darauf, daß die Vorteile einer festen und dauerhaften Verbindung mit Rußland für Deutschland

---

[25] Vgl. G. P., V, Nr. 992.

[26] G. P., V, Nr. 1003 und 1073.

[27] Vgl. dazu die Ausführungen Čerevins, des Generaladjutanten des Caren, der ihm (nach Vitte, Vospominanija, S. 299 f.) sehr nahe stand, an Bülow, G. P., V, Nr. 980.

[28] Goriainov (American Historical Review, Bd. XXIII, Jan. 1918), S. 332.

unverkennbar seien; der Preis, den Deutschland für die Neutralität Rußlands im Falle eines Krieges gegen Frankreich zu zahlen hätte, könne seiner Ansicht nach nur die Unterstützung der russischen Ansprüche in Bulgarien sein. Das sei nicht zu viel verlangt. Er glaube deshalb, daß eine dahingehende Sondierung in Berlin eine günstige Aufnahme finden würde.[29] Giers erwiderte ihm,[30] daß die Idee, das Dreikaiserbündnis durch eine entente à deux zu ersetzen, dem Wunsche des Caren in allen Stücken entspreche. Dabei legte er die Grundsätze, die er in einem solchen Vertrag berücksichtigt wissen wollte, zum ersten Male fest, wies aber zugleich auf die Schwierigkeiten hin, die bei der Lösung des alten Dreikaiserbündnisses entstehen würden.

In die letzten Tage des Jahres 1886 fällt der Entschluß Giers', Peter Šuvalov mit einer Sondermission nach Berlin zu betrauen. Der Auftrag betraf zwei Komplexe; einmal die bulgarische Frage (er sollte feststellen, ob die in Aussicht genommenen Privatbriefe des Caren an den Kaiser Wilhelm und den Großherzog von Darmstadt bezüglich der drohenden und Rußland höchst unerwünschten Rückkehr des Battenbergers nach Bulgarien auf eine günstige Aufnahme rechnen könnten) und des weiteren eine erste Sondierung in betreff der entente à deux. Der ganze Auftrag sollte vom Grafen Peter in Übereinstimmung mit seinem Bruder, dem Botschafter, ausgeführt werden. Über die zweite Frage scheinen ihm aber nur sehr begrenzte und vorsichtig gehaltene Instruktionen mitgegeben worden zu sein.[31]

Am 6. Januar 1887 wurden beide Brüder Šuvalov von Herbert Bismarck empfangen. Graf Peter sprach sich hierbei sehr offen aus; er betonte die Unmöglichkeit eines gegen Deutschland gerichteten russisch-französischen Bündnisses. „Ich setze meinen Kopf zum Pfande, sagte er, daß der Kaiser Alexander niemals Deutschland angreifen wird, am allerwenigsten im Bunde mit Frankreich, und ich bin überzeugt, daß sich innerhalb 24 Stunden eine schriftliche bindende Erklärung in Form eines Vertrages von ihm erreichen läßt, daß er sich in französisch-deutsche Händel niemals einmischen wird ... Die einzige Gegenleistung, die wir in einem solchen Vertrage uns von Deutschland

---

[29] Goriainov, S. 333.

[30] Nach Lamzdorf (S. 13) am 26. Dezember, nach Goriainov (S. 333) am 14. September (? Vielleicht ein Druckfehler für 14. Dezember, welches Datum nach altem Stil dem Lamzdorfschen entsprechen würde?).

[31] Lamzdorf, S. 22 ff.

ausbedingen würden, würde die schriftliche Wiederholung der Erklärung des Reichskanzlers sein, daß Deutschland Rußland nicht verhindern will, „la fermeture des détroits“ zu erlangen.“[32] Er bekannte sich auch zu der Bismarckschen Idee der Demarkationslinie auf dem Balkan.[33]

Am 10. Januar, also einen Tag vor der berühmten Reichstagsrede des Reichskanzlers, in der er es weit von sich wies, daß Deutschland nach Bulgarien laufen sollte, um „dort die Händel zu suchen, die es hier nicht finden könne“, hatte Fürst Bismarck die beiden Brüder bei sich zum Diner gehabt.[34] Bei dieser Gelegenheit ist es zwischen Bismarck und dem Grafen Peter zu der ersten Punktation über ein eventuelles deutsch-russisches Bündnis gekommen. Der Inhalt dieses ersten Entwurfes ist folgender: Deutschland anerkennt den ausschließlichen Einfluß Rußlands in Bulgarien und verspricht freundschaftliche Neutralität zu wahren, „si le soin des intérêts de la Russie obligeait Sa Majesté l'Empereur de Russie de s'assurer la fermeture des détroits et de garder ainsi en ses mains la clef de la mer Noire.“ Seinerseits kann Deutschland stets im Falle eines deutsch-französischen Konflikts auf wohlwollende Neutralität Rußlands rechnen. Die Integrität Österreichs und Serbiens (in seiner gegenwärtigen Gestalt) wird von beiden Mächten garantiert.[35]

Giers war mehr als unzufrieden mit diesem Projekt und mit den Verhandlungen des älteren Šuvalov überhaupt. Die Punktation sei äußerst schwach, meinte er. Ohne den Text des Dreikaiserbündnisses genau zu kennen, habe Šuvalov mit Bismarck über die schwierige Frage einer entente à deux verhandelt; und Lamzdorf kritisiert das Projekt folgendermaßen: „Er schlägt ein Abkommen vor über die Beibehaltung einer wohlwollenden Neutralität im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland, über die Garantierung der Integrität Österreichs und der Unabhängigkeit Serbiens unter Milan — und all dies nur dafür, daß wir das Recht des ausschließlichen Einflusses in Bulgarien und Ostrumelien zuerkannt erhalten, und für das Versprechen der Neutralität Deutschlands, falls wir wünschten, auf dem Grundsatz der Schließung der Meerengen zu beharren. Ich kann dem Minister mein Erstaunen darüber nicht verbergen, daß ein Staats-

[32] G. P., V, Nr. 1062.
[33] Wie zufrieden Bismarck mit dieser Unterredung war, bezeugen seine Randbemerkungen.
[34] G. P., V, Nr. 1063, Anm.
[35] G. P., V, Nr. 1063. Besonders hervorzuheben ist die Meerengenklausel, die verschiedene Interpretationen zuläßt.

mann, welcher Botschafter und Hauptdelegierter am Berliner Kongreß gewesen sei, so wenig ernsthafte Projekte vorbringen könne."[36]

Es scheint jedenfalls, daß Peter Šuvalov die Befugnisse, die Giers ihm gegeben hatte, weit überschritten und versucht hat, seine (und seines Bruders) Lieblingsideen — ein Abkommen mit Deutschland allein, freie Hand für Rußland in Bulgarien und die radikale Lösung der Meerengenfrage — auf diesem Wege möglichst schnell zu verwirklichen. Giers schrieb jedenfalls an den Grafen Paul, er betrachte die Vorschläge, die sein Bruder Bismarck gemacht habe, als persönliche Gespräche zweier Freunde, die keinesfalls offiziellen Charakter haben könnten. Er bat den Botschafter, die Frage vorläufig nicht mehr zu berühren.[37]

Aus der Verstimmung von Giers über das Auftreten Peter Šuvalovs und aus der neuerdings wieder mehr deutschfeindlichen Stimmung des Caren,[38] wird die für Bismarck unverständliche Pause begreiflich, die nach dem Besuch des älteren Šuvalov in den Verhandlungen eintrat und die nach den deutschen Quellen allein nicht zu erklären ist. Zwar versuchte Paul Šuvalov das Projekt seines Bruders in einem Brief an Giers vom 24. Januar 1887 weiterhin zu verteidigen,[39] jedoch zeigte sich Giers unnachgiebig.[40]

In Berlin war man über dieses Verhalten Rußlands ungehalten und fand es unbegreiflich, daß man sich in Petersburg nach den vielversprechenden Eröffnungen Peter Šuvalovs jetzt in Schweigen hüllte. Bismarck ahnte schon das Richtige, als er an Schweinitz am 28. Februar schrieb: „Wenn Graf Peter Schuwalow der kaiserlichen Zustimmung für seine Vorschläge nicht sicher war, so war es allerdings ein gewagtes Unternehmen, uns dieselben zu unterbreiten und eine Abmachung über den Entwurf herbeizuführen."[41]

Dieselbe Stimmung spricht auch aus einem Briefe des Grafen Herbert an Schweinitz vom 8. März, worin er sagt, daß Deutschland sich nunmehr „bei der vom plumpen Mißtrauen diktierten Zurückhaltung Rußlands" nach anderen Stützpunkten umsehen müsse. „Paul Schuwalow ist

[36] Lamzdorf, S. 30 f.
[37] Lamzdorf, S. 34 f.
[38] Lamzdorf, S. 35.
[39] Lamzdorf, S. 53 f.
[40] Lamzdorf, S. 56. Es ist jedoch bezeichnend, daß der Car sich für die Ausführungen Šuvalovs lebhaft interessierte.
[41] G. P., V, Nr. 1070.

höchst unglücklich über die unglaublich stümperhafte russische Politik und beschwört mich alle Tage, doch in Geduld zu warten, bis es dem weißen Zaren gefallen möchte, uns gute Worte und Zusicherungen zu geben. Als Abschlagstermin nennt er Anfang April; er will nämlich gleich nach Kaisers Geburtstag nach Petersburg fahren und gibt an, den Glauben zu haben, dann dort alles durchsetzen zu können, was sein Bruder anzubieten versuchte. Es wird aber wohl heißen: Was Peter nicht konnte, kann Paul nimmermehr." Graf Herbert hielt es für ausgeschlossen, daß Paul Šuvalov der russischen Politik eine bestimmte Richtung geben könne. Denn der Car habe sich einreden lassen, daß eine prononciert deutsch-freundliche Politik ihm Schwierigkeiten im Innern bringe, was er mehr als alles andere fürchte.[42]

Dem deutschen Botschafter in Petersburg wurde strengste Zurückhaltung in dieser Frage vorgeschrieben. „Wir müssen alles vermeiden," schrieb ihm der Reichskanzler, „was so ausgelegt werden könnte, als hätten w i r das Bedürfnis nach einer Abmachung mit Rußland."[43]

Überraschenderweise griff Giers das Thema Mitte März wieder auf. In einem Gespräch des Ministers mit Schweinitz über die Bestimmungen eines eventuellen Geheimvertrages spiegelt sich ganz deutlich der Gegensatz zu der Šuvalovschen Haltung wider. Während die beiden Šuvalovs Deutschland alles anboten für eine Unterstützung in Bulgarien und in der Meerengenfrage, sagte Giers: „Unser jetziges Protokoll[44] ist gegenstandslos; als wir es abschlossen, handelte es sich hauptsächlich um Bulgarien und die Union; maintenant nous nous fichons de la Bulgarie; es müßte also etwas anderes gefunden werden."[45]

Jedoch zog sich die Angelegenheit immer mehr in die Länge: am 13. April sagte Giers zu Bernhard von Bülow, er müsse erst die Rückkehr Šuvalovs aus dem Urlaub abwarten.[46] Šuvalov, der seit Ende März in Rußland weilte, hat zweifellos alle seine Kräfte und seine ganze Überredungskunst eingesetzt, um seine Pläne durchzubringen.[47] Am 23. April hielten Giers und Šuvalov Vortrag beim Caren über diese Frage. Alexander sprach sich sehr ein-

[42] Schweinitz, Briefe, S. 236 f.; Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 336.
[43] G. P., V, Nr. 1070.
[44] Gemeint ist damit das Zusatzprotokoll des Dreikaiserbündnisses von 1881, mit den 1884 hereingebrachten Änderungen.
[45] G. P., V, Nr. 1071.
[46] G. P., V, Nr. 1072.
[47] Die besonderen Absichten, die er mit diesem Vertrag verband, werden noch im Folgenden zu behandeln sein.

deutig gegen eine Erneuerung des Dreikaiserbündnisses aus, stimmte jedoch einer entente à deux zu. Giers äußerte sich am selben Tage Schweinitz gegenüber offen über sein Programm, in dem die Zusicherung der russischen Neutralität im Falle eines deutsch-französischen Krieges der Aufrechterhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel die Wage halten sollte; dagegen wollte er die Integrität Österreichs auf keinen Fall garantieren. „Der dritte und letzte Artikel könne ganz so bleiben, wie jetzt; nichts anderes, als die Schließung der Meerengen sei Bedürfnis für Rußland; hierüber bestehe eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Schuwalows und ihm. Der Botschafter verlange mehr und versichere, dieses von Deutschland zugestanden erhalten zu können; er, der Minister, bezweifle es nicht, aber er wolle es nicht. Was könne es Rußland helfen, wenn wir ihm erlaubten, etwas zu tun, wozu ihm die Flotte, das Geld, die Macht fehlten? Wenn es bekannt würde, daß Kaiser Alexander sich vertragsmäßig die Freiheit ausbedungen habe, die Meerengen in Besitz zu nehmen, so könne es nicht ausbleiben, daß Italien und England, wahrscheinlich auch andere Mächte sich vereinigen." Graf Šuvalov wolle hierdurch dem Vertrage Glanz verleihen, aber der Car werde wohl eher ihm, dem Minister, glauben, als Šuvalov.[48]

Hier sehen wir den Unterschied in den Auffassungen von Giers und Šuvalov ganz deutlich ausgesprochen. Daß Šuvalov in bezug auf die Meerengenklausel schließlich Sieger blieb, ist durch die zustimmende Haltung des Caren zu erklären.

Bei der Abschiedsaudienz am 3. Mai habe Šuvalov „klar, überzeugend und glänzend" gesprochen, schreibt Schweinitz; „der Minister sei dabei völlig verdunkelt worden".[49] Der Eifer, mit dem sich der russische Botschafter für den Vertrag einsetzte, wird erst durch die Absichten, die er damit verband, begreiflich: er betrachtete nämlich den Abschluß des deutsch-russischen Vertrages als ein Sprungbrett zum Posten des Außenministers.[50]

---

[48] G. P., V, Nr. 1074.

[49] G. P., V, Nr. 1075. Giers war aber überzeugt, daß Šuvalov sich seiner Meinung in bezug auf die Meerengen angeschlossen habe.

[50] Die Gerüchte über Šuvalov, als den wahrscheinlichen Nachfolger von Giers, liefen schon seit langem um. (Vgl. Lamzdorf, S. 4.) Am 15. November 1886 schreibt Bülow (oder Schweinitz?) in einem Privatbrief (G. P., V, Nr. 990): „Wenn Giers fiele, so würde sein Nachfolger wohl Lobanow oder Paul Schuwalow werden. Momentan habe letzterer mehr Chancen." Und Schweinitz meint in einer Depesche vom 4. Mai 1887, also unmittelbar vor der Eröffnung der Verhandlungen in Ber-

Anfang Mai[51] kam Šuvalov nach Berlin zurück, ausgestattet mit einem in Petersburg aufgesetzten Vertragsentwurf[52] und mit genauen Instruktionen für die Verhandlungen mit dem Reichskanzler.[53] Diese setzten am 11. Mai ein. Die schnelle, leichte Auffassungsgabe (die den beiden Brüdern, neben einer gewissen Leichtfertigkeit, eigen war)[54] und die durch den persönlichen Ehrgeiz gesteigerte Zähigkeit Paul Šuvalovs machten selbst einem Bismarck die Unterhandlungen zu keiner leichten Aufgabe. Šuvalovs Position war dabei insofern günstiger, als er, durch seine Instruktionen gedeckt, nur geringe Aussichten für Konzessionen bot, während die Haltung Bismarcks elastischer sein konnte und mußte.

Es handelte sich bei den Verhandlungen vor allem um die Formulierung des Artikels I. Nachdem Bismarck dem russischen Botschafter gleich in der ersten Unterredung den Text des deutsch-österreichischen Militärbündnisses von 1879 zu dessen großen Überraschung mitgeteilt hatte,[55] war es für Šuvalov klar, daß eine Bestimmung, welche die Neutralität Deutschlands im Falle eines Zusammenstoßes zwischen Österreich und Rußland nur für den Fall eines österreichischen Angriffs garantiere, für Rußland gänzlich wertlos sei.[56] Rußland wären damit die Hände auf dem Balkan gebunden, denn eine Kriegserklärung Rußlands an Österreich im Falle eines österreichischen Übergriffs in die russische Interessensphäre würde Deutschland Schulter an Schulter mit Österreich in den Krieg gegen Rußland treiben (kraft der Bestimmungen des Militärbündnisses von 1879). Um dies zu verhindern, bzw. um einen solchen Über-

---

lin, daß die Quintessenz seiner (Šuvalovs) Ideen, — der Wunsch sei, die Beziehungen Rußlands zu Deutschland, solange er Botschafter in Berlin sei, so zu gestalten, daß er, wenn er in Petersburg Minister werde, nichts daran zu ändern brauche, vielmehr auf Grund des Erreichten die nationalen Wünsche seines Vaterlandes erfüllen könne. Schweinitz verglich diese Taktik mit der Bismarcks als Botschafter in Petersburg und später im Verkehr mit Napoleon III. (G. P., V, Nr. 1075.)

Diese Vermutung von Schweinitz findet ihre Bestätigung durch den Verlauf der Verhandlungen über den Vertragsabschluß, die Šuvalov im Mai und im Juni 1887 mit Bismarck führte; allerdings sollten sie dem Grafen Paul den erhofften Lohn nicht einbringen.

[51] Wahrscheinlich am 8. Mai. Vgl. G. P., V, Nr. 1075.

[52] G. P., V, Nr. 1076, Anl. I.

[53] Auf diese Instruktionen beruft er sich mehrmals in den Aufzeichnungen über seine Gespräche mit Bismarck; vgl. Russko-germanskie otnošenija (abgekürzt R. G. O.), S. 94, 116, 118. Im Original sind sie bis jetzt noch nicht bekannt.

[54] Vgl. Lamzdorf, S. 23.

[55] R. G. O., S. 101; G. P., V, Nr. 1080.

[56] R. G. O., S. 102, S. 106 ff.; G. P., V, Nr. 1083.

griff überhaupt unmöglich zu machen, bedurfte Rußland fester Garantien von Seiten Deutschlands, die seine Interessensphäre auf dem Balkan schützen würden. Und obwohl in den Verhandlungen das Wort „Demarkationslinie“ oder „Scheidung der Interessensphären“ nicht fiel, ist es selbstverständlich, daß Šuvalov diese alte Lieblingsidee Bismarcks aufgriff und sie zur Grundlage für die Gestaltung des Vertrages nahm.[57] Dieser Gedanke fand seinen Niederschlag sowohl im Artikel II des Vertrages (worin Deutschland die „droits historiquement acquis à la Russie dans la presqu'île Balcanique et particulièrement la légitimité de son influence préponderante et décisive en Bulgarie et en Roumélie“ anerkannte und beide Mächte sich verpflichteten, keine Änderungen am territorialen status quo der Balkanhalbinsel zuzulassen), als auch im § 1 des Geheimen Zusatzprotokolls (worin Deutschland Rußland seinen Beistand für die Einsetzung einer legalen Regierung in Bulgarien und für die Verhinderung einer eventuellen Wiedereinsetzung des Battenbergers versprach).

Als Korrelat zu der einseitigen Verpflichtung Deutschlands, das seine Neutralität lediglich im Falle eines österreichischen Angriffs zu wahren versprach, wollte Šuvalov die Neutralität Rußlands ebenfalls nur im Falle eines französischen Angriffs auf Deutschland (eines „Revanchekrieges“) zugestehen.[58] Hierbei kam es zu einem hartnäckigen Streite mit Bismarck, bis es beiden Unterhändlern gelang, eine Formel auszuarbeiten, die dem Fürsten das Nachgeben leichter machte.[59]

Viel einfacher war es für Šuvalov, in der Meerengenfrage von Bismarck Konzessionen zu erlangen, die weit über die Pläne und Wünsche von Giers hinausgingen. Gleich in der ersten Unterredung (am 11. Mai) kam die Rede auf dieses Problem.[60] Es scheint, daß zwischen Bis-

[57] Wie weit Šuvalov hierbei aus eigener Initiative handelte und wie weit er den aus Petersburg erhaltenen Instruktionen folgte, ist nicht klar ersichtlich, weil uns nur seine Berichterstattung an Giers zur Verfügung steht.

[58] Der Vorwurf Bismarcks (R. G. O., S. 122), Šuvalov hätte von sich aus die Frage so kategorisch gestellt, ist insofern unberechtigt, als Šuvalov gerade in diesem Falle sich auf seine Instruktionen stützen konnte (R. G. O., S. 106 ff.).

[59] Dem Artikel I wurde der Zusatz beigefügt: „Cette disposition (d. h. die wohlwollende Neutralität während eines Krieges eines der beiden Kontrahenten gegen eine dritte Macht) ne s'appliquerait pas à une guerre contre l'Autriche ou la France dans le cas où cette guerre résulterait d'une attaque dirigée contre l'une de ces deux dernières puissances par l'une des hautes Parties contractantes.“ (G. P., V, Nr. 1092.)

[60] R. G. O., S. 96.

marck und Šuvalov schon vorher über diese Frage gesprochen worden ist; jedenfalls betonte Bismarck, als er das deutsche Desinteressement an den kühnen Plänen Rußlands in der Meerengenfrage aussprach („l'Allemagne n'aurait rien à redire en vous voyant maîtres des détroits, possesseurs de l'entrée du Bosphore et de Constantinople même"), daß er dabei an den Formulierungen festhalten möchte, „que nous avons déjà établis il y a de cela quelque temps".[61] Bismarck nahm die von Šuvalov persönlich[62] formulierte Fassung um so eher an, als er ganz genau wußte, daß diese Forderung den Wünschen Giers' nicht entsprach,[63] und daß in absehbarer Zeit Rußland zu einer Besetzung der Meerengen nicht fähig sein werde.[64] Eine ernstere Bedeutung wird er der aus dem Dreikaiserbündnis übernommenen Verpflichtung Deutschlands, an dem Grundsatze der Schließung der Meerengen festzuhalten, beigemessen haben, weil diese Forderung seit 1878 für Rußland eine Lebensnotwendigkeit bedeutete.

Doch sollte der Vertrag nach der Beendigung der Unterhandlungen zwischen Bismarck und Šuvalov noch nicht gleich unterzeichnet werden. Šuvalov, durch seine Erfolge angefeuert, fuhr Ende Mai nach Petersburg, wo er die Zustimmung des Caren und Giers' zum Vertrag bald erlangen konnte.[65] Anfang Juni kehrte er wieder nach Berlin zurück, aber nicht, wie Bismarck es erwartet hatte, mit einer einfachen Zustimmung; er brachte neue Zusatzprojekte mit, die die Haltung Deutschlands in bezug auf die russi-

---

[61] Ob Bismarck damit die Verhandlungen mit Graf Peter Šuvalov im Januar 1887 meinte, ist sehr zweifelhaft, denn die Meerengenklausel ist damals in einer weit vorsichtigeren Fassung formuliert worden.

[62] Šuvalov betonte auch Bismarck gegenüber, daß dieser Paragraph auf seinen eigenen Vorschlägen beruhe und nur dann Geltung haben werde, wenn er vom Caren gebilligt sei (R. G. O., S. 96). Der Zustimmung des Caren konnte er ja sicher sein!

[63] Bismarck machte Šuvalov offen dahingehende Vorwürfe (R. G. O., S. 122), welche dieser nicht zu widerlegen vermochte.

[64] Šuvalov selbst suchte diese Konzession Bismarcks, als für Rußland unwesentlich darzustellen: „Une action décisive de notre part à l'entrée de la Mer Noire avait plutôt un caractère théorétique, qu'un caractère de probabilité et que par conséquence nous ne saurions, en ce moment, considérer comme un grand poids en notre faveur dans la balance les avantages que nous procureraient les assurances amicales que je venais d'entendre" (R. G. O., S. 96).

[65] Der Car war besonders zufrieden mit der Zusicherung Bismarcks „que tout empiètement de l'Autriche, de même que toute entrave de sa part à l'action de la Russie soit en Bulgarie, soit en Roumélie, soit à Constantinople, ne sauraient jamais constituer pour l'Allemagne le „casus foederis" ..." (Brief Giers' an Šuvalov, G. P., V, Nr. 1082).

sche Balkanpolitik in einer sehr bestimmten und für die deutsche Regierung unannehmbaren Form festlegen sollten.[66] Daß diese Ergänzungen nicht von Šuvalov selbst, sondern von Giers stammen, zeigt dessen Instruktion an den Botschafter,[67] in der die „amendements" wörtlich enthalten sind. Am 12. Juni erklärte Herbert Bismarck dem russischen Botschafter, daß Deutschland sich entschieden weigere, weitere Änderungen am Text des Vertrages vorzunehmen. Šuvalov gab sofort nach, um den mit so großer Mühe zustande gekommenen Vertrag nicht zu gefährden,[68] und wurde von Giers umgehend mit der Unterzeichnung beauftragt, die am 18. Juni von ihm und vom Grafen Herbert vollzogen wurde.

IV.

Die Jahre 1887/90.

Als Korrelat zum Rückversicherungsvertrag ergab sich in der Folgezeit zunächst eine veränderte Haltung Deutschlands gegenüber Österreich-Ungarn. Durch seine Begünstigung des österreichisch-englisch-italienischen Mittelmeer-Abkommens unterstützte Bismarck nun auch die österreichischen Velleitäten nach einer Expansion in Südosteuropa, und er konnte es tun, da er beide Rivalen in einem neuen System der Bindungen, wobei jetzt alle Fäden in seiner eigenen Hand zusammenliefen, bei der Stange zu halten vermochte. Freilich, gemessen an der früheren Lösung der gewaltigen Aufgabe, das neue Deutsche Reich nach außen hin zu sichern, bedeutete die jetzige, wenn nicht einen Rückschritt, so doch eine große Komplikation. Die Politik des offenen Ausgleichs hatte einer „Politik der Hinterhand" weichen müssen; die unheimliche Verschärfung der Gegensätze der Machtverhältnisse in Europa hatte diesen Wechsel notwendig gemacht: die neue Methode war, vom Standpunkt des Diplomaten aus gesehen, vielleicht noch genialer als die frühere, denn sie sicherte der deutschen Regierung eine noch größere Bewegungsfreiheit, aber sie verlangte auch einen Vollstrecker, wie ihn zunächst nur der Genius des Fürsten Bismarck selbst verbürgte.

Das Jahr 1887 hatte eine der schwersten europäischen Krisen heraufgeführt: die Kluft auf dem Balkan zwischen Rußland und der Doppelmonarchie tat sich (mit der dritten Phase der bulgarischen Krise, anläßlich der bulgarischen Regentenfrage) immer weiter und bedrohlicher auf, der

[66] Vgl. G. P., V, Nr. 1087 mit Anlage.
[67] G. P., V, Nr. 1082.
[68] Vgl. G. P., V, Nr. 1089 und Nr. 1090.

Panslavismus in Rußland schlug immer höhere Wellen, und die Revanchestimmung in Frankreich war auf einem Kulminationspunkt angelangt. Der Hetzapostel der Revanche, Paul Deroulède, machte in Rußland eine Propagandareise, die einem Triumphzuge glich — alle Kräfte, die den Frieden Europas ernstlich gefährden konnten, drohten jetzt sich zusammenzuschließen.

In dieser Situation hatte Bismarck mit Lord Salisbury Fühlung zu nehmen versucht, aber Salisbury hatte nicht mit Ja und nicht mit Nein geantwortet. Im Herbst 1887 besuchte der Car Berlin; während dieses Besuches war es Bismarck gelungen, das Mißtrauen des Caren einzudämmen, wenn er es auch nicht ganz aus der Welt schaffen konnte.

Wenige Tage vor dem Besuche des Caren in Berlin war das Verbot der Lombardierung russischer Werte in Deutschland erlassen worden. Inhalt, Motivierung und Tendenz dieser Maßnahme lagen in der Linie der Bismarckschen Auffassung, daß Außenpolitik und Wirtschaft nichts miteinander zu tun hätten. Daß Bismarck dabei die weitgehende Eigenrichtung, die außenpolitische Bindekraft und die Selbständigkeit der Kapitalbewegungen nicht genügend berücksichtigte, ist leider nicht zu bezweifeln. Die deutsche Regierung vertrieb damit die russischen Werte vom deutschen Markt, mit Unterstützung einer so scharfen Propaganda, daß auf lange Frist eine Umbiegung der öffentlichen Meinung Deutschlands zugunsten russischer Anleihen unmöglich wurde.

Das Jahr 1888 brachte eine gewisse Entspannung der allgemeinen politischen Lage. Die bulgarische Krise ging ihrem Ende zu, was eine zunehmende Besserung der deutsch-russischen Beziehungen zur Folge hatte. Im Juli 1888 machte Wilhelm II. in Begleitung des Grafen Herbert Bismarck einen Besuch in Rußland, der befriedigend verlief. Das Ende des Boulangismus in Frankreich und seine wieder wachsende politische Isolierung, die starken Reibungen zwischen Frankreich und England auf kolonialem Gebiet, die erneute Hinwendung Rußlands nach Asien bedeuteten eine Verlagerung der Spannung von dem kontinentalen in den weltpolitischen Raum und hatten des weiteren eine — für die deutsche Politik günstige — Verschlechterung der russisch-englischen Beziehungen zur Folge.

Das Jahr 1889 führte zwar wieder eine gewisse Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland herbei, die auf die rußlandfeindlichen Insinuationen des deutschen Generalstabes zurückzuführen war, aber sie wurde durch

den Carenbesuch in Berlin vom Oktober 1889 wieder ausgeglichen. Auf dem Gebiet der internationalen Finanzpolitik war freilich schon eine entscheidende Schwenkung erfolgt: nicht mehr Berlin, sondern Paris war der maßgebliche Geldmarkt für die russische Staatsfinanz geworden.

Über die Tätigkeit Šuvalovs in diesen Jahren liegen nur sehr unvollständige Zeugnisse vor. Das Tagebuch Lamzdorfs weist für diesen Zeitraum, wie bereits erwähnt, eine Lücke auf; nur die (für diese Jahre ebenfalls spärlichen) Dokumente der Großen Politik und verstreute Äußerungen in Memoirenwerken u. dgl. erlauben einige Rückschlüsse auf seine Stellungnahme.

Anläßlich des Carenbesuches in Berlin vom Herbst 1887 wurde Šuvalov mit dem Schwarzen Adlerorden dekoriert, „eine ungewöhnlich hohe Auszeichnung“, wie Waldersee in seinen Denkwürdigkeiten vermerkt.[69] Über die Stellung Šuvalovs zu den wirtschaftspolitischen Fragen, insbesondere zum Lombardverbot, könnten nur die russischen Quellen Aufschluß bringen. Eine Äußerung von Schweinitz aus dem Jahre 1886 weist darauf hin, daß er nie gerne über diese Fragen sprach.[70] Es dürfte jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß das Lombardverbot ihm, wie allen deutschfreundlichen russischen Diplomaten, als die Ursache bitterer Konsequenzen erscheinen mußte, da er jede Verschiebung der Bindung Rußlands an Deutschland und damit auch ein wirtschaftspolitisches Hinübergleiten ins französische Lager als eine Durchkreuzung seiner politischen Ziele betrachtete.

Auch die Haltung Šuvalovs bei den beiden Thronwechseln in Deutschland im Jahre 1888 muß vorläufig ungeklärt bleiben. Nach einer Bemerkung Schweinitz'[71] kam es ihm vor allem darauf an, die Kontinuität der politischen Beziehungen mit Rußland, als deren Garanten er die beiden Bismarcks betrachtete, gesichert zu wissen. Bei allen auftauchenden Verstimmungen, in den Balkanstreitigkeiten, bei den russischen Truppenbewegungen an der Westgrenze u. dgl. verfocht Šuvalov eine Politik der offenen Verständigung;[72] in der Sache des Battenbergschen Heiratsprojekts stellte er sich loyal auf die Seite Bismarcks.[73]

[69] Waldersee, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 336. Die Dekorierung Šuvalovs war wohl als Anerkennung seiner Verdienste beim Zustandekommen des Rückversicherungsvertrages gedacht.

[70] Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 319.

[71] Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 365. Schweinitz hebt hier unter anderem hervor, daß Šuvalov sich den Dank der Familie Bismarck verdient habe.

[72] G. P., VI, Nr. 1176. Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 358.

[73] G. P., VI, Nr. 1332.

Aus einer Aufzeichnung des Grafen Herbert Bismarck vom 27. April 1888[74] geht hervor, daß Šuvalov gelegentlich des Besuches der Königin Viktoria in Berlin (24. bis 26. April 1888) die Befürchtung hegte, daß Bismarck auch noch mit England einen Vertrag abschließen wolle. Er sei, so erklärte er dem Grafen Herbert, in den letzten Tagen mit der dauernden Sorge herumgegangen, daß sich die deutsche Regierung irgendwie mit England binden könne; das dürfe man ihm nicht antun, denn sonst würde seine Position in Berlin vollständig zusammenbrechen. Seit er in Berlin beglaubigt sei, habe er immer in seiner Berichterstattung sich dahin erklärt, daß Deutschland den Russen England gegenüber freie Hand lassen werde. „Das ist ja auch das einzige, was uns noch bleibt; wenn Sie uns in dieser Hinsicht im Stiche lassen, so bin ich nicht nur desavouiert, sondern für alle Zukunft unmöglich und muß mich sofort in meine Wälder zurückziehen.“ Jedoch Graf Herbert Bismarck verstand ihn zu beruhigen, und durch eine Anspielung auf seine eventuelle Übernahme des Postens des russischen Außenministers sogar wieder in gute Laune zu bringen.

Daß Šuvalov überhaupt auf diesen Gedanken kam, zeugt von seinem scharfen politischen Instinkt. In der Tat hatte Bismarck jedesmal, wenn er befürchten mußte, daß Rußland den Vertrag nicht unbedingt einhalten werde, im Herbst 1887 in seinem ersten Schreiben an Salisbury und im Jahre 1889 mit seinem Bündnisangebot an England den Anschluß an England gesucht. Šuvalov wußte davon natürlich nichts, aber er hat diese Zusammenhänge anscheinend mit instinktivem Scharfblick durchschaut; er wußte, daß Deutschland, nach der Ansicht des Fürsten Bismarck, über den Rahmen des Dreibundes hinaus noch des Anschlusses an eine weitere Großmacht bedürfe: dies konnte nur Rußland oder England sein.

Im Sommer 1888 scheint Šuvalov in Petersburg für eine Veröffentlichung des Rückversicherungsvertrages[75] plädiert zu haben; Giers berührte in einem Gespräch mit dem Grafen Herbert diese Angelegenheit, wollte sie aber lieber aufgeschoben wissen, während Herbert Bismarck gegen eine Veröffentlichung nichts einzuwenden hatte. Welche Absichten Šuvalov mit seiner Anregung zur (teilweisen) Veröffentlichung der Abmachungen verband, ist im einzelnen nicht ganz ersichtlich. Jedenfalls war es ihm auch dabei

[74] G. P., VI, Nr. 1338.
[75] G. P., VI, Nr. 1345.

darum zu tun, das Zusammengehen mit Deutschland so eng wie möglich zu gestalten.[76]

Angesichts der zunehmenden Verschärfung der englisch-russischen Spannung im Laufe des Jahres 1889 mußte der russischen Regierung daran liegen, die Bescheinigung über die Rückendeckung nach der Seite Deutschlands gesichert zu wissen: 1. um vor einem deutschen (bzw. österreichischen) Angriffe sicher zu sein, 2. um durch den Meerengenverschluß eine Garantie zu haben gegen einen eventuellen englischen Vorstoß in die Schwarze Meer-Flanke. Die Hinneigung des jungen deutschen Kaisers zu England mußte in Petersburg diesen Wunsch nur noch steigern; da man wußte, daß Bismarck von der Notwendigkeit der Erhaltung des Rückversicherungsvertrages überzeugt war, so trat man schon jetzt ein in die Verhandlungen um dessen Erneuerung.

V.

Šuvalov und die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages.

Sehr frühzeitig, zu Anfang Dezember 1889, wollte Giers in Berlin in bezug auf die Erneuerungen der Abmachungen von 1887 sondieren. Am 31. Dezember erwirkte er beim Caren die Genehmigung zur Eröffnung der Verhandlungen über die Erneuerung des Vertrages, und zwar ohne das Geheime Zusatzprotokoll. Aber nach dem Wunsche des Caren sollte er mit der Eröffnung der Verhandlungen noch bis zum Frühjahr warten, obwohl Giers und Lamzdorf fürchteten, daß, wenn sie noch lange zögerten, Šuvalov ihnen zuvorkommen werde „und wieder einen Paragraphen hineinsetzen werde, ähnlich dem über die clef de son empire“.[77]

Am 10. Februar hatte Šuvalov eine eingehende Erörterung mit dem Fürsten Bismarck, und, nachdem er von der Bereitwilligkeit des Kaisers, auf die Verlängerung einzugehen, verständigt war, fuhr er am 27. Februar nach Petersburg.[78] In Petersburg scheint Šuvalov eifrig gewirkt zu haben; am 14. März, in seiner Abschiedsaudienz beim Caren, versuchte er auf alle mögliche Weise, die Erlaubnis zur Erneuerung auch des Geheimen Zusatzprotokolls zu

[76] „Die Anregung, gewisse Abmachungen teilweise zu veröffentlichen, oder in übereinstimmenden Kundgebungen verlauten zu lassen, ist als eine Schuwalowsche Idee besprochen und fallen gelassen worden ...“ (Bericht Schweinitz' vom 25. Juli 1888, G. P., VI, Nr. 1347).

[77] Lamzdorf, S. 247.

[78] Vgl. dazu G. P., VII, Nr. 1366 Anm.; Goriainov (S. 340) und Savin (S. 170) geben als Datum dieser Unterredung den 12. Februar an.

erwirken, allerdings ohne definitiven Erfolg.[79] Die drohenden Anzeichen eines bevorstehenden Rücktritts Bismarcks beachtete man in Rußland nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit. Man hatte schon so oft Kanzlerkrisen überstanden, daß man glaubte, auch diesmal bleibe alles beim alten.[80]

Die Nachricht vom Sturze Bismarcks, die Šuvalov in einem Telegramm vom 17. März mitteilte, verursachte dort eine ungeheure Erregung. Gleich nach der Ankunft Šuvalovs in Berlin hatte ihn der Fürst zu sich kommen lassen,[81] um ihn über seinen unmittelbar bevorstehenden Rücktritt zu unterrichten. Bismarck beabsichtigte nämlich, als Grund seines Abgangs, die außenpolitischen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und ihm (insbesondere bezüglich des deutsch-russischen Verhältnisses) Šuvalov und der russischen Regierung gegenüber in den Vordergrund zu stellen, um durch sie eventuell einen Druck auf den Kaiser ausüben zu können. Šuvalov jedoch war klug genug, um dieses verborgene Ziel Bismarcks zu erkennen. „Was Bismarck auch sagen mag," so schrieb er an Giers, „ich glaube, daß viel eher die Divergenzen der Innenpolitik den Kaiser zu diesem Schritt gezwungen haben."[82] Jedoch war er von dem Rücktritt Bismarcks, mit dem er fünf Jahre lang vertrauensvoll zusammengearbeitet hatte, und für den er sogar eine ihm am russischen Hofe übel vermerkte Verehrung hegte, aufs tiefste erschüttert. „Alles, was hier vorgeht, ist mehr, als merkwürdig, und man fragt sich unwillkürlich, ob der junge Kaiser normal ist."[83] Seine Hauptsorge betraf selbstverständlich die Frage der weiteren deutsch-russischen Beziehungen und insbesondere das Schicksal des Vertrages.[84]

Am 19. März besuchte Graf Herbert Bismarck den russischen Botschafter.[85] Dieser habe ihm mitgeteilt, so berichtete er an den Kaiser in einem eigenhändigen geheimen

---

[79] Lamzdorf, S. 267.

[80] Vgl. dazu Lamzdorf, S. 269 ff.

[81] Nach den „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. III, S. 90) meldete sich Šuvalov selbst bei Bismarck; jedoch darf man wohl dem Telegramm Šuvalovs eher Glauben schenken, wonach Bismarck ihn holen ließ (Lamzdorf, S. 272; Savin, S. 171).

[82] Lamzdorf, S. 280; Savin, S. 172.

[83] Lamzdorf, S. 281.

[84] So bemerkte Graf Herbert zu Radowitz, Šuvalov sei außer sich darüber, daß das mit vieler Mühe vorbereitete Werk wieder zu scheitern drohe. Radowitz, Bd. II, S. 314.

[85] G. P., VII, Nr. 1366.

Schreiben vom Mittag des 20. März, daß der Car ihn ermächtigt hätte, den Geheimvertrag auf sechs Jahre zu verlängern, „und zwar in der Absicht, diese Abmachung als eine dauernde anzusehen". Wegen der bevorstehenden Entlassung des Reichskanzlers habe er aber sein Anerbieten zurückgezogen und verlauten lassen, daß der Car auf die Verlängerung des geheimen Vertrages verzichte, „da eine so geheime Angelegenheit mit einem neuen Reichskanzler nicht verhandelt werden könne". Das war in dieser Form zweifellos unrichtig und wurde von Herbert Bismarck so dargestellt, um den Kaiser unter Druck zu setzen. Šuvalov hatte von seiner Regierung natürlich keine Anweisung bekommen, daß sie bei einem neuen Kanzler auf den Vertrag verzichten würde. Aber seine ersten Instruktionen lauteten eben auf die Bismarcks, und er mußte nun auf neue warten, die er gleich am 17. März eingefordert hatte.[86]

Mitten in der Nacht vom 20. auf den 21. März ließ der Kaiser Šuvalov durch einen Armeegendarm wecken und für den anderen Morgen um ¾9 Uhr ins Schloß bestellen.[87] Die Audienz vom 21. März muß als Ursprung der künftigen Mißverständnisse und aller bitteren Konsequenzen für Šuvalov selbst betrachtet werden.[88] Der Kaiser betonte zunächst, daß der Rücktritt Bismarcks nur aus gesundheitlichen Gründen und wegen innerpolitischer Divergenzen erfolgt sei. Die auswärtige Politik werde dadurch gar nicht in Mitleidenschaft gezogen werden; er erklärte sich bereit, den Vertrag zu erneuern, mit den Worten: „Unsere Politik war ja nicht Bismarcks Politik, es war die Politik meines Vaters und meines Großvaters, und sie bleibt auch die meinige." Auf die Frage des Kaisers, wie Rußland dazu stehe, erwiderte Šuvalov: „Ich habe bereits dem Grafen Bismarck gesagt, daß ich mich angesichts der letzten Ereignisse entschlossen habe, die vor ein paar Tagen mit seinem Vater aufgenommenen Verhandlungen zu unterbrechen. Angesichts einer so radikalen Änderung der Situation und des Personenwechsels war mein Wunsch, mich vorher zu orientieren, ja ganz natürlich. Deswegen wollte ich mir

[86] G. P., VII, Nr. 1367. Der Kaiser schrieb an den Rand des Schriftstückes: „Einverstanden mit Erneuerung des Vertrages und ermächtige Sie, das Schuwaloff mitzuteilen."

[87] Šuvalov befürchtete, daß etwas Schreckliches in Petersburg geschehen sei, ein Attentat auf den Caren oder dergleichen. Vgl. Lamzdorf, S. 282; Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 400.

[88] Bis jetzt war lediglich die Wiedergabe des Berichtes von Šuvalov über die Audienz nach Schweinitz (G. P., VII, Nr. 1373, Anlage) bekannt, dem Giers erst später (am 14. Mai 1890) das betreffende Telegramm Šuvalovs vorgelesen hatte. Nur Lamzdorf bringt den authentischen Text (S. 282 ff.).

neue Instruktionen erbitten, bevor ich die Verhandlungen wieder aufnehme."[89]

In Petersburg atmete man auf — an Šuvalov wurde telegraphiert, der Car sei immer noch für die Erneuerung; ausführliche Instruktionen würden bald folgen.[90] Interessant ist, daß der einzige, der dem deutschen Kaiser nicht ganz traute, der Car war, der ihn persönlich besser als Giers kannte. Er schrieb an den Rand des Šuvalovschen Telegramms: „Etwas Befriedigenderes könnte man nicht erwarten. Wir werden aber sehen müssen, ob alles so sein wird, wie der Kaiser sagt. Für den Augenblick ist das sehr beruhigend."[91]

In einem Brief vom 21. März teilte Šuvalov dem russischen Außenminister seine Überlegungen über die Folgen mit, die der Kanzlerwechsel für das deutsch-russische Verhältnis haben könnte.[92] Da der Brief nach der Audienz geschrieben wurde, war er natürlich im ganzen optimistisch gehalten; jedoch mißtraute Šuvalov den Versicherungen des deutschen Kaisers, daß bezüglich der deutsch-russischen Beziehungen alles beim alten bleiben werde, ebensosehr, wie den Äußerungen Bismarcks, daß der Kaiser die deutsche Außenpolitik in ganz andere Bahnen lenken wolle. Šuvalov bat, ihn sofort mit Instruktionen zu versehen in Anbetracht der häufigen Stimmungswechsel des Kaisers. Es ist bezeichnend, daß Šuvalov auch jetzt noch versuchte, das Geheimprotokoll mit durchzudrücken, und zwar mit der folgenden sophistischen Begründung: „Die Personen, die zur Unterhandlung mit mir bevollmächtigt sein werden, kennen sich noch nicht genau in dem vor drei Jahren abgeschlossenen Vertrag aus. Deswegen würde eine Bereitwilligkeit unsererseits, etwas zu ändern oder wegzulassen, sie verblüffen und zu einer unrichtigen Beurteilung der Situation verleiten."[93]

Am 26. März wurden endlich die Instruktionen für Šuvalov ausgearbeitet und vom Caren genehmigt.[94] Wesentlich darin ist, daß Rußland auf das Geheime Zusatzprotokoll jetzt verzichtete und die Dauer des Vertrages auf fünf

---

[89] Durch diese Äußerung Šuvalovs erhellt, wie weit Graf Herbert tatsächlich in seinem Immediatbericht an den Kaiser den Inhalt seines Gespräches mit Šuvalov entstellt hatte.

[90] Lamzdorf, S. 285.

[91] Lamzdorf, S. 286.

[92] Lamzdorf, S. 286 ff.

[93] Lamzdorf bemerkt dazu: „Hier erweist sich noch einmal die merkwürdige Starrköpfigkeit des Grafen, mit der er das sinnlose Protokoll beizubehalten bestrebt ist." (S. 289.)

[94] Lamzdorf, S. 291 ff.

Jahre festgesetzt wissen wollte. Am selben Tage kam ein Telegramm Šuvalovs in Petersburg an, das folgenden Wortlaut hatte: „Gestern (sc. am 25. März) hatte ich eine letzte offizielle Unterredung mit dem Grafen Bismarck, der noch zwei Tage im Amt bleibt und dann durch Alvensleben ersetzt wird.[95] Ich sagte dem Grafen — er wußte es schon vom Kaiser —, daß ich auf Ihre Instruktionen für die Erneuerung warte. Darauf sagte mir Bismarck, er habe dem Kaiser den Gedanken eingegeben, diesen Akt durch E. E. (sc. Giers) und den General Schweinitz in Petersburg vollziehen zu lassen. Bismarck motiviert diesen Gedanken damit, daß — angesichts der vollen Unkenntnis aller derer, die die Verhandlungen nach ihm führen müßten, in dieser Frage — es, seiner Meinung nach, besser wäre, die Unterhandlungen in den Händen derjenigen Personen zu konzentrieren, die an ihnen schon teilgenommen hätten und mit der Lage genau vertraut seien. Bismarck fügte hinzu, daß der Kaiser diesen Gedanken im Prinzip teile, und daß der General Schweinitz ihn auch gut finde. Da ich nichts dagegen zu sagen hatte, bemerkte ich nur, daß ich Sie davon in Kenntnis setzen würde.[96] ... Ich werde nichts beginnen bis zur endgültigen Lösung der Frage, ob die Erneuerung hier oder in Petersburg vollzogen wird."[97]

„Giers war zufrieden, so fährt Lamzdorf in seinen Aufzeichnungen fort, er sagt, daß er hier mit Schweinitz alles gut erledigen könne, und daß dies uns vor der Listigkeit Šuvalovs und seinen Bemühungen sich hervorzutun, schütze, und daß er, Giers, sehr stolz sei, den Vertrag in der ihm genehmen Form zu unterzeichnen."[98]

Infolge dieses Telegramms von Šuvalov wurden die Instruktionen an ihn nicht abgeschickt. Es wurde ihm nur telegraphiert, es wäre sehr erwünscht, wenn Schweinitz bereits mit allen Vollmachten zur Erneuerung ausgestattet werden könnte.[99] Am 30. März telegraphierte Šuvalov nach Petersburg: „Schweinitz ist gestern abend weggefahren: er ist nicht mit Vollmachten ausgestattet, — weil nach seinen Worten die neuernannten Persönlichkeiten noch nicht genügend mit der Lage vertraut sind, um sofort ihre Unterschriften her-

---

[95] Daß Graf Alvensleben der Nachfolger des Grafen Herbert Bismarck werden würde, glaubte man in diesen Tagen in Berlin allgemein.

[96] Giers war jedoch der Ansicht, daß dieser Vorschlag von Šuvalov ausgehe, der damit unzufrieden sei, daß sein Zusatzprotokoll nicht erneuert werden sollte. Lamzdorf, S. 295.

[97] Lamzdorf, S. 294.

[98] Lamzdorf, S. 295.

[99] Ibidem.

geben zu können."[100] Nunmehr war man in Petersburg erst recht stutzig geworden; Giers und Lamzdorf waren ratlos. Giers argwöhnte entweder eine Intrige Šuvalovs aus Ärger darüber, daß sein „vermaledeites Protokoll" annulliert worden sei, oder irgendeinen groben Fehler des Botschafters, den er begangen haben könnte in dem Wunsche, die Verhandlungen bis zu seiner Rückkehr nach Petersburg zu verschleppen.[101]

Der Verdacht von Giers war jedoch völlig unbegründet; die Verzögerung war durch ganz andere Vorgänge bedingt. Šuvalov konnte nicht anders, als dem Wort eines Souveräns vertrauen. Als am 21. März der aus Petersburg zum Ordensfest des Schwarzen Adler-Ordens nach Berlin gekommene Schweinitz Šuvalov besuchte, erzählte ihm dieser freudestrahlend von der Audienz. Er nahm hierbei Schweinitz das Ehrenwort ab, von der Unterredung niemandem ein Wort zu sagen.[102] Jedoch schon am 23. fand die verhängnisvolle Beratung im Auswärtigen Amt statt, die den Auftakt zur Entscheidung für die Nichterneuerung darstellte und durch die Caprivi in den Bann der antibismarckschen Clique gezogen wurde.[103] Als am 27. März Schweinitz und Caprivi über die Frage der Erneuerung dem Kaiser Vortrag hielten, schloß sich auch Schweinitz den Argumenten der Wilhelmstraße an, da er lieber Šuvalov kompromittieren, ja sogar von der Bismarckschen Linie in den Beziehungen zu Rußland abgehen, als Caprivi seine Amtsübernahme unmöglich machen wollte.[104] In seinen Stimmungen schwankender als je, entschloß sich nunmehr der Kaiser endgültig, den Vertrag nicht zu erneuern.[105]

---

[100] Lamzdorf, S. 297.

[101] Lamzdorf, S. 298.

[102] Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 400.

[103] G. P., VII, Nr. 1368, 1391, 1392. Vgl. dazu Becker (Das französisch-russische Bündnis, Berlin 1925), Kap. I.

[104] Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 429.

[105] Unmittelbar nach seinem Abschied, Mitte Januar 1895, hatte Šuvalov ein sehr interessantes Gespräch mit dem deutschen Kaiser, dessen Inhalt im wesentlichen die für Šuvalov so wichtigen Ereignisse vom Frühjahr 1890 betraf. Der Kaiser kam hierbei auf die russisch-deutschen Beziehungen zu sprechen und wies mit Nachdruck darauf hin, wie leicht es wäre, den revolutionären Geist durch eine engere Verbindung zwischen den beiden Mächten zu bekämpfen. Šuvalov erwiderte ihm darauf offen, daß an der Verschlechterung dieses Verhältnisses er, der Kaiser, die alleinige Schuld trage und erinnerte ihn hierbei an die Vorgänge bei der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages. Der Kaiser rechtfertigte sich damit, daß er damals den Thron erst bestiegen und sich einen neuen Kanzler genommen hätte. Dieser hätte ihm ein Ultimatum gestellt. Es sei gänzlich unmöglich gewesen, innerhalb von 24 Stunden eine neue Kabinettskrise hervorzurufen. Er sei damals nur der starrköpfigen Un-

Nun hatte Schweinitz die heikle Aufgabe, dem immer noch optimistischen Šuvalov die Mitteilung von der inzwischen gefallenen Entscheidung zu machen. Diese Wendung kam für Šuvalov gänzlich unerwartet. Er glaubte, seiner eigenen Regierung gegenüber bloßgestellt zu sein und von der Berliner desavouiert zu werden. Schweinitz versicherte ihm, daß weder das eine, noch das andere der Fall sei. Er mußte aber zugeben, daß Šuvalov vollkommen berechtigt gewesen sei, den Abschluß des Vertrages als unmittelbar bevorstehend zu bezeichnen. Jedoch Šuvalov war nicht zu trösten. „Man telegraphierte mir, ich möge dafür sorgen, daß Sie mit aller Vollmacht zum Abschluß des Vertrages nach Petersburg kommen möchten, und nun wird nichts daraus; je me demande si le moment n'est pas venu pour tirer mon épingle du jeu.“[106] Am 31. März war Schweinitz bei Giers in Petersburg. Der deutsche Botschafter teilte jetzt dem Minister schonend mit, daß seine Regierung gegenwärtig nicht beabsichtige, den Vertrag zu erneuern.[107]

In Petersburg hatten alle diese Vorgänge Šuvalov sehr geschadet und seine Stellung ziemlich erschüttert.[108] Giers wurde in seinem Mißtrauen gegen ihn dadurch noch mehr bestärkt, und es war ganz natürlich, daß ein großer Teil der Schuld an der Niederlage der russischen Politik Šuvalov zugeschoben wurde. Šuvalov selbst konnte diesen Mißerfolg nicht verwinden; denn er mußte die Nichterneuerung des Vertrages zugleich als den Bankrott seiner Politik auffassen. Wie sehr er darunter litt, vermochte er kaum zu verbergen; so sagte er noch im Juni desselben Jahres zu Schweinitz bezüglich der Nichterneuerungskrise: „Ich kann es nicht vergessen, daß man das eine sagte und das andere tat.“[109]

Obwohl Šuvalov zu den Männern des neuen Kurses in keinem unfreundlichen Verhältnis stand, war er doch nicht gewillt, nach seiner großen Schlappe im März die Frage der Erneuerung noch einmal anzuschneiden. Diese Haltung wurde ihm im russischen Außenministerium sehr verübelt; Giers bemühte sich noch mehrmals, den Vertrag trotz allem durchzubringen.[110] Auf eine Anregung von Giers (vom 12. Juni 1890),[111] die Frage eines Austausches schrift-

---

nachgiebigkeit Caprivis gewichen. (Lamzdorf, Krasnyj Archiv, Bd. 46, S. 21 ff.)

[106] Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 406.
[107] G. P., VII, Nr. 1370.
[108] Lamzdorf, S. 311.
[109] Schweinitz, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 413.
[110] Lamzdorf, S. 309 ff.
[111] Lamzdorf (Giers an Šuvalov, 12. Juni 1890), S. 321.

licher Äußerungen in Berlin zur Sprache zu bringen, die die Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Mächten, ein Einvernehmen über die Balkanfragen und den Grundsatz der Schließung der Meerengen zum Gegenstande haben sollten, legte Šuvalov seine Ansicht in einem längeren Schreiben vom 20. Juni dar.[112] Er glaubte, daß Deutschland in Anbetracht seiner Annäherung an England das russische Bündnis jetzt nicht mehr so nötig habe, und daß die russische Regierung, falls sie weiter darauf bestehe, mit einer erneuten Ablehnung und einem Verlust an Prestige zu rechnen habe. Wie empört man in Petersburg über diese Haltung Šuvalovs war, geht aus den Äußerungen Lamzdorfs hervor, der sie „lächerlich und beinahe schändlich" fand.[113] Die Argumente Šuvalovs fanden jedoch die Billigung des Caren. „Mir scheint es, bemerkte er zu dem betreffenden Bericht Šuvalovs, daß, wenn Deutschland nicht gewillt ist, unser Geheimabkommen zu verlängern, unsere Würde es uns verbietet, zu fragen, warum und weshalb."[114] So verliefen die Bemühungen von Giers im Sande. Auch an der wahrscheinlich von Giers stammenden Idee, für die schriftliche Fixierung der Unterredungen, die er mit Caprivi in Petersburg gehabt hatte, eine Unterschrift des deutschen Reichskanzlers zu erlangen, hatte Šuvalov keinen Anteil.[115]

VI.

Die Jahre 1890/1894.

Durch die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages war aus dem Bollwerk der Sicherungen nach möglichst vielen Seiten hin, das Bismarck um Deutschland aufgeführt hatte, ein wichtiges Stück herausgebrochen worden, und die Bemühungen des neuen Kurses um eine Annäherung an England sollten trotz des vielversprechenden Anfangs in dem Vertrag über Helgoland-Sansibar keine wirklichen Ergebnisse zeitigen. In Paris sah man jetzt endlich, nachdem in Rußland die Verstimmung gegen Deutschland wieder zugenommen hatte, den Augenblick herannahen, wo an Stelle der politischen Isolierung eine Allianz mit Rußland treten konnte. Es setzte alsbald ein eifriges Werben um die russische Freundschaft ein, das durch die Anleihepolitik noch unterstützt wurde. Von April

[112] Lamzdorf (Šuvalov an Giers, 20. Juni), S. 324.
[113] Lamzdorf, S. 326.
[114] Lamzdorf, S. 328.
[115] G. P., VII, Nr. 1612, 1614; Lamzdorf, S. 332.

1891 bis zum August 1892 zogen sich die Etappen der russisch-französischen Annäherung hin, bis in dem Notenwechsel zwischen Giers und Ribot (August 1891) und durch die Unterzeichnung der Militärkonvention (August 1892) die diplomatischen und militärischen Grundlagen des Zweibundes gelegt worden waren. Damit hatte sich eine fundamentale Änderung der politischen Gesamtsituation in Europa vollzogen. Seit der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages hatte sich Rußland immer mehr isoliert gefühlt, während Frankreich den sehnlichen Wunsch hegte, aus seiner Isolierung herauszutreten: nunmehr schloß sich das Carenreich mit der Republik zusammen. Der Kontinent zerfiel von nun an in zwei Gruppen — die russisch-französische und die der Mittelmächte. Die Schlüsselstellung Deutschlands in den Fragen der europäischen Politik war damit aufgehoben, die Bündnissysteme hielten sich ungefähr die Wage, und Deutschland hatte jetzt mit einem Zweifrontenkrieg zu rechnen.

Die Stellung Šuvalovs und seine Anteilnahme an den Ereignissen läßt sich aus den bis jetzt zugänglichen Quellen nur zum Teil ergründen. Seine Aktivität ließ in diesen Jahren bedeutend nach: er fühlte wohl, daß seine Position nicht mehr die alte war. Der Deutschfeindlichkeit der russischen öffentlichen Meinung und der zunehmenden Erkaltung der Beziehungen stand er machtlos gegenüber. Schon im Januar 1891 beklagte er sich bei Marschall über den Mangel jedes vertragsmäßigen Bandes zwischen Rußland und Deutschland.[116] Was würde Deutschland tun, wenn Rußland in Bulgarien einmarschiere? Rußland habe zwar keineswegs diese Absicht, aber die Möglichkeit sei doch gegeben. Dabei hob er hervor (allerdings in krassem Widerspruch zu dem, was noch ein Jahr zuvor sein politisches Glaubensbekenntnis gewesen war!), daß „der vom Fürsten Bismarck so eifrig vertretene Gedanke einer geographischen Verteilung der balkanischen Interessensphären zwischen Rußland und Österreich“ gänzlich undurchführbar sei. Marschall vermutete, daß es bei diesen Anspielungen Šuvalovs sich um eine neue russische Rekognoszierung handle.

Zu Anfang des Jahres 1891 besuchte Šuvalov den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh, was ihm in maßgebenden Kreisen sehr verübelt wurde. Der Kaiser äußerte sich, sogar zum Grafen Széchényi, darüber mit den Worten: „Das werde ich Schuwalow schon anstreichen.“[117] Man hatte Šuvalov

[116] G. P., VII, Nr. 1616.
[117] Waldersee, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 198.

nach der Krise vom Frühjahr 1890 sogar vorgeworfen, mit Herbert Bismarck und dem Grafen Henckel gegen Marschall zu intrigieren.[118] Und Waldersee vermutete, daß Šuvalov „dem Wandel der Dinge noch mit Mißtrauen gegenüberstehe" und auch die Absicht habe, bald von Berlin fortzukommen.[119] Es scheint, daß Šuvalov erst im Laufe des Jahres 1891 wieder regeren Anteil an den Geschäften genommen hat. Jedenfalls versuchte er durch seine Berichterstattung den peinlichen Eindruck und die Beunruhigung, welche die „mit Pauken und Trompeten"[120] vorgenommene Erneuerung des Dreibundes in Rußland hervorgerufen hatte, zu mildern.[121] Auch seine Anteilnahme am Zustandekommen der Kaiserbegegnung in Kiel (1892) ist hervorzuheben.[122] Von der Ernennung des Generals Werder zum Nachfolger Schweinitz' in Petersburg schien er sich Gutes für die deutsch-russischen Beziehungen zu versprechen,[123] er konnte es sich aber doch mitunter nicht versagen, seiner Kritik und seiner Ironie gegenüber manchen Vorgängen in Berlin offenen Ausdruck zu verleihen.[124]

Über die Stellungnahme Šuvalovs zu den wichtigsten Ereignissen dieser Jahre, der franko-russischen Annäherung, fehlt bis jetzt jedes Zeugnis. In seiner Korrespondenz mit Giers hat Šuvalov dazu sicher Stellung genommen, denn diese Entwicklung, die seinen Absichten genau zuwiderlief, mußte er als eine tragische Konsequenz des Niedergangs der traditionellen deutsch-russischen Freundschaft betrachten. Hier liegt eine der empfindlichsten Lücken vor, die sich noch schließen müßte, bevor sich die Gestalt Šuvalovs endgültig umreißen läßt.

Um so größeren Wert legte Šuvalov darauf, das einzige wirklich negative Erbe, das die Ära Bismarcks dem neuen Kurs hinsichtlich der Beziehungen zu Rußland hinterlassen hatte, und das in den wirtschaftspolitischen Divergenzen zwischen Deutschland und Rußland bestand, jetzt aus der Welt zu schaffen, um so mehr, als es bei der zunehmenden politischen Verfeindung eine Quelle wirklicher Gefahren in sich schloß. Vom Herbst 1890 an begannen die zoll- und

---

[118] Schweinitz, Briefe, S. 278.

[119] Waldersee, Briefwechsel, Bd. I, S. 377.

[120] G. P., VII, Nr. 1505.

[121] G. P., VII, Nr. 1504.

[122] Caprivi an Schweinitz: „Wie ich glaube, hat sich Graf Schuwalow redlich bemüht, die Sache zu Stande zu bringen, es war aber nicht ganz leicht, den Wünschen eines Herrn, dem Ruhe, und des anderen, dem Bewegung Bedürfnis ist, im einzelnen gerecht zu werden." Schweinitz, Briefe, S. 291.

[123] G. P., VII, Nr. 1641.

[124] Waldersee, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 277, 289.

handelspolitischen Verhandlungen,[125] die, vom Juli bis Oktober 1893 durch einen offenen Handelskrieg unterbrochen, im März 1894 schließlich durch den Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages beendet wurden.

Der Anteil Šuvalovs an dem Vertrage, der zugleich seinen letzten diplomatischen Erfolg darstellt, ist nicht unbeträchtlich. Er führte wenigstens einen Teil der Verhandlungen geschickt und mit großer Zähigkeit. Schon im Dezember 1890 äußerte er Marschall gegenüber, er habe stets die Ansicht vertreten, daß die guten Beziehungen zwischen beiden Ländern Hand in Hand mit einem besseren handelspolitischen Verhältnis gehen müßten;[126] dennoch traute man in Berlin seinen ehrlichen Absichten nicht so recht,[127] aber Schweinitz nahm ihn von Petersburg aus in Schutz und vertrat die Ansicht, daß „Schuwalow seine Ambition darein setzte, etwas zustande zu bringen".[128] Daß Šuvalov in der Tat sich eifrig für die deutschen Wünsche in Petersburg einsetzte, erhellt u. a. aus den Aufzeichnungen Vittes, der bei den Verhandlungen auf russischer Seite die Hauptrolle spielte. Šuvalov wehrte sich aufs schärfste gegen den doppelten Tarif, den Vitte einführen wollte, indem er behauptete, ein solcher Schritt müsse zum Kriege führen, aber er drang in Petersburg mit seinen Anschauungen nicht durch.[129] Sein dringender Wunsch während der Jahre 1891—1893 war es, eine Einigung zwischen Deutschland und Rußland in dieser Frage zustande zu bringen. Die Verhandlungen um den Handelsvertrag, die seit Oktober 1893 geführt wurden, überließ er in der Hauptsache dem Staatsrat Timirjazev.

Die Ansicht Caprivis, daß der Handelsvertrag „ein starker, kräftiger, neuer Draht nach Rußland" sei,[130] wird Šuvalov wohl kaum geteilt haben, obwohl sich niemand der Erkenntnis verschließen konnte, daß der Vertrag für beide Länder eine ökonomische Notwendigkeit darstellte. Außenpolitisch betrachtet, und zwar im Hinblick auf die Politik, wie auf die Reaktion der öffentlichen Meinung beider Staaten, war damit ein positiver Erfolg noch nicht erreicht, angesichts des Fehlens größerer Voraussetzungen einer allgemeinen politischen Grundlage.

Der Abschluß des Handelsvertrages bot jedoch Šuvalov immerhin die Möglichkeit, mit Ehren und Auszeichnung

---

[125] G. P., VII, Kap. 49 B, 50 B.
[126] G. P., VII, Nr. 1626.
[127] Schweinitz, Briefe, S. 279.
[128] Ibidem, S. 280.
[129] Vitte, Vospominanija, S. 338, S. 341 und S. 343.
[130] Reichstagsrede Caprivis vom 27. Februar 1894.

von der diplomatischen Bühne abzutreten. Im Dezember 1894 wurde er vom Caren Nikolaus II. auf den wichtigen Posten des Generalgouverneurs von Warschau berufen. Welch glänzende Stellung Šuvalov sich in Berlin zu schaffen verstanden hatte, erhellt noch aus den Vorgängen bei seinem Abschied: als er Mitte Januar 1895 Berlin verließ, wurde er, nach den Worten Lamzdorfs, „beinahe wie ein zweiter Bismarck" geleitet.[131] Der Kaiser, der ihn nur ungern scheiden sah,[132] überreichte ihm persönlich die Brillanten zum Schwarzen Adler-Orden und erschien sogar am Bahnhof.[133]

Die Abberufung Šuvalovs fällt zeitlich mit dem Abgang einer ganzen Reihe von Staatsmännern zusammen, die in den 80er und in der ersten Hälfte der 90er Jahre den Gang der deutsch-russischen Beziehungen maßgebend bestimmt hatten; am 26. Oktober 1894 erfolgte die Entlassung Caprivis, am 1. November starb der Car Alexander III., und sein langjähriger Außenminister sollte ihn nicht lange überleben: am 26. Januar 1895 starb auch Giers.

In dem fast zehn Jahre umfassenden Zeitraum seiner Tätigkeit als russischer Botschafter in Berlin hatte Šuvalov oft entscheidend in das Getriebe der politischen Vorgänge eingegriffen. Sein persönlicher Anteil an dem Zustandekommen des Rückversicherungsvertrages war beträchtlich; das Jahr 1887 stellte zweifellos den Höhepunkt seiner Wirksamkeit in Berlin dar. Das „Erdbeben" von 1890 mußte auch seine Stellung erschüttern; die Ereignisse gingen über ihn hinweg, und er vermochte sich nie wieder von diesem Schlage zu erholen. Durchdrungen von der Idee, die traditionelle deutsch-russische Freundschaft gemäß ihren alten Überlieferungen zum Vorteil beider Länder zu pflegen, unter Wahrung ihrer vollen Unabhängigkeit und ihrer Interessen, gehört Graf Paul Šuvalov in die Reihe der letzten Kämpfer um ein unbedingtes Zusammengehen der beiden Großmächte. Der überragende Einfluß Bismarcks auf seine politische Gedankenwelt ist unbestreitbar, das schließliche Scheitern seiner Pläne und Wünsche im Zusammenhang mit dem Sturze seines genialen Partners entbehrt nicht der Tragik, zumal angesichts der unheilvollen Wendung, die die Entwicklung alsbald darauf nehmen sollte.

---

[131] Krasnyj Archiv, Bd. 46, S. 23.

[132] „Er war der einzige Botschafter in Berlin, mit dem ich auf wirklich vertrautem Fuße gestanden habe, und der mir ein „ami intime" war...," schreibt er an den Caren am 5. Januar 1895 (Briefe Wilhelms II. an den Zaren, S. 5).

[133] Krasnyj Archiv, Bd. 46, S. 23.

III. Kritiken, Referate, Selbstanzeigen.

Histoire de Russie. Par Paul Milioukov, Ancien Professeur à l'Université de Moscou, Ch. Seignobos et L. Eisenmann, Professeurs à l'Université de Paris. Avec la collaboration de: Mm Camena D'Almeida, professeur à l'Université de Bordeaux; Général G. Danilov, ancien quartier-maître général des armées russes; P. Gronsky, ancien professeur à l'Institut polytechnique de Petrograd; A. Kizevetter, ancien professeur à l'Université de Moscou, professeur à l'Université de Prague; V. Miakotine, professeur à l'Université de Sofia; B. Mirkine-Guetzévitch, ancien professeur agrégé à l'Université de Petrograd; L. Niederle, professeur honoraire de l'Université de Prague. Paris 1932, Librairie Ernest Leroux. 1. Band: Von den Anfängen bis zum Tode Peters des Großen (XVIII + 435 S.); 2. Band: Die Nachfolger Peters des Großen, von der auf den Adel gestützten Autokratie zur bürokratischen Autokratie (S. 436—825).

Die im Titel bezeichnete Gruppe von russischen und französischen Historikern hat sich zur Herausgabe dieses neuen Kollektivwerkes über russische Geschichte vereinigt. Nach dem Vorwort, das der französische Historiker Charles Seignobos geschrieben hat, hat die Idee gefaßt und die Ausführung geleitet zusammen mit L. Eisenmann und Seignobos Miljukov, der auch einen wichtigen Teil der Kapitel beigesteuert hat. Seignobos stellt mit Recht fest, daß im Französischen nur eine sehr kleine Anzahl Bücher über die Geschichte Rußlands existiert. Das bekannte (auch ins Deutsche übersetzte) Werk von Rambaud kommt heute ja nicht mehr in Frage. Die russische Geschichte von Platonov ist in das Französische übersetzt und für umfassendere gelehrte Ansprüche nur ein Notbehelf. Waliszewski mit seinen Monographien ist im Ernst eigentlich nicht zu nennen. Die deutschen Werke sind in das Französische nicht übersetzt.

In Deutschland hat, wie bekannt, Karl Stählin die Kraft zu einer neuen Gesamtdarstellung durch e i n e n Historiker und infolgedessen in einer einheitlichen Konzeption gezeigt, von der der 3. Band noch aussteht — wir hoffen, daß wir ihn bald aus seiner Feder erhalten! Auf französischer Seite hat man, auch mit Unterstützung der in Frankreich lebenden russischen Historiker, nicht die Kraft zu einer solchen einheitlichen Darstellung aus e i n e r Feder, die befriedigte, besessen und hat man daher zu der Aushilfe,

was immer nur eine Aushilfe bleibt, gegriffen, daß eben ein Kollektivwerk geschaffen wurde.

Immerhin zeigen die bekannten Namen des Titels, daß der Geist der Betrachtung im großen und ganzen einheitlich ist. Er bewegt sich etwa auf einer mittleren Linie zwischen der sogenannten Petersburger und der sogenannten Moskauer Schule. Es ist ein Werk der bürgerlich-liberalen Geschichtsschreibung Rußlands mit soziologischer Schulung und Auffassung und mit starker Berücksichtigung der Wirtschaftsgeschichte, das Ganze in einem (gemäßigten) großrussisch-staatlichen Sinne. Unter den Verfassern aber sind wie bekannt Gelehrte, die in langjähriger wissenschaftlicher Arbeit in der russischen Geschichte ihren Rang erworben haben, wie namentlich Miljukov selbst und der unlängst verstorbene A. Kizevetter. Mit diesen beiden Namen ist eigentlich am besten der wissenschaftliche Charakter des Gesamtwerkes bezeichnet.

Das Ganze liest sich sehr glatt. Die Erzählung rollt nüchtern und oft etwas äußerlich ab, reproduziert öfter ältere bekannte Forschungen der Mitarbeiter. Beigegeben sind nicht gerade glänzend ausgeführte, aber brauchbare Karten, dem 1. Bande neun, dem 2. zwei. Dagegen fehlen durchaus Anmerkungen und Zitate, auch eine Bibliographie. Eine Einleitung von der Feder Miljukovs gibt wenigstens auf 30 Seiten einen Überblick über die Quellen und die Historiographie, die freilich recht summarisch gehalten ist. Aus dieser Anlage wird wohl am besten klar die Absicht der Herausgeber, eine gute populär-wissenschaftliche Einführung zu liefern, die aber umfangreich genug sei, um mehr als die Bedürfnisse nach einem Handbuch zu befriedigen. Und in diesem Sinne kann der Versuch wohl als gelungen bezeichnet werden. Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der russischen Geschichte kommt er freilich nur teilweise in Frage.

Bei der Bedeutung, die schon im vorhinein für die maßgebende Auffassung von der russischen Geschichte in ihrer Periodisierung liegt, sei die Einteilung des Werkes und damit zugleich sein speziellerer Inhalt noch mitgeteilt. Der Inhalt der beiden Bände ist in den Untertiteln bezeichnet. Eine eigentliche Periodeneinteilung folgt darunter nicht. Die beiden Bände enthalten jeweils aufeinanderfolgende Kapitel, was im ganzen eine wissenschaftlich nicht vollbefriedigende Periodisierung ergibt. Das wird mit der Inhaltsübersicht am besten klar. Im ersten Teile folgen jener Einführung von Miljukov Kapitel 1: Das geographische Bild Rußlands (von D'Almeida) — Kapitel 2: Skizze der

prähistorischen Archäologie Rußlands (Niederle) — Kapitel 3: Die russischen Länder von den Anfängen bis zum Ende der Tatareneinfälle (Mjakotin) — Kapitel 4: Das moskovitische Rußland und die Sammlung der russischen Erde (Kizevetter, vom 12. Jahrhundert bis 1584 nur 36 Seiten!) — Kapitel 5: Die Zeit der Wirren und das Aufkommen der Romanovs (derselbe) — Kapitel 6: Die ersten Romanovs von Michail bis Peter (Miljukov, mit dem Unterteil: Vereinigung Kleinrußlands mit Moskau von Miljukov) — Kapitel 7 und 8: Peter der Große von Miljukov (mit 160 Seiten der überragende und wie uns scheint wertvollste Teil des Werkes, in dem natürlich die finanzgeschichtlichen Abschnitte nach früheren Forschungen Miljukovs vortrefflich sind, ebenso wie die Übersicht über die Reformen Peters und auch der Widerstreit in der Auffassung Peters zwischen Miljukov und etwa Platonov gut herauskommt). Im 2. Bande folgen dann Kapitel 9 und 10: Von Katharina I. bis zu Katharina II. (Kizevetter, mit recht starker Zusammendrängung dieser Jahrzehnte, namentlich in den einzelnen Regierungen) — 11 und 12: Katharina II. (derselbe, mit 84 Seiten, das eine Kernstück des Bandes) — dann Kapitel 13: Paul I. und der innere Zustand Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Kizevetter) — Kapitel 14: Alexander I. (derselbe) und zum Schluß Kapitel 15 und 16: Nikolai I. (Mjakotin, mit 102 Seiten als Gegenstück gegen das über Katharina II.). Man sieht: die Periodisierung folgt in der Hauptsache den Regentschaftszeiten und vermeidet eine schärfere Sachgliederung, denn der Untertitel des 2. Bandes kann als eine solche doch nur unzureichend aufgefaßt werden.

Wir kommen, wenn der 3. Band vorliegt, auf das Ganze noch einmal zurück. In den bezeichneten Grenzen kann das Gesamtwerk als nützlich bezeichnet werden und in ihm als mehr als das — die Zusammenfassung der Lebensarbeit von Kizevetter und namentlich von Miljukov in ihren Kapiteln hat unter allen Umständen selbständigen Wert und wird auch vom deutschen Fachgenossen nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. Otto Hoetzsch.

Veselovskij, S. B. K voprosu o proischoždenii votčinnogo režima (Zur Frage der Entstehung des Erbgüterregimes). Moskau 1926. 128 S. (Ranion.)

Diese ihrem Umfang nach kleine Arbeit ist von außerordentlich großem Interesse. Das Problem der Entstehung des Leibeigenschaftsrechtes in Rußland besteht seit langem in der russischen Geschichtsschreibung. Veselovskijs Schrift

ist ein wesentlicher Beitrag zur Klärung dieses Problems.

Der Verfasser behandelt sein Thema von einem prinzipiell neuen Standpunkt aus. Seiner Ansicht nach vollzog sich die Bildung des Erbgüterregimes gleichzeitig mit der des Leibeigenschaftsrechtes. In der russischen Geschichtsschreibung wurde bereits früher darauf hingewiesen, daß ein charakteristisches Merkmal der Abhängigkeit der bäuerlichen Bevölkerung von dem Gutsherrn die finanzielle und gerichtlich-administrative Gewalt des letzteren über die Leibeigenen ist. Das Problem an sich ist also nicht neu, die Art aber, wie der Verfasser es löst, und die Ergebnisse, zu denen er gelangt, sind sehr beachtenswert.

Die Entwicklung des Erbgüterregimes vollzog sich in zwei Richtungen: einerseits entstand die Klasse der privilegierten Grundherren, andererseits wuchs die Zahl der von ihnen abhängigen Personen. Diese Entwicklung beginnt bereits in der Teilfürstenzeit und wird erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts abgeschlossen.

Die Privilegien bestanden aus gerichtlichen und finanziellen Immunitäten. Die Grundherren erhielten zweierlei Vorrechtsurkunden: die sogenannten „nesudnyja gramoty", durch welche sowohl die Inhaber, wie auch die von ihnen abhängige Bevölkerung von der allgemeinen Gerichtsbarkeit der Statthalter („namestniki") befreit wurden; und die sogenannten „tarchannyja gramoty", welche finanzielle Privilegien verliehen. Die Immunitäten wurden an Personen verschiedener Stände und sogar an juristische Personen verliehen: an Grundherren, Kaufleute, Sprengel und Klöster. Anfangs trugen die Immunitäten den Charakter persönlicher Gunsterweisungen: sie wurden für eine bestimmte Zeitdauer verliehen und erloschen fast immer mit dem Tode des Inhabers oder des Fürsten. Zwecks Verlängerung eines Privilegs war daher seine Bestätigung durch den Nachfolger des verstorbenen Fürsten erforderlich.

Erst langsam bildeten sich bestimmte Formen finanzieller und gerichtlicher Immunitäten heraus. Als Voraussetzung der gerichtlichen Immunität diente zur Zeit der „Russkaja Pravda" das Abhängigkeitsverhältnis der Knechte und Schuldknechte („zakupy"). Der Knecht unterstand nicht der fürstlichen Gerichtsbarkeit: für ihn war sein Herr verantwortlich. Dieses Verhältnis änderte sich jedoch mit der Zeit. Zuerst wurde die Gewalt des Herrn über die Person des Knechtes eingeschränkt, und zwar, seit dem 14. Jahrhundert, sein unbedingtes Recht über Leben und Tod. Dann wurde, zwecks Bekämpfung von Verbrechen gegen das allgemeine Wohl — Mord, Raub, Diebstahl —, die

fürstliche Gewalt auf die Knechte ausgedehnt. Eine solche Einschränkung der Rechte der Herren entsprach übrigens auch ihren Interessen, indem sie ihnen die Verantwortung für ihre Knechte abnahm. Die Einschränkung bezog sich auf die schwersten Verbrechen; in den übrigen Fällen behielt der Herr die Richtergewalt.

Die Gerichtsbarkeit der Grundherren erstreckte sich auch auf die von ihnen abhängigen Schuldknechte, mindestens hinsichtlich deren Streitigkeiten untereinander.

In wirtschaftlicher Abhängigkeit von ihren Gläubigern befanden sich in der Teilfürstenzeit auch die sogenannten „Silbermänner" und „zakladniki". In der Urkunde, die der Großfürst Vasilij 1514 an Smolensk verlieh, heißt es: „Und wer einem Mann Geld leiht, den soll er selber richten, und meine Richter sollen sich in diese Sache nicht einmischen." Verfolgte die Schuldknechtschaft den Zweck, sich dem Schutze einer anderen Person zu kommendieren, so waren die Schuldknechte hinsichtlich der Staatsgewalt exempt.

Welches waren die Grundprinzipien der gerichtlichen Immunität? Erstens die Exemption von der Gerichtsbarkeit der fürstlichen Lokalgewalten, außer in Fällen von Mord, Raub und Diebstahl. Dazu gesellte sich bisweilen auch die Befreiung von der Herberge- und Verpflegungspflicht fürstlicher Beamten. Zweitens — die grundherrliche Gerichtsbarkeit: „und NN soll selber, oder durch denjenigen, dem er es anbefiehlt, seiner Leute walten und sie richten." Drittens — das Recht auf das „Mischgericht", d. h. auf die gemeinschaftliche Verhandlung in den Fällen, wenn die Parteien verschiedener Gerichtsbarkeit unterlagen. Viertens, endlich, war der Inhaber der gerichtlichen Immunität nur dem Fürsten selber oder seinem dazu ermächtigten Bojaren zuständig.

Auch die finanziellen Immunitäten waren sehr alten Ursprunges. Anfangs bedeutete die Tarchanurkunde eine vollkommene Freiheit von allen fiskalischen Verpflichtungen. Später bezeichnete man damit die Befreiung von der direkten Bodensteuer („tjaglo"). Die Inhaber eines solchen Privilegs wurden sowohl von der gegenseitigen Bürgschaft (krugovaja poruka), wie auch von dem Anteil an den Gemeindeleistungen befreit. Die Abgaben, die der Inhaber noch zu entrichten hatte, wurden entweder durch die Urkunde selbst, oder durch fürstliche Steuerbeamte festgesetzt. Bezeichnend ist, daß die Tarchanurkunden viel ausführlicher von solchen Abgaben sprechen, die der Inhaber **nicht** zu leisten hat. Einige Privilegien waren besonderer

Art: so z. B. das Fährrecht, die Maut usw. Die üblichen finanziellen Privilegien zerfielen in drei Hauptgruppen. Zu der ersten gehörte die Befreiung von den staatlichen Lasten: den Tributen, der Gespannstellungspflicht, den baulichen Naturalleistungen. Diese Vorrechte wurden nur ausnahmsweise und nur für eine kurze Zeitdauer verliehen. Viel wichtiger war die Befreiung von solchen Leistungen, welche mehr oder minder privatrechtlicher Art waren. Veselovskij betont die Entstehung des privaten Grundbesitzes aus der fürstlichen Schenkung. Der privatwirtschaftliche Charakter des fürstlichen Grundbesitzes hatte dabei eine entscheidende Bedeutung. Daher war die Verleihung von Ländereien an Private oder juristische Personen mit der Frage verknüpft, auf welche Einnahmen der Fürst in jedem einzelnen Falle zu verzichten habe. In erster Linie wurde der Inhaber des Privilegs vom Unterhalt fürstlicher Beamten und Statthalter, der Bestellung des fürstlichen Ackers und von dem Bau fürstlicher Gehöfte befreit. Zur dritten Gruppe gehören verschiedene Gebühren: Handelszölle, Wegegebühren u. a. Im Moskauer Staat wurden Handelszölle in den Mauthäusern entrichtet, die sich meistens in den Kreisstädten befanden. In der Teilfürstenzeit hatte man die Zölle an verschiedenen Sperren (zastava) eingetrieben, deren Zahl die Teilfürsten willkürlich vermehrten. Neben den Handelszöllen gab es andere Abgaben wirtschaftlich-administrativer Art: vom Verkauf der Höfe und Grundstücke, Hochzeitsgebühren, Pferdebrandmalgebühren (konskoe pjatno) usw. Das Prinzip und die Art der Eintreibung dieser Abgaben zugunsten des Fürsten widersprachen den Grundlagen der Privatwirtschaft. Die Fürsten sahen sich deswegen genötigt, die Interessen ihres Schatzes von denen des Privatbesitzes zu trennen. Die Art der Abgaben verwandelte sich allmählich. Die Entwicklung des privaten Grundbesitzes, vor allem desjenigen der Dienstleute, zwang die Fürsten, auf einen Teil der ihnen zustehenden Abgaben zu verzichten, und auch die Art der Eintreibung anderer Gebühren zu ändern, indem die letzteren von nun an hauptsächlich den Handelsumsatz belasteten und in den städtischen Siedlungen (posady) bezahlt wurden. Der Prozeß der Verwandlung fürstlicher Steuern in erbherrliche vollzog sich bei den großen Erbgütern anders als bei den kleineren; anders wiederum in den bereits längst kolonisierten Ländereien als in den erst im 16. Jahrhundert entstandenen Ansiedlungen. Als Überbleibsel des grauen Altertums erscheinen noch im 16. und 17. Jahrhundert in größeren Erbgütern solche Gebühren,

wie z. B. Kauf- und Verkaufsgebühren von Transaktionen der Bauern untereinander, Hochzeitsgebühren u. a. Im Laufe der Zeit änderten diese Gebühren ihren Charakter: so wurde z. B. das Hochzeitshandtuch („ubrus") zur bedingten Hochzeitserlaubnis, eine andere Hochzeitssteuer, die sogenannte „vyvodnaja kunica", — zum Loskauf des Bräutigams oder der Braut.

So erscheinen die Immunitätsurkunden als eine wichtige Quelle zur inneren Geschichte Rußlands. Ihre Bedeutung steigt noch mehr, wenn man beachtet, daß sie uns den Prozeß der Umwandlung von Privatprivilegien in ein allgemeines Recht der Grundherren vor Augen führen. In Verbindung damit steht die Frage über das Aufhören der Tarchanurkunden und der „nesudnyja gramoty" (um 1506 bzw. um 1554). Die nivellierende Politik der Moskauer Fürsten, besonders seit Ivan III., war zielbewußt darauf gerichtet, durch Einschränkung der oberen Schicht der Dienstleute und durch Aufhebung persönlicher Privilegien allgemeine Normen zu schaffen, die mit der Dienstpflicht und mit dem privatrechtlichen Grundbesitz vereinbar wären. Nachdem solche Normen gefunden worden waren, verloren die Tarchanurkunden jeden Sinn. Ähnlich stand es um die gerichtlichen Privilegien. So kommt der Verfasser zu einem grundsätzlich anderen Ergebnis, als vor ihm Nevolin und Sergěevič, die aus dem Verschwinden der „nesudnyja gramoty" auf eine Abschaffung der betreffenden gerichtlichen Privilegien schlossen. Ihren Ansichten widersprechen jedoch manche Tatsachen, wie z. B. die Verleihung gerichtlicher Immunitäten an die zur Dienstklasse nicht gehörenden Personen, die Erteilung solcher Immunitäten durch Patriarchen, Metropoliten und Erzbischöfe an die in ihrem Dienst befindlichen Personen usw. Wenn die Verleihung gerichtlicher Immunitäten an Vertreter niederer sozialer Gruppen fortgesetzt wurde, so ist es nicht anzunehmen, daß die mächtige und einflußreiche Klasse der Grundbesitzer dasselbe Privileg eingebüßt hätte. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts fielen allmählich lokale und persönliche Merkmale derartiger Privilegien weg, so daß um die Mitte des Jahrhunderts die „nesudnyja gramoty" zu einer Schablone wurden, was schon allein die Gleichartigkeit der betreffenden Privilegien in dieser vorgeschrittenen Zeit beweist. Das Aufhören solcher Urkunden um 1554 bezeichnet einen weiteren Schritt in der eingeschlagenen Richtung: die Privilegien sind von nun an für die sämtlichen Dienstklassen die gleichen.

Auf diese Weise verwandelten sich persönliche finan-

zielle und gerichtliche Privilegien in Privilegien der gesamten Klasse der Grundbesitzer. Dadurch wurden die Grundlagen des privilegierten Bodenbesitzes, wie auch die der Abhängigkeit der lokalen bäuerlichen Bevölkerung von den Dienstleuten geschaffen.

Eine Reihe interessanter Exkurse, so z. B. über den Ursprung des privaten Grundbesitzes, die andere Gelehrte zu neuen Schlüssen auf dem Gebiete der Erforschung der inneren Geschichte des Moskauer Staates anregen dürften, erhöht noch wesentlich die Bedeutung dieser Arbeit für die russische Geschichtsschreibung.

Berlin. I. Stratonov.

Stieda, W. Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau. Leipzig 1930. 127 S. (Abhandlungen der philol.-hist. Klasse der Sächs. Akademie der Wissenschaften. Bd. 40, Nr. 5.)

Dieser Beitrag zur Geschichte der russischen Universitäten verwertet die Papiere des Göttinger Professors Christoph Meiners (in der Universitätsbibliothek Göttingen), der vom Jahre 1803 an als Vertrauensmann der russischen Regierung gewirkt und eine lange Reihe von Kandidaten für die Moskauer Lehrstühle präsentiert hat. Für den mit der Geschichte Rußlands vertrauten Leser liegt der Wert in den Beilagen und den Nachrichten im Text, die den Meiners-Papieren entnommen sind. Die Hälfte der 48 Stücke wird vom Briefwechsel zwischen Meiners und dem Kurator M. N. Muravév gebildet. Weiter findet man Briefe der neuen Professoren aus Moskau und auch von Kandidaten, deren Berufung nicht zustande kam; zum Schluß eine Liste aller Bewerber, über 80 Namen. Die Ausführungen des Verfassers über die Reform des Unterrichtswesens in Rußland wollen nichts Neues geben. Er zählt auch die Deutschen an der Moskauer Universität vor 1800 auf. Der Jurist Schneider, über dessen Herkunft nichts zu ermitteln sein soll, stammte aus Kolmar. Helterhoff steht hier für Hölterhoff, als sein Geburtsort Leppen statt Lennep. Nach einer Schilderung verschiedener erfolgloser Verhandlungen entwirft Stieda Bilder von der Tätigkeit der Professoren Grellmann, Ide, Steltzer, Buhle, Reinhard, Reuß, Goldbach, Hoffmann und Fischer von Waldheim, hauptsächlich nach den russischen und deutschen biographischen Wörterbüchern. Bei Reinhard, einem Bruder des napoleonischen Diplomaten, ist ein Irrtum unterlaufen: er kann nicht Schwiegersohn seines Kollegen Reuß gewesen sein, vielmehr hat sein Sohn später eine Reuß ge-

heiratet. Mit d'Antreg ist der bekannte französische Emigrant d'Antraigues gemeint. Über Meiners' Verhandlungen mit vier Gelehrten, die sich gerade in Hamburg aufhielten, hat Stieda in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 1930, 198—216, berichtet, wo der betreffende Briefwechsel abgedruckt ist. In beiden Arbeiten ist der Versuch gemacht, die wissenschaftliche Transkription zu benutzen, doch ist sie bei russischen Wörtern nicht durchgeführt, andererseits aber auch auf die polnischen Namen ausgedehnt worden. Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses aufschlußreiche Material der Verborgenheit entrissen worden ist und bei dieser Gelegenheit dem deutschen Leser über ein Kapitel deutscher Kulturarbeit im Osten berichtet wird.

Berlin. E. Amburger.

Znamenskij, S. V poiskach Japonii, iz istorii russkich geografičeskich otkrytij i morechodstva v Tichom okeane. (Auf der Suche nach Japan, aus der Geschichte der russischen geographischen Entdeckungen und der Seefahrten im Stillen Ozean.) Chabarovsk 1929. 189 S.

Dieses Werk behandelt eingehend und klar eines der interessantesten Kapitel der russischen Expansion in Ostasien — die Versuche, Japan zu entdecken und mit ihm Handelsbeziehungen anzuknüpfen, die von den Russen gemacht wurden, nachdem sie die Küste des Ochotskischen Meeres erreicht hatten. In den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts, kaum 60 Jahre nachdem Ermak die Eroberung Westsibiriens begonnen hatte, gelangten einige russische Kosakenführer (Moskvitin, Pojarkov und Šelkovnikov) an diese Küste, Dežnev von der Kolyma aus auch an die Nordostküste Kamčatkas. Mit demselben Mut und Unternehmungsgeist, mit denen die Russen in so kurzer Zeit sich des gewaltigen Raumes zwischen dem Uralgebirge und Nordostasien bemächtigt haben, angelockt durch die gewaltigen Pelzreichtümer der neuentdeckten und eroberten Gebiete, machten sie sich daran, die im erreichten Meer liegenden Inseln zu erforschen bzw. zu unterwerfen.

Die erste Erwähnung Japans in den russischen Dokumenten findet sich in einem in Moskau zwischen 1655 und 1667 erschienenen „Kosmographiebuch", welches auf Grund des von dem berühmten holländischen Kartographen Mercator verfaßten und erst nach seinem Tode 1606 erschienenen „Atlas" zusammengestellt wurde. Die westeuropäischen Völker, namentlich die Holländer, knüpften schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts Beziehungen zu Japan an, und da die Holländer auch mit Moskau einen erheblichen

Handelsverkehr pflegten, fanden holländische wissenschaftliche Werke allmählich in Moskau Eingang. Da die Westeuropäer, deren Schiffe Japan vom Süden und Südwesten her erreichten, gar keine Vorstellung von den nördlichen Teilen des Stillen Ozeans bzw. von der wirklichen Gestalt der japanischen Inseln hatten, enthielt auch das Moskauer Kosmographiebuch über Japan ganz phantastische Angaben. Weitere Angaben über Japan befinden sich in den Berichten von Nikolaus Spapharius, einem gelehrten Walachen, der nach Moskau verschlagen und 1675 von der Moskauer Regierung als Gesandter nach China geschickt wurde.

Obwohl die Russen (Pojarkov, Chabarov usw.) den Amur befahren hatten, konnten sie jedoch von der Amurmündung aus keine Seereisen unternehmen, weil nach dem russisch-chinesischen Friedensvertrag von Nerčinsk 1689 das ganze Gebiet des Amurflusses China zuerkannt wurde. Sie konnten ihre Vorstöße in die See nur von den weiter nördlich gelegenen Küstenpunkten des Ochotskischen Meeres bzw. Kamčatkas unternehmen.

Bei der Unterwerfung des südlichen Teils von Kamčatka gelang es Atlasov, dem eigentlichen Eroberer dieser Halbinsel, am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, einen japanischen Kaufmann Denbei, der an der Südküste Kamčatkas Schiffbruch erlitten hatte und dort von den Eingeborenen gefangen genommen wurde, in seine Hände zu bekommen. Von den Kosaken Atlasovs lernte er russisch. Atlasov hielt ihn für einen Inder und berichtete nach Irkutsk, daß der Gefangene aus dem „Usakinschen Reich" stamme. In Wirklichkeit stammte er aus Osaka und die Verwechslung mit Indien erklärt sich dadurch, daß Atlasov den Namen Yeddo, Tokio, welches im Osakadialekt Yendo ausgesprochen wird, für Indien hielt. Ende 1701 wurde Denbei nach Moskau gebracht und im Sibirischen Amt (Sibirskij Prikaz) einem genauen Verhör unterzogen, wobei er eine Reihe wertvoller Angaben über Japan machte. Er wurde von Peter dem Großen 1702 empfangen, der ihm befahl, selber gründlich russisch zu lernen und einigen jungen Russen die japanische Sprache beizubringen. Dafür sollte Denbei täglich zu seiner Verpflegung 5 Kopeken erhalten. (Man muß dabei allerdings den damaligen höheren Wert des Geldes als zu späteren Zeiten berücksichtigen.) 1710 wandte sich Denbei an Peter mit der Bitte, ihm zu gestatten, nach Japan zurückzukehren. Diese Erlaubnis erteilte Peter nicht, Denbei mußte in Moskau bleiben und Christ werden.

1702 befahl Peter einen Beamten mit 100 Soldaten nach

Kamčatka zu schicken, welcher die noch nicht unterworfenen Eingeborenen unter russische Herrschaft bringen sollte. Dabei wurde ihm aber auch zur Aufgabe gestellt, mit allen Mitteln den Handel Rußlands mit Japan zu fördern. Es sollte in Erfahrung gebracht werden, welche russischen Waren in Japan abgesetzt werden können, welche Wege nach Japan führen, was für Waffen im japanischen Heer gebraucht werden, usw. Eine ähnliche Instruktion erteilte Peter der Große 1719 dem Schweden Lorenz Lang, der als russischer Konsul nach China entsandt wurde. Auch ihm wurde eingeschärft, die Entwicklung des russisch-japanischen Handels im Auge zu haben, wobei darauf hingewiesen wurde, daß die holländischen Kaufleute am Handel mit Japan große Gewinne erzielen, die geographische Lage Rußlands aber Japan gegenüber weit günstiger sei, als diejenige der anderen europäischen Mächte, namentlich wenn der Handel über den Amurfluß geleitet werden könnte. Es fanden seitdem zahlreiche russische Expeditionen von Kamčatka und der Küste des Ochotskischen Meeres aus in der Richtung nach Japan statt. Dabei wurde die Kette der Kurileninseln entdeckt und ein Teil der Inseln der russischen Herrschaft unterworfen. Einige dieser Expeditionen gelangten auch bis zu den japanischen Inseln, so z. B. die Expedition unter dem Kommando des Dänen Spanberg, eines der Offiziere der großen Expedition von Bering, welche die Gewässer zwischen Nordostasien und Nordwestamerika erforschte. Im Juni 1739 erreichte Spanberg die Insel Nipson (Hondo). Ungefähr gleichzeitig mit ihm kam ein anderer Offizier des Beringgeschwaders, der Engländer Walton, zur selben Insel. Handelsbeziehungen wurden aber nicht angeknüpft. Ebenso erfolglos blieben spätere Versuche, wie die Expedition von Šabalin und Antipin, die 1779 Japan erreichten und Verhandlungen mit japanischen Beamten führten. Die Japaner, die seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts Ausländern den Zutritt nach Japan verweigerten und nur den Holländern gestatteten, auf einer kleinen Insel Deskima bei Nagasaki mit Japan Handel zu treiben, wollten auch für die Russen keine Ausnahme machen. Die japanische Chronik berichtet über diese Verhandlungen, es sei den Russen erklärt worden, „der Handel mit dem Ausland finde ausschließlich im Hafen von Nagasaki statt, in anderen Punkten sei er nicht gestattet und es werde keine Erlaubnis erteilt werden, soviel man darum auch bitten würde. In Zukunft sei es daher vollständig zwecklos, über das Meer zu fahren und hierher zu kommen“. Dieselbe abschlägige Antwort erhielt auch

die Expedition von Laxman, die 1791—93 auf Befehl Katharinas II. organisiert wurde. Es war das das erste russische Schiff, welches nach Hakodate gelangte, Laxman führte dort 1793 Verhandlungen mit aus Tokio eingetroffenen Beamten, aber auch diese ließen keinen Handelsverkehr zu, sondern erteilten nur die Erlaubnis für ein russisches Schiff nach Nagasaki zu fahren, wovon aber kein Gebrauch gemacht wurde. Als etwa zehn Jahre später die Russen nach Nagasaki auf Grund der erhaltenen Erlaubnis kommen wollten, wurden sie auch dort nicht hereingelassen.

In den nächsten Jahrzehnten wurden die Versuche, einen Handel mit Japan ins Leben zu rufen, nicht mehr unternommen. Die russische Regierung hatte andere, ihr viel näher liegende Aufgaben, die russischen Privatunternehmer, die vor allem wertvolle Pelze suchten, fanden diese in weit größeren Mengen auf den Aleuteninseln und in Alaska. Erst 1855, nachdem zwei Jahre vorher die Amerikaner Japan gezwungen hatten, bestimmte Häfen für den Handel mit Amerika zu öffnen, erhielt auch Rußland analoge Rechte. Nach dem Vertrag von Simodo 1855 und dem Ergänzungsvertrag 1858 erhielten die Russen das Recht, die Häfen Nagasaki, Simodo und Hakodate anzulaufen, zur Grenze zwischen Rußland und Japan wurde die Meerenge zwischen den Inseln Urup und Iturup (Jetorofu) erklärt, auf der Insel Sachalin, welche beide Staaten für sich beanspruchten, wurde die Grenzfrage zwischen Rußland und Japan unentschieden gelassen. Schließlich wurde nach den Verträgen der Jahre 1867 und 1875 der Teil der Kurileninseln, der unter russischer Herrschaft stand, Japan abgetreten, welches dafür auf seine Besitzungen auf der Insel Sachalin zu Gunsten Rußlands verzichtete. Hiermit fand die erste Periode der Geschichte der russisch-japanischen Beziehungen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Erscheinen der Russen in den Nordwestgebieten des Stillen Ozeans begonnen hatte, nach etwa 200 Jahren ihren Abschluß.

Die interessante Arbeit von Znamenskij enthält auch ein Verzeichnis der wichtigsten in russischer Sprache bis 1928 erschienenen Werke über das hier behandelte Thema.

Berlin. I. Lewin.

David, Dr. H. Zur Politik der Großmächte im Fernen Osten 1894—1902. Eine Studie zur Erklärung der Vorgänge der Gegenwart. Zürich 1932. 73 S.

Die Ankündigung vorliegender Schrift könnte bei Inter-

essenten leicht die freudige Erwartung hervorrufen, daß es sich hier um eine Untersuchung handelt, in der die großen Probleme des Fernen Ostens in neuer Beleuchtung erscheinen oder neue Tatsachen ans Licht gebracht werden. Leider ist aber hier weder das eine, noch das andere der Fall. Der Verfasser begnügt sich damit, in mehr oder weniger feuilletonistischer Form reichlich bekanntes Tatsachenmaterial aus der neueren Geschichte Ostasiens zu bringen, wobei er seine Darstellung ganz willkürlich mit dem Jahre 1902 abbricht, ohne dabei sogar auf das in demselben Jahre zustande gekommene englisch-japanische Bündnis einzugehen. Das der Politik Rußlands gewidmete Kapitel ist inhaltlich sehr mager. Als Hauptquelle benutzt der Verfasser dabei die deutschen Aktenpublikationen und daneben — als einzige russische Quelle — die Memoiren Vittes. Am Schluß dieses Kapitels findet sich folgende Feststellung (S. 22): „Der russisch-japanische Krieg verdankt seine Entstehung nicht zum wenigsten der wortbrüchigen Politik, die eine einflußreiche Clique am Zarenhofe betrieb." Den Beweis für die Richtigkeit dieser These, die m. E. einen gewaltigen Irrtum enthält, bleibt der Verfasser uns aber schuldig. Inwiefern das vorliegende Büchlein zur Erklärung der höchst verwickelten „Vorgänge der Gegenwart", die sich im Fernen Osten abspielen, beitragen will, ist aus dem Inhalt nicht zu ersehen.

Berlin. F. Steinmann.

L'Art Byzantin chez les Slaves. L'ancienne Russie, les Slaves catholiques. Deuxième Recueil dédié à la mémoire de Théodore Uspenski. (Orient et Byzance. Etudes d'art médiéval publiés sous la direction de Gabriel Millet. V.) Paris 1932. 8 + XLVIII + 535 S., 62 Tafeln u. 176 Textabbildungen.

Das umfangreiche, in zwei Teilen angelegte Sammelwerk war ursprünglich als Festschrift zu Ehren des großen russischen Byzantinologen Feodor Ivanovič Uspenskij, aus Anlaß seines 80. Geburtstages (geb. am 8. Februar 1845) gedacht: der noch vor dem Erscheinen des ersten Teiles (1930) eingetretene Tod (10. September 1928) hat daraus eine Gedenkschrift gemacht. Unter den zahlreichen Mitarbeitern der beiden Teile überwiegen bei weitem russische Gelehrte (bezeichnenderweise fanden im ersten Band ausschließlich Emigranten, im zweiten aber nur die in der Sovet-Union lebenden Autoren Aufnahme); aber auch andere Länder sind vertreten, und zwar durch hervorragende Kräfte (die deutsche Kunstwissenschaft durch J. Strzy-

gowski und O. Wulff); die ganze langwierige, selbstaufopfernde redaktionelle Arbeit lag in den Händen des Großmeisters der französischen Byzantinistik, Gabriel Millet.

Während nun das erste „Recueil Uspenski" der byzantinischen Kunst der Balkanhalbinsel galt, behandelt der vorliegende Band die byzantinische Kunsttradition in Rußland, Polen und bei den Adria-Slaven. Eingeleitet wird er von einer kurzen, warm geschriebenen Biographie Uspenskijs, die von einem seiner nächsten Schüler, V. Beneševič stammt. Beneševič hat auch die Liste der gedruckten und der noch im Druck befindlichen Werke seines Lehrers (246 Titel) zusammengestellt. Von den übrigen Beiträgen können hier nur die berücksichtigt werden, die sich auf das Gebiet des früheren russischen Reiches beziehen und entweder der byzantinischen Kunst auf russischem Boden, oder den altrussischen Kunstwerken byzantinischer Prägung gelten.

Drei Aufsätze — von M. Tichanova-Klimenko, N. Brunov und N. Izmajlova — behandeln einzelne Denkmäler der Baukunst und des Kunstgewerbes des alten Chersones, wo sich der vorherrschende byzantinische Einfluß mit dem des Orients kreuzte. K. Romanov untersucht die Skulpturen des Säulenfrieses der Sankt-Georgs-Kathedrale zu Juŕev Poľskoj (erbaut 1230—34, vom Fürsten Svjatoslav Vsevolodovič); es gelingt ihm, aus einzelnen, fragmentarisch erhaltenen und später vielfach versetzten Teilen des reichen figürlichen Schmuckes eine zusammenhängende Komposition der Deisis mit Erzengeln, Aposteln und Heiligen zu rekonstruieren.

L. Réau bespricht die bedeutenden, 1919 entdeckten und 1923 von Igoŕ Grabaŕ publizierten Wandmalereien der Demetrios-Kathedrale zu Vladimir mit der Darstellung des Jüngsten Gerichtes. Diese, höchst wahrscheinlich um 1196 entstandenen, formell wie koloristisch gleich hervorragenden Fresken ergänzen auf die glücklichste Weise das ziemlich dürftige Bild der byzantinischen monumentalen Malerei des 12. Jahrhunderts. Als leitender Meister käme hier ein griechischer Künstler aus Konstantinopel oder Saloniki in Betracht, als Gehilfen — einheimische Maler.

N. Syčev behandelt in einer eingehenden ikonographischen Studie die 1199 ausgeführten Fresken der Heilandskirche zu Neredica bei Novgorod; man findet hier, neben den traditionellen byzantinischen, auch neue, von Byzanz unabhängige ikonographische Motive: Darstellung der russischen fürstlichen Märtyrer Boris und Gleb in der

Apsis; eine eigenartige Form der Deisis mit einem Fürstenpaar — wohl den Stiftern? —, ebenda; eine Mariä Entschlafung mit den vermutlich ältesten Darstellungen der heiligen Vladimir und Olga, an der nördlichen Außenseite. So kommen hier deutlich die Absichten russischer Herrscher zum Vorschein, sich in den kirchlichen Wanddekorationen zu verewigen. Unsere Kenntnis der Wandmalereien von Neredica wird wesentlich ergänzt durch den Aufsatz von Ch. Amiranachvili über die Technik dieser Fresken, die in der Malweise eine nicht zu leugnende Verwandtschaft mit georgischen Wandmalereien aufweisen.

E. Georgievskaja-Družinina beschäftigt sich mit der Ikonographie der Wandmalereien des Therapon-Klosters am Weißen See (um 1500), und zwar mit solchen Darstellungen, die ihre Quelle in den kirchlichen Hymnen haben. Während die ältesten bekannten Beispiele ähnlicher Hymnenillustrationen in der monumentalen Kunst sich in Mazedonien um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden, begegnet man ihnen auf russischem Boden zuerst in den eben genannten Fresken des Therapon-Klosters.

M. Karger erklärt den Ursprung der Komposition des sogenannten „Velikij Vchod" („der Große Einzug"), die sich in Rußland seit dem 17. Jahrhundert in den Absidenmalereien, seltener in den Ikonen, verbreitet; er sieht in den rätselhaften Gestalten eines Caren und eines Bischofs die — recht konventionellen — Porträts Ivans des Gestrengen und des Metropoliten Makarij, die zuerst, mitten in einer derartigen Komposition, auf der Apsis der um 1560 beendeten Koimesis-Kathedrale des Klosters zu Svijažsk bei Kazań auftauchen; später soll sich der ursprüngliche Sinn solcher Stifter-Darstellungen verdunkelt haben.

Mehrere Beiträge sind der russischen Ikonenmalerei, in ihrem Verhältnis zur byzantinischen Kunst, gewidmet. L. Bréhier resümiert und ergänzt teilweise die Schlußfolgerungen von O. Wulff und M. Alpatov; mit Recht verweist er darauf (S. 162), daß der Ursprung der Ikonen viel weiter zurückliege, als in den bekannten, in enkaustischer Technik ausgeführten Porträts der Verstorbenen (den sogenannten „Mumienporträts") aus der hellenistischen und römischen Zeit Ägyptens.

Eine eingehende ikonographische Untersuchung des in Rußland in mehreren Varianten verbreiteten Themas des „Mariä-Schutzes" (Pokrov) unternimmt Pater P. D. Lathoud. Der Ursprung der Komposition bleibt aber immerhin unaufgeklärt.

M. Alpatov zeigt die Wandlungen des Kreuzigungsthemas in der russischen Ikonenmalerei, indem er als Ausgangspunkt für seine Betrachtungen eine byzantinische Kreuzigung des 14. Jahrhunderts in der Koimesis-Kathedrale von Moskau nimmt.

Eine Einzeluntersuchung von H. Židkov gilt der Ikone des „Heilandes mit dem zornigen Auge" (Spas Jaroe Oko), in derselben Kathedrale; er bringt sie — etwas willkürlich — in Zusammenhang mit den Mosaiken von Kahrie-Djami zu Konstantinopel.

Th. Whittemore versucht die kunstgeschichtliche Stellung der altberühmten, 1921 entdeckten Mutter Gottes von Vladimir (jetzt im Moskauer Historischen Museum; griechische Arbeit des 12. Jahrhunderts) zu bestimmen, im Zusammenhang mit einem schönen, noch hellenistisch anmutenden Engelskopf (ebenda). In demselben Aufsatz bespricht er eine, erst vor kurzem in Zvenigorod entdeckte Ikone mit der Darstellung eines — ganz im Geiste Rublevs aufgefaßten — Erzengels (wohl aus einer Deisis) und, schließlich, eine, hier zum erstenmal publizierte nordrussische Ikone um 1500 mit der Himmelfahrt Christi (jetzt in der Sammlung Mrs. Gardner in Boston).

O. Wulff behandelt eine von ihm 1925 für das Kaiser-Friedrich-Museum in Rußland erworbene Tafel mit der Darstellung des Erzengels Michael, in der er eine nordrussische Nachbildung eines neubyzantinischen Typus sieht, welcher im Laufe des 15. Jahrhunderts in die russische Ikonenmalerei eingedrungen sei.

Dem wichtigen und sehr anregenden Kapitel über die Miniaturmalerei gelten die Aufsätze von N. Malickij, D. Ajnalov, A. Nekrasov und W. Mole.

N. Malickij untersucht die Frage, ob der byzantinische Psalter mit Randillustrationen, von dem sogenannten „Chludov-Typus", seinen Ursprung in der Klosterkunst hat, wie es bis jetzt allgemein angenommen wurde. Das Nichtvorhandensein in den Marginalien — wenigstens in den ältesten Exemplaren — der Darstellungen heiliger Mönche, die antiphonischen Refrains im Texte nach dem Ritus der Großen Kirche von Konstantinopel (Sophienkirche) und nicht nach einem Kloster-Typikon, scheinen das Gegenteil zu beweisen.

D. Ajnalov veröffentlicht Miniaturen aus drei illustrierten russischen Handschriften im Museum der ehemaligen Troicko-Sergievschen Laura bei Moskau, von welchen die wichtigste das Evangelium des Caren Fedor Alekseevič ist. Die ganze Gruppe steht stilistisch der Novgoro-

der, von der Paläologen-Kunst stark abhängigen Malerei des 14. Jahrhunderts am nächsten.

A. Nekrasov analysiert die architektonischen Motive in den russischen Frontispiz-Miniaturen und ihre byzantinischen Vorbilder; er geht ihrer Entwicklung nach, von den noch perspektivischen Darstellungen bis zur völligen ornamentalen Verflachung des Motivs.

Der einzige der altpolnischen Kunst geltende Aufsatz stammt von W. Mole. Der Verfasser deckt, auf Grund der Miniaturen und Initialen des Evangeliums von Lawryszew im Czartoryski-Museum zu Krakau (Ende des 14. Jahrhunderts), die byzantinisch-ruthenischen Strömungen am Hofe der Jagellonen auf.

Neben den Denkmälern der byzantinisch-slavischen monumentalen Kunst, der Ikonen- und Buchmalerei, ist ein Platz auch dem Kunstgewerbe eingeräumt.

A. Svirin veröffentlicht eine schöne Stickerei mit der Darstellung des sogenannten „Čin" (erweiterte Komposition der Deisis), im Museum der ehemaligen Troicko-Sergievschen Laura. Diese, 1919 bei der Neuinventarisierung der Laura-Sakristei gefundene Stickerei gehört dem Novgoroder Kunstkreis an und muß im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts ausgeführt worden sein; der Verfasser betont den bewegten „malerischen" Stil dieser Stickerei.

L. Maculevič untersucht eine geschlossene Gruppe der byzantinischen, auf dem russischen Boden zu verschiedener Zeit gefundenen Silberschüsseln (größtenteils in der Eremitage). Ihrem Dekorationsmotiv (ein Kreuz im Rankenkranz), ihrem Stil und ihren Merkzeichen nach gehören diese Schüsseln dem Ende des 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts an.

So verteilt sich der reiche Inhalt ziemlich gleichmäßig über die verschiedenen Gebiete und Perioden der byzantinisch-slavischen Welt, so daß hier alle wichtigen Kunstzweige und -strömungen ihre Berücksichtigung finden. Diese glückliche Behandlung des riesigen Stoffes — unter stetiger Beibehaltung der leitenden Idee von der doppelten Bedingtheit der slavischen Kunst durch Byzanz und durch den Orient — verleiht diesem, mit großer Pietät und Akribie vollendeten Werk einen bleibenden Wert.

Den Abschluß des Bandes bildet noch eine von G. Millet und N. Il'in zusammengestellte, systematisch geordnete Bibliographie der „byzantinischen Kunst bei den Russen", d. h. der altrussischen Kunst schlechthin; ohne na-

türlich den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, ist sie auch in diesem Umfang von großer Nützlichkeit.

Berlin. V. Rakint.

Vasar, J. Quellen zur Geschichte der Universität Tartu (Dorpat). Bd. I: Academia Gustaviana a) Urkunden und Dokumente. Tartu (Dorpat) 1932. LXXXIX + 236 S.

Im Auftrage der heutigen estnischen Universität veröffentlicht der Dozent für nordische Geschichte J. Vasar in der vorliegenden übersichtlichen und handlichen Edition die in den verschiedenen Archiven und Bibliotheken (in Dorpat, Reval, Riga, Stockholm und Upsala) verstreut liegenden Dokumente zur Geschichte der ältesten Periode der Dorpater Universität, wobei die abgedruckten Aktenstücke, die vom Juni 1625 bis Mai 1659 reichen, auch das Dorpater Gymnasium, das nach zweijährigem Bestehen 1632 in der Universität aufging, behandeln. Auch diese Ausgabe, die dem Inhalt der Urkunden nach in sechs Abschnitte gegliedert ist und Aktenstücke zur Vorgeschichte der Gründung, zur rechtlichen, wirtschaftlichen und inneren Lage der Universität bringt, verdankt einer Anregung A. R. Cederbergs ihre Entstehung. Geplant ist die weitere Veröffentlichung der Dokumente zur Geschichte der zweiten schwedischen Universität in Dorpat (1690—99) und der Protokolle beider Hochschulen.

Auf Grund des vielseitigen Inhalts der im vorliegenden Bande mitgeteilten 83 Aktenstücke, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der schwedischen Periode Estlands und Livlands bilden, hat der Herausgeber der Publikation auf 40 Seiten eine Übersicht über die Academia Gustaviana bis 1656 vorausgeschickt. In dieser Einleitung wird nicht nur die Persönlichkeit des Begründers der Universität als auch die des schwedischen Generalgouverneurs von Liv- und Ingermanland, Johann Skytte, des Förderers der jungen Pflanzung, und seiner für die Universität zum Teil weniger interessierten Nachfolger ins rechte Licht gesetzt. Eindeutig geht aus den Aktenstücken hervor, daß das plötzliche Ende dieser ältesten Dorpater Universität nicht innerer Lebensunfähigkeit, sondern äußeren Gründen (u. a. dem Einfall des Caren Aleksej nach Livland) zuzuschreiben ist, wenngleich sie seit Johann Skyttes Abgang — wie auch schon zu seiner Zeit mit oft äußerst schwierigen wirtschaftlichen u. a. Mißständen zu kämpfen gehabt hatte.

Die Einleitung wie auch die Regesten der (lateinischen, schwedischen und deutschen) Urkunden, das chronologische

Verzeichnis wie das Personen- und Ortsregister sind durchweg doppelsprachig (in gutem Deutsch und Estnisch) abgefaßt, so daß das Werk für jeden Forscher benutzbar ist. Für die zahlreichen deutschen Aktenstücke wäre jedoch ein normalisierter Text nach den von der Konferenz der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute in Halle 1930 angenommenen „Grundsätzen für die äußere Textgestaltung bei der Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte" (München, Duncker & Humblot, 1931) wünschenswert, die für neuere Texte eine lautgetreue, nicht buchstabengetreue Wiedergabe anstreben (also z. B. „und" statt „vnd" u. a.).

Königsberg. R. Seeberg-Elverfeldt.

Jutikkala, E. Läntisen Suomen kartanolaitos Ruotsin vallan viimeisenä aikana. (Die Herrengüter in West-Finnland im 18. Jahrhundert.) I. Teil. VIII + 418 S.; II. Teil. VIII + 248 S. Beide Teile mit einem Auszug in deutscher Sprache. Helsingfors 1932.

Die Untersuchung beginnt mit einem historischen Exkurs über die Entstehung und Entwicklung der Herrengüter vor dem 18. Jahrhundert und der Gründung neuer Herrengüter wähend des 18. Jahrhunderts. Mittels Kartenzeichnungen wird erwiesen, daß die in den verschiedenen Zeitaltern entstandenen Herrengüter oder Freigüter in den verschiedenen, den Siedlungsverhältnissen entsprechenden Gebieten West-Finnlands lagen. Es folgen Angaben über die Größe des einzelnen Grundbesitzes, seine Besitzer und deren wirtschaftliche Lage. Die meisten adligen Familien herrschten zugleich über mehrere Güter, die hörigen Anwesen ausgenommen. Diejenigen Herrengüter, die der Edelmann nicht selbst bewohnte, baute er nicht mit Hilfe seiner Vögte, sondern verteilte sie unter mehreren Pächtern, da dieses Verfahren gewinnbringender war. Die Pächter bestellten das Gut gemeinsam, einer primitiven Dorfgemeinschaft gemäß. Nur die großen Zentralgüter, deren hochadlige Besitzer in Schweden wohnten, wurden von den Vögten verwaltet. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nimmt das Interesse für die Landwirtschaft unter den höchsten Standesklassen zu, und ein Gut nach dem anderen geht in Bewirtschaftung des Grundbesitzers über. In der volkswirtschaftlichen Literatur Schweden-Finnlands wird lebhaft über die Vorteile und Nachteile des Großgrundbesitzes und dessen zweckmäßigste Bewirtschaftungsform diskutiert. Das englische Arrendesystem wird empfohlen, in Finnland wird es aber nicht ins Werk gesetzt.

Das Arbeitskraftproblem der Herrengüter, das dringend geworden war, als die Entwicklung der Güter zum modernen Großbetrieb begann, wird zu derselben Zeit dadurch gelöst, daß auf den Besitzungen Torps gebildet werden, kleine Pachtanwesen, deren Bewirtschafter ihre Pacht in Arbeitstagen zahlen.

In einigen Gegenden Finnlands waren die Herrengüter innerhalb der großen Dörfer entstanden; sie blieben infolgedessen in Bodengemeinschaft mit ihren bäuerlichen Nachbaren und waren dem Flurzwang unterworfen. Davon wurden sie durch Feldregulierung am Ende des 18. Jahrhunderts befreit. Einige gleichzeitig veröffentlichte Verordnungen führten in beträchtlichem Maße einen Zuwachs des Großgrundbesitzes herbei. Auch sonst wurde die von den Guts- und Hüttenbesitzern ausgeübte Besitznahme des Bodens von der Gesetzgebung unterstützt, da diese gegen einen geringen Entgelt das sogenannte Erbanrecht an den Krongütern einlösen durften. Die Kronbauern, die früher keine höheren Pachten gezahlt hatten als die selbständigen Bauern, begriffen oft nicht die in ihrer Stellung hierdurch geschehene Veränderung. Aber die politischen Ereignisse um das Jahr 1770 führten die Untergebenen im ganzen Lande dazu, nach Erbanrecht an den von ihnen bewohnten Gütern zu trachten, und so entstanden Bauernaufstände, über welche in der Untersuchung eingehend berichtet wird. Der Friede wurde im allgemeinen ohne Blutvergießen wiederhergestellt.

Zu den Untergebenen der Güter gehörten die Pachtbauern, die Häusler, die besonderen Gutshandwerker, die Inste sowie die Knechte und Mägde, die auf dem Gute in Kost waren und in der Gesindestube wohnten. Jede von diesen Gruppen wird einzeln behandelt. Die Pachtbauern bewohnten hörige Güter und waren meistens Nachkommen selbständiger Bauern. Ihre Naturalbesteuerung hatte sich organisch aus den zahlreichen und unzusammenhängenden Kronsteuern entwickelt, die von diesen Gütern früher verlangt wurden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurden Versuche gemacht, auf einigen Gütern ein rationelles und ein den von den Pachtbauern bewirtschafteten Ländereien proportioniertes Besteuerungssystem einzuführen. Tagefronen wurden regelmäßig gefordert, aber nicht sehr viel. Um die Lage der Pachtbauern, hinsichtlich ihrer Steuern, der von ihnen bebauten Ländereien oder ihrer Familienverhältnisse — d. h. der Kontinuität einer Pachtbauernfamilie auf einem Pachtgute und der Hausherrschaft desselben — läßt sich das ganze Jahrhundert hindurch ein

stiller andauernder Kampf erkennen. Das Ergebnis davon war, daß der ziemlich selbständige Lehnbauer zum landlosen Pächter wurde. Die Torps wurden anfänglich gebildet, um von ihnen Arbeitskräfte für das Gut zu erhalten, unter gewissen Umständen aber entwickelten sich diese Neusiedlungen auf gewissen Gebieten zu steuerzahlenden Pächtergütern.

Da bekanntlich die finnische Geschichtsforschung früher nur in Spezialuntersuchungen einzelne Herrengüter oder einzelne Züge des Herrengutswesens behandelt hat, ist das Werk von Jutikkala die erste gründliche Untersuchung über die Herrengüter in Finnland. Die Arbeit ist systematisch ausgeführt und stützt sich auf vielseitiges Quellenmaterial; besonders sei hervorgehoben, daß die privaten Gutsarchive in großem Ausmaße benutzt worden sind. Das reiche Quellenmaterial hat aber auch zur Folge gehabt, daß der Leitfaden nicht immer mit genügender Prägnanz aus der Menge des Details hervortritt. Dazu hat das umfassende Thema den Verfasser veranlaßt, einige nicht immer glückliche Beschränkungen zu machen. So ist z. B. der Zusammenhang der behandelten Fragen mit dem politischen Leben Schweden-Finnlands in der betreffenden Zeit nicht genügend klargelegt. Diese Mängel vermindern aber nicht entscheidend den Wert des Werkes, das die einzige gründliche Untersuchung über dieses viel zu wenig beachtete Gebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Finnlands ist. Für die finnische Geschichtsforschung bedeutet dieses Werk eine erhebliche Gebietserweiterung, für die internationale Wissenschaft ein zuverlässiges, kritisch gesichtetes Material für umfassendere Untersuchungen.

Helsingfors. Pentti Renvall.

IV. Zeitschriftenschau.[1]

I. a) Allgemeines, besonders Methodologie; b) Hilfswissenschaften.

Die historischen Beziehungen zwischen Polen und Čechen.

SlRs 1932, Nr. 6, 449—465.

Seinen Überblick über die Beziehungen zwischen beiden Völkern beginnt *Kamil Krofta* mit dem Hinweis auf den bedeutenden Einfluß der Čechen auf die Christianisierung Polens. Er hebt dabei vor allem die Tätigkeit des heiligen Adalbert (Vojtěch) aus dem böhmischen Fürstengeschlechte der Slovnik hervor, der sich um die Einführung des

[1] Vgl. Abkürzungen der Zeitschriften und Chiffern der Mitarbeiter Band VII, Heft 1, S. 123 ff., und Heft 2, S. 295.

Christentums in Polen besondere Verdienste erworben hat. Aus derselben Zeit datiert der erste Versuch einer Vereinigung der beiden Länder unter einem Herrscher (Bolesław Chrobry). Die durch Mongoleneinfälle und innere Zwistigkeiten bedingte Schwächung Polens führte dazu, daß die čechischen Herrscher sich als Schirmherren Polens betrachteten. Dieser Einstellung entstammte auch der sogenannte „litauische Plan" König Ottokars II. im Jahre 1267. Seinem Nachfolger auf dem čechischen Throne Wenzel II., der auch seine nach dem Osten gerichtete Politik fortsetzte, gelang es im Jahre 1300 König von Polen zu werden. Der Verfasser schließt sich dabei der Ansicht Bobrzyńskis an, daß die čechische Herrschaft für Polen von großem Nutzen gewesen sei. Krofta hebt ferner die besondere Rolle der Prager Universität für die kulturelle Entwicklung Polens hervor und verweist auf die Mitarbeit der čechischen Gelehrten an dem Ausbau der Krakauer Universität. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern erreichten ihren Höhepunkt im 15. Jahrhundert, als wiederum der Gedanke der Vereinigung beider Länder auftauchte, und schließlich in der Berufung Wladysławs auf den čechischen Thron seinen Ausdruck fand. Obwohl gleichzeitig die politischen Bindungen sich zu lösen begannen, lebte das Gefühl einer kulturellen Gemeinschaft weiter, was am besten aus dem freundschaftlichen Empfang, der den nach Polen emigrierten böhmischen Brüdern zuteil wurde, zu ersehen ist.

Zum Schluß streift der Verfasser die Beziehungen zwischen den Polen und Čechen in Österreich und verweist auf den polnischen Einfluß auf die čechische Wiedergeburt im 19. Jahrhundert. I. L.

II. Vorgeschichte Rußlands.

Die neuesten Theorien über die Anfänge der Ruś.

PrH 1932, H. 1, 58—74.

M. Korduba faßt die in den letzten Jahren veröffentlichten Arbeiten über die Entstehung des russischen Staates zusammen. Auf die Schriften V. Parchomenkos geht Korduba nur kurz ein, weil sie bereits von Tomašivśkyj im Kwart. Hist. 1929 ausführlich besprochen wurden, und lehnt die Dreiteilung der slavischen Stämme ab, wie auch Parchomenkos These, nach der die Anfänge des späteren Kiever Staates und die Herkunft des Namen „Ruś" im Azov-Gebiet zu suchen sind. Die Untersuchungen V. Mošins, die mit Hilfe arabischer Quellen die Normannentheorie vertreten, hält Korduba für nicht ausreichend begründet. Daß es eine Ruś im Azov-Gebiet in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gegeben hat, steht nach Veröffentlichung einer arabischen Quelle des 10. Jahrhunderts (Ibn Miskawaihi, hrsg. in Oxford 1921 mit englischer Übersetzung) fest. Florovskij veröffentlichte daraus im Seminarium Kondakovianum (Prag 1927) denjenigen Abschnitt in russischer Übersetzung, der von einer Expedition der „Ruś" nach dem Kaukasus im Jahre 943/44 berichtet. Aus dieser Quelle geht nach Korduba in Verbindung mit einem von Schechter (The Yewish Review, New York 1927) veröffentlichten hebräischen Brieffragment deutlich hervor, daß es sich hier um ein von Kiev völlig unabhängiges Staatswesen „Ruś" in Tmutorokań in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts handelt. Für wissenschaftlich indiskutabel hält Korduba u. a. die Ergebnisse K. Fritzlers („Das russische Reich — eine Gründung der Franken", Marburg 1923). Hingegen behandelt Korduba sehr eingehend die Thesen von P. Smirnov; hauptsächlich auf Grund östlicher Quellen wird darin die Heimat der normannischen „Ruś" an der mittleren Volga gesucht. Aber auch Smirnovs konsequent durchdachte

Schlüsse scheinen Korduba ebenso unhaltbar wie geistreich zu sein: die archäologischen Funde an der mittleren Volga zeugen zwar von normannischem Einfluß, nicht aber von der Existenz eines normannischen Staates; als annehmbares Ergebnis der Untersuchungen Smirnovs ist die Feststellung der Bedeutung der mittleren Volga als Handelsstraße in prähistorischer Zeit anzusehen. Stark einseitig findet Korduba die Theorien von G. M. Barac von dem überwiegenden jüdischen Einfluß und von Nikolʹskij über die Bedeutung des Westens für die Entwicklung des russischen Staates. Als positives Ergebnis aller besprochenen Arbeiten bezeichnet Korduba 1. die These von der Existenz eines besonderen Staates „Ruś" im Azov-Gebiet in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts und 2. die Bestätigung der Annahme von der Bedeutung der Volga als Handelsstraße in der Zeit vor der Kiever Periode.

Nicht gelöst ist die Herkunftsfrage. Während die gallisch-celtische und die judaistische Theorie als phantastisch zurückgewiesen werden müssen, gebührt der normannischen, slavischen und türkischen als quellenmäßig begründeter Theorie Beachtung. Eine einheitliche Lösung ergäbe sich nur dann, wenn unter „Ruś" eine zu Kriegs- und Handelszwecken geschaffene Organisation, ethnisch und religiös verschieden zusammengesetzt, angenommen werden könnte, mit stark überwiegendem slavischen Element. Auch das Wort „Ruś" sei philologisch noch nicht erklärt. Ohne die zahlreichen Theorien vermehren zu wollen, empfiehlt Korduba den Sammelnamen Ruś zu ukrainisch rusyj „rot" = rothaarig (blond) zu stellen. I. F.

III. Der Kiever Staat.

IV. Die Moskauer Periode.

Eine amtliche Darstellung des Moskauer Staates im Jahre 1617.

HA 1933, Nr. 2, 97—105.

J. J. Mikkola gibt den Inhalt eines kulturgeschichtlich interessanten Dokumentes, einer Instruktion für die russischen Gesandten anläßlich des Stolbovofriedens, deren Konzept sich unter den Papieren des Friedens befindet, wieder. Wie Mikkola ausführt, war es allgemein üblich, den Nachbarstaaten durch Gesandtschaften in meist vorher fertig geschriebenen Reden die Zustände des eigenen Landes in den vorteilhaftesten Farben zu schildern, wie etwa Boris Godunovs Gesandter zu Herzog Karl gesagt hat: „Rußland blüht!". Ebenso lag es Moskau im Jahre 1617 viel daran, Schweden von der Größe und Machtfülle des russischen Nachbarn zu überzeugen, da dieser in Wirklichkeit durch die unaufhörlichen Kämpfe mit Polen aufs äußerste erschöpft war. Unter diesen Voraussetzungen ist erst der Antwortbogen zu verstehen, der den Leiter der russischen Grenzbegehungskommission, Fürst Pisemskij, im Juni 1617 in die Lage setzen sollte, jeder an ihn schwedischerseits gerichteten Frage mit authentischen Angaben begegnen zu können. Antworten über Alter, Titel, Regierungsantritt des Caren, über die Größe des Reiches und das Verhältnis zu seinen unterworfenen Völkerschaften usw. stehen im Vordergrund der vielfach recht naiven Instruktion. R. S.-E.

V. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

18. Jahrhundert. Das Zunftwesen in Rußland.

IA 1931, Nr. 5, 523—568.

A. I. Gajsinovič berichtigt und ergänzt — auf Grund einer Analyse der Gesetze und Akten — die Ansichten Ditjatins, Kizevetters, Pavlov-Silʹvanskijs zunächst durch die Feststellung, daß der Beitritt zu den Zünften für sämtliche Handwerker von Anfang an, d. h. seit dem Ukaz vom 27. April 1722, ohne jeden Unterschied obligatorisch war, während die Praxis allerdings weniger eindeutig verlief, da die staatlichen Handwerker schließlich doch außerhalb der Zünfte blieben. Der Verfasser gibt sodann an Hand zahlreicher Tabellen einen Überblick über die zahlenmäßige Stärke, sowie Verbreitung und Zusammensetzung der Zünfte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und zeigt die auf dem Gegensatz zwischen Handelskapital und Zunfthandwerk beruhenden wirtschaftlichen Gründe, die zum Fehlschlagen dieser Petrinischen Maßnahme führten. L. L.

VI. Katharina II.

VII. Rußland im 19. Jahrhundert bis 1905.

1807—1812. Zur Frage über die Wirkung der Kontinentalsperre auf die Lage von Handel und Industrie in Rußland.

IA 1931, Nr. 8, 893—920.

Im ersten Teil seiner Arbeit, die hier im Auszug zur Veröffentlichung gelangt, behandelt *A. V. Predtečenskij* zunächst die verhängnisvollen Folgen, welche die Unterbrechung der normalen Wirtschaftsbeziehungen zu England für den russischen Handel hatte, indem der russische Export schon kurz nach Verhängung der Sperre in eine schwere Krise geriet, die u. a. einen Preissturz für russische Waren in Rußland herbeiführte, während die Einfuhr aus England im besonderen infolge einer ungeheuren Entwicklung des Schmuggels keinen nennenswerten Rückgang erlitt, dennoch aber von einer Steigerung der Preise für englische Waren begleitet war. Der Verfasser glaubt, darüber hinaus noch feststellen zu können, daß die Handelsbilanz Rußlands während der Blockade überhaupt passiv war, und daß auch der Schutztarif vom 19. Dezember 1810 die russische Ausfuhr keineswegs zu steigern vermochte und nur die Einfuhr von Fabrikaten verminderte, während diejenige von Rohstoffen beträchtlich zunahm. Im zweiten Teil der Untersuchung, dem ebenfalls sowohl gedruckte wie archivalische Quellen zugrunde liegen, wendet sich der Verfasser gegen die von M. N. Tugan-Baranovskij, E. V. Tarle und M. N. Pokrovskij vertretene Ansicht von der großen Bedeutung der Kontinentalsperre für die Entwicklung der russischen Industrie: er führt den Nachweis, daß eine günstige Wirkung erst von dem erwähnten Tarif des Jahres 1810 ausging, daß aber die industrielle Belebung den Schaden nicht aufwiegen konnte, den die Kontinentalsperre der Gesamtwirtschaft Rußlands zufügte. L. L.

1880. Das Attentat auf die kaiserliche Yacht.

KS 1931, Nr. 3 (76), 149—155.

V. Lejkina berichtet nach alten Zeitungen über die dunkle Geschichte des angeblichen Attentats, das russische „Nihilisten“ — laut russischen amtlichen Mitteilungen an die englische Polizei — gegen die nach den verfehlten Plänen des Admirals Popov in England er-

baute kaiserliche Yacht „Livadija“ vor hatten. Die Verfasserin glaubt auf Grund von Materialien des Staatlichen Revolutionsmuseums in Leningrad, daß es der damals in London lebende Vertreter der „Narodnaja Volja“ L. N. Gartman war, der das Spiel der russischen Spitzel durchkreuzte und vor den Engländern bloßstellte. L. L.

1880—1881. Ein Tagebuch des Grafen A. A. Bobrinskij.

KS 1931, Nr. 3 (76), 73—129.

Schon in ihrer Einleitung zum Tagebuch des Grafen Aleksej Aleksandrovič Bobrinskij aus den Jahren 1910—1911 im „Krasnyj Archiv“, 1928, Bd. 26, gab *M. Murzanova* — unter Beifügung einiger Exzerpte — eine summarische Übersicht über die mannigfachen weiteren, im Leningrader Historischen Zentralarchiv befindlichen Aufzeichnungen des langjährigen Petersburger Adelsmarschalls, Staats- und Hofmannes, Mitglieds der Reichsduma und des Reichsrats und Vorsitzenden der Archäologischen Kommission. Dieselbe Herausgeberin legt nunmehr in einer russischen Übersetzung — das entsprechende Original ist französisch — ein Tagebuch Bobrinskijs für die Zeit vom November 1880 bis zum September 1881 vor, und zwar nicht nur mit einer Einleitung, sondern auch mit einem umfangreichen alphabetisch angeordneten Personenkommentar, der besonders hervorgehoben zu werden verdient, da er über den Rahmen der vorliegenden Quelle hinaus nützlich erscheint. Im Mittelpunkt der Aufzeichnungen, die vor allem das Leben der Hof- und Regierungskreise widerspiegeln, steht zunächst das Familienleben und später die Ermordung Alexanders II. Der Verfasser war über die intimen Vorgänge und den Klatsch besonders gut unterrichtet, da er freundschaftliche Beziehungen sowohl zur Schwester der Fürstin Ekaterina Michajlovna Jur'evskaja, als auch zu jenen Kreisen unterhielt, die sich um den Thronfolger gruppierten und in Opposition zu „Katharina III.“ standen. So treten z. B. die Anstrengungen sehr anschaulich hervor, die Alexander II. machte, um die volle Anerkennung seiner morganatischen Gemahlin von seiten seiner Verwandten zu erzwingen, gleichermaßen auch das Entsetzen, das das Attentat vom 1. März hervorrief. Aber auch für die politischen Vorgänge hatte der Verfasser einen scharfen Blick, und zwar nicht ohne gewisse liberale Neigungen: das zeigen z. B. die Befürchtungen, die er anläßlich der drohenden Ablehnung der konstitutionellen Projekte durch Alexander III. äußert. L. L.

VIII. a) Rußland von 1905—17.

1905. Die Aufzeichnungen A. F. Redigers.

KA 1931, Nr. 2 (45), 86—111.

Der hier veröffentlichte Teil der Aufzeichnungen, die der ehemalige russische Kriegsminister (1905—1909), wie der ungenannte Herausgeber mitteilt, erst nach der Oktoberrevolution von 1917 machte, beginnt mit den „Schwankungen zwischen einer Militärdiktatur und der Verleihung einer Verfassung“, die Mitte Oktober 1905 tagelang anhielten, ehe der Kaiser sich nach der kategorischen, angeblich von Selbstmorddrohungen begleiteten Weigerung des Großfürsten Nikolaj Nikolaevič, die Rolle des Diktators zu übernehmen, am 17. Oktober zur Unterzeichnung des Manifestes entschloß. Die Erinnerungen Redigers veranschaulichen die gewaltigen Aufgaben und Schwierigkeiten des durch ungenügende Homogenität in seiner Entschlußkraft beeinträchtigten Kabinetts Vitte, das in der ersten Zeit aus Furcht vor

Attentaten sogar den Ort seiner Sitzungen verändern mußte. Von besonderer Bedeutung sind jedoch — in Anbetracht der Persönlichkeit und Stellung des Verfassers — die Mitteilungen über die Desorganisation und Zersetzung von Heer und Flotte, die infolge des Krieges und der Revolution ein solches Ausmaß erreichten, daß selbst die Kosaken nicht immer ganz reibungslos zu Polizeizwecken mobilisiert werden konnten, und daß z. B. der Kaiser bereit war, sich mit einer eventuellen Versenkung der Schwarzmeerflotte abzufinden. Der Verfasser berichtet eingehend über seine erfolgreichen Bemühungen, einem weiteren Verfall der russischen Heeresmacht durch eine — trotz des Widerstandes des Finanzministeriums — wesentliche Aufbesserung der materiellen Lage der Mannschaften, einerseits, und durch eine beschleunigte Demobilisation, andererseits, zu steuern. Die von ihm vorgeschlagene radikale Reorganisation der Flotte scheiterte dagegen am Widerspruch der Marinebehörden. Bemerkenswert sind übrigens auch die freimütigen Äußerungen des Verfassers über die Besetzung der höchsten Kommandostellen durch den Kaiser im allgemeinen, und über einzelne Militärs, wie z. B. den Baron Meller-Zakomel'skij, im besonderen. L. L.

1905. Erinnerungen an die erste Revolution in Samara.

KS 1931, Nr. 1 (74), 142—162.

P. Argunov schildert als ehemaliger Zeitungsmitarbeiter in Samara einige Episoden, die dem dortigen Revolutionsverlauf, wie er meint, ein gewisses eigenes Gepräge gaben, und zwar an erster Stelle die Unruhen im Kreise Balašov, wo die Bauern in unbeirrbarem Glauben an eine ihnen vorenthaltene „goldene Urkunde" schließlich zur eigenmächtigen Vollstreckung ihrer vermeintlichen Ansprüche auf das Gutsbesitzerland schritten und zunächst sogar den herbeigeeilten Gouverneur P. A. Stolypin mit seinen Kosaken in die Flucht schlugen. Die weiteren Episoden betreffen das Anwachsen der „patriotischen" Bewegung nach dem Oktobermanifest, d. h. die in Pogrome und Plünderungen vor den Augen der Polizeiorgane auslaufenden Kundgebungen des „Schwarzen Hunderts". L. L.

Die Londoner Organisation zur Unterstützung der politischen Gefangenen und Verbannten (nach der Revolution von 1905).

KS 1931, Nr. 2 (75), 170—172.

Die hier aus dem Archiv A. L. Teplovs, eines tätigen Mitglieds der Organisation, durch *M. V.* — leider ohne genauere Datierung — veröffentlichten vier Schreiben veranschaulichen zugleich mit der Hilfsbereitschaft der russischen Emigranten in England und Australien das Mißverhältnis zwischen den kärglichen Mitteln, die aufgebracht wurden, und der Not, die allein unter den Zuchthäuslern in Schlüsselburg herrschte. L. L.

1905—1907. Das Buchgewerbe zur Zeit der ersten Revolution.

KS 1931, Nr. 1 (74), 163—180.

B. Doroševskij ergänzt das von N. A. Rubakin bereits 1909 in der Zeitschrift „Sovremennyj Mir" zusammengestellte Bild von der

„Bücherflut und -ebbe“ in den vorstehend bezeichneten Jahren durch Mitteilungen über den Verlag und Vertrieb revolutionärer Schriften. Seine Erinnerungen betreffen vornehmlich die Tätigkeit der Verleger V. D. Bonč-Bruevič, S. A. Skirmunt, Z. N. Bobyleva, E. D. Trauckaja und der Petersburger Buchhandlungen „Škol'noe i Bibliotečnoe Dělo“, „Trud“ und „Vpered“ und geben u. a. Aufschluß über die geheimen Bücherdepots, die getarnten Büchertransporte und die „geschäftlichen“ Beziehungen zu Inspektionsorganen, durch welche die illegale Literatur vor der Beschlagnahme geschützt und gerettet wurde. L. L.

1907. Die Auflösung der II. Reichsduma.

KA 1930 (1931), Nr. 6 (43), 55—91.

I. Tatarov veröffentlicht — mit einer Einleitung über die dunklen, von der Außerordentlichen Untersuchungskommission der Provisorischen Regierung (vgl. „Padenie Carskogo Režima“, Bd. III) aufgedeckten politischen Hintergründe und polizeilichen Machenschaften — drei für die Kenntnis der damaligen oppositionellen Stimmungen und Ansichten sehr wichtige Dokumente aus den letzten Tagen und Stunden der zweiten Reichsduma: die Aufzeichnungen des Dumapräsidenten F. A. Golovin über die beiden letzten Sitzungen am 1. und 2. Juni, das Protokoll der Fraktionsberatung der Kadettenpartei am 2. Juni und das erste Sitzungsprotokoll der am selben Tage zusammengetretenen Dumakommission, die den Antrag des Justizministers vom 1. Juni auf Ausschluß bzw. Auslieferung der 55 sozialdemokratischen Abgeordneten prüfen sollte. Die Berichte zeigen anschaulich, wie die Kadetten, die die konstitutionellen Errungenschaften zwischen den Gefahren von rechts und links hindurchretten wollten, es versuchten, die heiklen Fragen vom rein juristischen Standpunkt aus unter Ausschaltung der politischen Momente zu behandeln, und wie sich die Situation trotzdem sofort zuspitzte, da das Belastungsmaterial schon bei der ersten Überprüfung als keineswegs einwandfrei befunden wurde. L. L.

1907—1915. Aus den Erinnerungen eines Lebenslänglichen.

KS 1931, Nr. 2 (75), 173—192; Nr. 4 (77), 167—188; Nr. 5 (78), 138—176.

Im ersten, mit dem Haupttitel „Das Luk'janovka-Gefängnis in Kiev“ versehenen Teil seiner Erinnerungen (Nr. 2) schildert *I. A. Zdorovec* in kurzen einprägsamen Bildern die Einlieferung der dreißig Verurteilten des Selengensker Regiments, zu denen er gehörte, das Anlegen und Vernieten der Fesseln, den Schmutz und die Ungezieferplage in den übervölkerten Zellen, die Feindschaft zwischen den gewöhnlichen und politischen Zuchthäuslern, die Rivalität unter den einzelnen Kategorien der Kriminellen, sowie eigene und fremde Fluchtversuche, darunter auch denjenigen, den ein Kranker während einer verheerenden Typhusepidemie aus dem überfüllten Gefängnislazarett unternahm, indem er sich tot stellte. Wesensgleiche düstere Bilder entrollt auch der zweite Teil der „Erinnerungen eines Lebenslänglichen“ (Nr. 4), der mit dem Abtransport der an Händen und Füßen gefesselten und aneinander geketteten Sträflinge aus Kiev einsetzt: denn lange „Karcer“-Strafen, dauernde erniedrigende Leibesvisitationen, Beschimpfungen, Drohungen und Schikanen seitens der Beamten und scharfe Schüsse, die ohne Warnung abgegeben wurden, sobald sich ein Insasse den Fenstern näherte, gehörten zum überspitzten Regime des Zuchthauses von Nikolaev, das die unter die gemeinen Verbrecher

verstreuten Politischen auch durch einen Hungerstreik kaum zu mildern vermochten. Noch grauenhafter waren sodann die im dritten Aufsatz geschilderten „Sechs Jahre in den Mauern des Pskover Zentralgefängnisses" (Nr. 5), in das der Verfasser Ende 1909 übergeführt wurde: maßlose Repressalien — Karcer bis zu mehreren Wochen, Leibesstrafen bis zu 100 Hieben — waren hier an der Tagesordnung und wurden mit Hungerstreiks bis zu völliger Erschöpfung und mit Selbstmordversuchen beantwortet. Der einzige Lichtstrahl inmitten all dieser Leiden und der sonstigen üblichen Plagen — Schmutz, Ungeziefer, gemeine Verbrecher — waren die Sendungen, die von einer Unterstützungsorganisation im Namen eines fingierten Bruders des Verfassers aus Amerika eintrafen. Eine ganz neue Note brachte übrigens in den düsteren Alltag der Krieg, indem er die Sträflinge in bezug auf den erwünschten Ausgang in verschiedene Lager spaltete.

L. L.

VIII. b) Rußland seit 1917.

1918. Eine Denkschrift A. D. Protopopovs.

MSl 1933, Januar, 86—111.

P. Ryss teilt den Text einer Denkschrift mit, die der letzte Innenminister der Carenregierung, A. D. Protopopov, Mitte 1918 verfaßt hat. Protopopov befand sich seit dem Ausbruch der Revolution im März 1917 in Haft, es wurde ihm jedoch gestattet, eine Zeitlang sich unter Aufsicht in einem Privatsanatorium aufzuhalten. Während dieser Zeit durfte er unter Bewachung eines Soldaten ausgehen und Ryss wiederholt besuchen. In der zweiten Hälfte 1918 wurde er nach Moskau gebracht und dort später zusammen mit noch einigen anderen ehemaligen Ministern erschossen. Vor seiner Abreise schrieb er die vorliegende Denkschrift, die er Ryss zustellen ließ, und die jetzt von Ryss veröffentlicht wird. Er setzt in ihr auseinander, daß er das Herannahen der Revolution vorausgesehen habe und schreibt eine große Schuld an der Vorbereitung der Revolution der Tätigkeit der Verbände der Zemstvos, der Städteverwaltungen und des „Kriegsindustriekomitees" zu. Er teilt den Text eines von ihm ausgearbeiteten Entwurfs mit, der die Kontrollrechte der Duma auf die Tätigkeit der Minister ausdehnen sollte und der vom Caren bereits grundsätzlich gebilligt worden war, und gibt verschiedene Gespräche mit dem Caren und der Carin wieder. U. a. erzählt er, daß der Car vor seiner Reise ins Hauptquartier, die seine letzte sein sollte, auf den Vorschlag von ihm hin, um den Ausbruch der Revolution zu verhindern, General Gurko befohlen hatte, einige besonders sichere Kavallerieregimenter nach Petersburg zu senden, daß Gurko aber statt dessen nach der Hauptstadt Matrosen geschickt hätte, die besonders revolutionär gestimmt waren. Is. L.

IX. Ukraine.

Zur Historiographie der Leibeigenschaft in der Ukraine.

Ukrajina 1932, Nr. 1/2, 111—166.

Durch eine eingehende Untersuchung der Biographie und wissenschaftlichen Tätigkeit des Akademiemitgliedes Vasylenko (bis vor kurzem Vorsitzender der Sozial-Ökonomischen Abteilung der Allukrainischen Akademie der Wissenschaften) aus der Zeit vor der Sovetherrschaft ist *S. Ivanyćkyj* bemüht, den Beweis zu erbringen, daß sowohl Vasylenko als auch der verstorbene A. Lazarevśkyj, sowie V. Mjakotin

und andere Erforscher der Geschichte des Bauerntums in der Ukraine „im Dienst der Bourgeoisie gestanden“ und in ihren Werken die Geschichte tendenziös gefälscht hätten, indem sie sich die Klasseninteressen der liberalen Bourgeoisie zu eigen gemacht hätten. Auch sei Vasylenko noch während seiner Tätigkeit als Vorsitzender der Sozial-Ökonomischen Abteilung der Akademie ein typischer Vertreter der national-bourgeoisen Ideologie geblieben, der nach wie vor die Geschichte im Interesse der „gutsherrlich-kapitalistischen Restauration“ gedeutet hätte. D. D.

Die national-bourgeoise Legende über die Dekabristen.

Ukraine 1932, Nr. 2/3, 73—92.

Durch Untersuchung der Arbeiten von M. Hruševskyj, S. Efremov und O. Hermejze über die Ereignisse in der Ukraine von 1825 im Zusammenhang mit dem Dekabristenaufstand ist *P. Kyjanycja* bemüht zu zeigen, daß diese Arbeiten nichts anderes seien als „ein Klassen-Widerstand gegen die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft“ und daß das Bestreben dieser Gelehrten, die Dekabristenerhebung mit der ukrainischen national-politischen Bewegung in Zusammenhang zu bringen ein maskierter „Kampf gegen die proletarische Ideologie und den Sovet-Aufbau“ sei. Im Gegensatz zu diesen drei Gelehrten leugnet der Verfasser ganz kategorisch den genetischen Zusammenhang zwischen dem Dekabristenaufstand und der ukrainischen Bewegung, sowie den Einfluß der polnischen politischen Stimmungen auf die Ideologie der ukrainischen Dekabristen. Die Drucklegung der Arbeiten der erwähnten Gelehrten in den Veröffentlichungen der Akademie bezeichnet Kyjanycja als „Hervortreten des Klassenfeindes an der Front der Geschichtswissenschaft“. D. D.

X. Weißrußland.

XI. Sibirien.

1881. Erinnerungen an den Eindruck des Märzattentats in Sibirien.

KS 1931, Nr. 3 (76), 130—138 und 139—144.

S. P. Švecov berichtet unter dem Titel „Der 1. März des Jahres 1881 in Surgut“ (S. 130 ff.), wie oberflächlich und flüchtig die Bevölkerung des gottverlassenen Nestes (im Gouvernement Tobol'sk) im Gegensatz zum Verfasser und den anderen politischen Verbannten auf die Nachricht von der Ermordung Alexanders II. reagierte. Das zweite Stimmungsbild aus den „Tagen tiefer Erlebnisse“ (S. 139 ff.) ist mehr autobiographischer Natur: *P. A. Argunov*, damals ein 18jähriger Gymnasiast in Irkutsk, erzählt von der entscheidenden Bedeutung, die das Attentat für seine revolutionäre Entwicklung hatte, die durch das verhaßte „klassische Programm“ und das Spitzelsystem während des achtjährigen Aufenthalts im „Internat“ zur Genüge vorbereitet war.
L. L.

XII. Kaukasus.

XIII. Der russische Orient bis 1917 und seit 1917.

XIV. Polen und Litauen bis 1572.

Die litauisch-tatarischen Beziehungen zur Zeit des Großfürsten Witold von Litauen.

AW 1930, H. 3/4, 529—602.

M. Żdan untersucht die in der neueren Witold-Literatur nur beiläufig behandelte und nicht immer zutreffend beurteilte Tataren-Politik des litauischen Großfürsten. Sie zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Von Eroberungsabsichten geleitet versucht Witold bis 1419 zuerst mit militärischen, dann mit diplomatischen Mitteln das Tatarenreich zu zerstören, um zum Schwarzen Meer vorzudringen. 2. Der Zerfall der Goldenen Horde führt 1419—1430 zu friedlicher Verständigung mit den einzelnen Chanaten, insbesondere mit dem Krim-Chanat und zur Kolonisierung der Steppe zum Zweck eines wirksamen Grenzschutzes. Die positiven Ergebnisse dieser klugen, aber durch den Zerfall der Horde entscheidend begünstigten Politik, ist die Gewinnung eines weiten Kolonisationsgebietes, Erleichterung der Handelsbeziehungen nach dem Fernen Osten und Vermittelung von kulturellen Einflüssen. Es geht jedoch nicht an, wie die Niederlagen der Litauer von 1399 und 1416 beweisen, Witold als den Retter aus der Tatarennot zu bezeichnen; auch die Eroberung litauischer Gebiete durch die Krimtataren am Ende des 15. Jahrhunderts zeigt, wie wenig dauerhaft Witolds Erfolge gegen die Tataren gewesen sind. I. F.

XV. Polen bis 1795.

XVI. Polen von 1795—1914.

Die Anfänge der Arbeiterbewegung in Galizien.

Niepodległość 1933, H. 1 (15), 14—28.

Bei der geringen Industrialisierung Galiziens bis zum Jahre 1867 liegen die Anfänge einer eigentlichen Arbeiterbewegung in diesem Lande, wie *E. Haecker* nachweist, erst nach dieser Zeit, obwohl vorher, seit 1850, schon eine Hilfsorganisation der Lemberger Drucker und ein klerikaler Arbeiterverband bestanden haben. Entscheidend aber ist erst die Schaffung der sogenannten „Gwiazda" in Lemberg durch den freisinnigen Adligen Mieczysław Weryha Darowski. Der Verband, der sich auch „Verein der Arbeiterjugend für Wissenschaft und Unterhaltung" nannte, erhielt seit 1869 durch seine Zeitschrift „Rękodzielnik" ein sehr wirksames Organ, das politisch zunächst unter dem Einfluß von Smolka und Romanowicz stand, ideologisch aber bald mehr nach der Seite Kornel Ujejskis tendierte und später mit radikal-demokratischen und republikanischen Ideen gegen den Konservatismus des „Dziennik Lwowski" polemisierte. In der Wirtschaftsideologie stand es den Ideen von Schultze-Delitzsch am nächsten, sympathisierte aber daneben mit den Sozialisten in Wien und Prag. Eine spezifisch sozialistische Bewegung entstand erst durch Bolesław Limanowski, der 1870 nach Lemberg übersiedelte. W. L.

Bronisław Szwarce (1834—1904).

Niepodległość 1933, H. 2 (16), 161—184.

Über Bronisław Szwarce, einen der Hauptorganisatoren der Warschauer Unruhen von 1861/62, berichtet *M. Złotorzycka* in einer eingehenden Studie. Szwarce ist in der Bretagne als Sohn eines polnischen Emigranten geboren, kam 1859 illegal nach Rußland, nahm Verbindungen mit Warschauer revolutionären Kreisen auf und wurde 1862 Leiter des Sekretariats des Warschauer Zentralkomitees. Als solcher knüpfte er enge Beziehungen zu der Gruppe „Zemlja i Volja" an.

Im selben Jahre wurde er verhaftet, kam nach dem Prozeß 1863 nach Schlüsselburg, 1874 nach Alma Ata, und nach einem Fluchtversuch zur Ansiedlung in das Gebiet der Burjäto-Mongolen. 1891 wurde er entlassen und aus Rußland ausgewiesen. Als alter radikaldemokratischer polnischer Revolutionär war er den Rest seines Lebens in Lemberg als Publizist und Journalist tätig. W. L.

Zur Geschichte des Pariser Sozialistenkongresses 1894.

Niepodległość 1933, H. 2 (16), 269—271.

Abdruck eines Berichts des Chefs der Agentur des russischen Polizeidepartements in Paris Račkovskij vom 13./1. Januar 1894 über den Pariser Kongreß der polnischen Sozialisten. W. L.

XVII. Polen seit 1914.

1914. Aus den ersten Kriegstagen.

Niepodległość 1933, H. 2 (16), 241—259.

Erinnerungen *W. Studnickis* an die ersten Aktionen Piłsudskis und des Naczełny Komitet Narodowy in Krakau nach Ausbruch des Weltkrieges. W. L.

XVIII. Litauen im 19. Jahrhundert und seit 1914.

XIX. Lettland.

XX. Estland.

Erhielten die heidnischen Esten von Osten christliche Einflüsse?

Usuteadusline Ajakiri 1931/32, Nr. 3/4, 101—116.

Meist hat man, meint *O. Sild*, Professor der Theologie in Dorpat, christliche Einflüsse vor Bischof Meinhards Ankunft in Livland verneint, um so mehr da auch von der Tätigkeit und den Erfolgen des „estnischen Bischofs" Fulco nichts bekannt ist. Wenn auch das ganze Volk nicht christlich gewesen sei, so bedeutet das noch nicht das völlige Fehlen von Kapellen, Kirchen u. a., zumal auch vor Fulco schon ein Mönch Nikolaus gewirkt und in Domesnäs in Kurland im 11. Jahrhundert wahrscheinlich eine Kirche bestanden hat.

Dagegen sind christliche Einflüsse von Osten her seit der Christianisierung Rußlands (988) sehr gut möglich. Bis ums Jahr 1000 müssen die Esten zum Warägerstaat in direkten Beziehungen, vielleicht sogar in einem Abhängigkeitsverhältnis gestanden haben, was auch aus Olaf Trygvesons Saga hervorgeht, während die Liven und Letten ja schon früher Polock tributpflichtig und daher stärker beeinflußt waren. Von estnischen Gebieten sind besonders Ugaunien und Sakala von Pskov und Novgorod unterworfen worden (1030 Gründung Jurevs durch Jaroslav; hier ist zumindest eine christliche Begräbnisstätte anzunehmen, da die Russen es erst 1061 verloren). Aus dieser Zeit stammt wohl die Orthodoxie der Vorfahren der Setukesen im Petschurgebiet. Bekannt sind aus den russischen Chroniken und den deutschen Quellen die weiteren Kriegszüge der russischen Anwohnerstaaten (Novgorod, Polock, Smolensk, Pskov) in das estnische Gebiet, von 1210 (?) etwa stammt die Nachricht von russischen Tauf-

versuchen. In den Kämpfen gegen die Deutschen standen die Russen oft den Esten bei. Überwiegen auch die kriegerischen Beziehungen, so schließen sie die wirtschaftlichen nicht aus (vgl. das Lehnwort „turg" = Markt von russ. torg).

Da die Taufe Rußlands staatlich vor sich ging, die Esten aber damals nicht mehr zu Rußland gehörten, so müssen eine Reihe kirchlicher Fachausdrücke in der Zeit vor der deutschen Mission entlehnt worden sein. Hierher gehören u. a.: papp = Priester; rist = Kreuz; ristima = taufen; raamat = Buch, Hl. Schrift; nädal = Woche. Es sind also auch vor der Ankunft der westlichen Christen russische Missionsversuche als sicher anzunehmen, da nachher keine Notwendigkeit zur Entlehnung obiger Wörter mehr bestand. — Zum Schluß seiner Ausführungen geht O. Sild noch kurz auf die Schilderung des Glaubens der einzelnen estnischen Stämme, vor und zur Zeit ihrer Christianisierung, in Heinrich von Lettlands Chronik ein. R. S.-E.

XXI. Deutscher Osten.

XXII. Finnland.

1808. Erhebungsversuche der Bauern in Südwestfinnland.

HTF 1933, H. 1, 1—21.

L. G. v. Bonsdorff gibt aus den Verhörsprotokollen in Uppsala, die ihm bereits früher als Quelle gedient haben (ZoG VII, H. 1, S. 142), Aufklärung über die Vorgänge in der Landbevölkerung der Gegend um Åbo während der russischen Besetzung. Die amtlichen finnischen Akten versagen für diesen Stoff. Es ergibt sich nicht nur, daß die meisten Bauern sich der Eidesleistung entzogen, die seit Ende Mai vorgenommen wurde und zu der Standespersonen, Beamte und Prediger erschienen; sie folgten auch nicht dem Befehl, ihre Waffen abzuliefern, schenkten den schwedischen Sendlingen Gehör, die zum Aufstand schürten, und rotteten sich mehrfach zusammen. Das geplante Zusammenwirken mit schwedischen Landungen mißlang. Man kann nur von Ansätzen zu einer Volkserhebung sprechen, denen auch nur vereinzelte Kosaken zum Opfer fielen. Die Russen antworteten auf die schwedischen Angriffe mit Verheerungen in den Küsten- und Schärenkirchspielen. E. A.

XXIII. Südosteuropa und die Balkanstaaten.

1908—1909. Die Türkische Revolution in den Jahren 1908 und 1909.

KA 1930 (1931), H. 6 (43), 3—54; H. 1 (44), 3—39, und H. 2 (45), 27—52.

A. Popov veröffentlicht mit einer kurzen orientierenden Einführung über die inner- und außenpolitische Lage der Türkei Aktenstücke aus der im Archiv Vnešnej Politiki befindlichen Sammlung „Die Türkische Konstitution", die er gemeinsam mit *B. Ja. Galina* für den Druck vorbereitet hat. Es handelt sich in der Hauptsache um Berichte russischer Agenten aus der Türkei, vornehmlich aus Mazedonien, ferner um Briefe und Telegramme der bei den europäischen Großmächten und den Balkanstaaten akkreditierten Botschafter und Geschäftsträger Zinovev, Urusov, Nelidov, Benckendorff, Osten-Sacken u. a. sowie um einige entsprechende Rückäußerungen der Zentrale in Person des

Außenministers Izvol'skij aus der Zeit vom 12./25. Juni 1908 bis zum 25. April/8. Mai 1909. Die in Auswahl vorgelegten Dokumente erhellen vor allem die Hauptentwicklungsphasen der türkischen Revolution, die Stellung der Großmächte zu den türkischen Ereignissen und ihre Rückwirkung auf die internationalen Beziehungen der am Balkan interessierten Mächte, vor allem jedoch die Haltung Rußlands gegenüber der Türkei im Hinblick auf Bosporusaspirationen und Slavenpolitik. I. G.

V. Bibliographie.[1]

Bearbeitet von Irene Grüning.

1. a) Allgemeines, besonders Methodologie; b) Hilfswissenschaften.

Appel, H. Unter Doppeladler und Sowjetstern. Streiflichter aus Krieg und Gefangenschaft. Jägerndorf, Tschechoslovakei 1932. 194 S.

Bibliografičeskij ukazatel' izdanij, opublikovannych Akademiej nauk SSSR v 1931 godu. (Bibliographisches Verzeichnis der Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR im Jahre 1931.) Leningrad 1932. XVI + 131 S.

Bobrowskaja, C. Der erste Präsident der Republik der Arbeit. Ein kurzer biographischer Abriß des Lebens und der Tätigkeit J. M. Swerdlows. Herausgegeben von der Gesellschaft alter Bolschewiki. Moskau-Leningrad 1933. 32 S. (Aus der Werkstatt der Revolution. Bd. 9.)

Botkine, G. Grandeur et misère des Romanoff. Paris 1933. 305 S.

Brudastov, M. Iz istorii Rostova. (Aus der Geschichte Rostovs.) Rostov (Ivanovo-Ind.-Geb.) 1932. 20 S., m. Ill. (Rost. rajon. bjuro kraeved.)

Cassou, J. Grandeur et infamie de Tolstoï. Paris 1932. 275 S.

Catalogues des „Bibliothèque et Musée de la Guerre". Catalogue méthodique du fonds russe de la Bibliothèque. Rédigé par Alexandra Dumesnil, avec la collaboration de Wilfride Lerat. Paris 1932. XIV + 734 S.

Danilov, D. Sovetskaja Čuvašija. Nacional'no-kul'turnoe stroitel'stvo. (Sovet-Čuvašien. Geschichte, Sprache, Literatur, Kunst.) Moskau 1933. 268 S. m. Ill. (Kom. Akad.)

Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871. Diplomatische Aktenstücke, herausgegeben von der Historischen Reichskommission unter Leitung von Erich Brandenburger, Otto Hoetzsch, Hermann Oncken. Erste Abteilung: Vom Beginn der Neuen Ära bis zur Berufung Bismarcks. Bd. I der Gesamtreihe: November 1858 bis Dezember 1859, bearbeitet von Dr. Christian Friese. Bd. IV der Gesamtreihe: Oktober 1863 bis April 1864, bearbeitet von Dr. Rudolf Ibbeken. Oldenburg i. O. 858 S. und 776 S.

*Dokumente zur Weltpolitik der Nachkriegszeit.

---

[1] Zur Erreichung möglichster Vollständigkeit bitten wir die Herren Verfasser, ihre auf die Geschichte Osteuropas bezüglichen Schriften, seien sie nun selbständig oder in Zeitschriften erschienen, an die Redaktion zur Verzeichnung und Besprechung in den Abteilungen: Kritiken — Zeitschriften — Bibliographie — Wissenschaftliche Chronik gelangen zu lassen.

Eine Quellensammlung für den akademischen Unterricht und die politische Praxis. In Gemeinschaft mit W. Bertram herausgegeben von Otto Hoetzsch. Heft 2: Abrüstung und Sicherheit. Heft 7: Südosteuropa und Naher Orient. Leipzig und Berlin. H. 2: 1932. VII + 142 S.; H. 7: 1933. VIII + 203 S.

Džervis, M. V. Russkaja tabačnaja fabrika v XVIII i XIX vekach. (Die russische Tabakfabrik im 18. und 19. Jahrhundert.) Leningrad 1933. 23 S. (Akad. nauk SSSR.)

Fabrika knigi Krasnyj proletarij. Istorija Tipografii byvš. „T-va I. N. Kušnerev i Ko.". Istoričeskij očerk M. Fišeleva. Vospominanija N. Sadovnikova, S. Rochlina, A. Mondruska ... (Die Buchfabrik „Krasnyj Proletarij". Die Geschichte der ehemaligen Druckerei von „I. N. Kušnerev u. Co.") Moskau 1932. VIII + 341 + 1 S. m. Ill.

Foto-stranicy iz istorii VLKSM. Pod red. Vl. Vagina-Archangeľskogo, Krejnoviča N. A. i Naumova Ju. N. Sostavila i oformila brigada Loiz'a. Tekst: V. Gross i M. Pljuchina. Chud. oformlenie I. Kaplan, M. Taranov, A. Chašnak. (Photo-Blätter zur Geschichte des Kommunistischen Lenin-Jugendbundes der Gesamtunion.) (Leningrad) 1932. 194 + 2 S. m. Ill., 1 Bl. Bildn. (Vses. muz. len. koms.)

Goŕkij, M. V. I. Lenin. (Moskau) 1933. 48 S. (Russ.)

Grundlage über die Archivverwaltung der ASRR der WD. Položenie ob archivnom upravlenii A. S. S. R. N. P. Engels 1933. 55 S. (Text zweisprachig.)

Gurian, W. Le Bolchevisme. Introduction historique et doctrine; trad. par Jean Coster. Paris 1933. XIV + 389 S.

Hartge, O. Baltische Kriegshelden. Lebensbilder aus 3 Jahrhunderten europäischer Geschichte. Reval 1932. 76 S.

Hird, J. W. Under czar and soviet: my thirty years in Russia. Foreword by Alexander Kerensky. London 1932. 287 S.

*Hoetzsch, O. Die weltpolitische Kräfteverteilung seit den Pariser Friedensschlüssen. Sechste umgearbeitete und fortgeführte Auflage. Leipzig und Berlin 1933. 48 S.

Istorija zavodov. Sbornik. (Die Geschichte der Fabriken. Sammelband 4—5.) Moskau 1933. 256 S. m. Ill.

Jacoby, J. Lénine. Paris 1933. 128 S.

Jakowlewa, W. Der Professor des bewaffneten Aufstandes. Aus dem Leben P. K. Sternbergs. Herausgegeben von der Gesellschaft alter Bolschewiki. Moskau-Leningrad 1933. 23 S. (Aus der Werkstatt der Revolution. Bd. 7.)

Kapitańczyk, K. Udział Polski w dziele misyjnem. Szkic historyczny. (Polens Anteil am Missionswerk. Eine historische Skizze.) Posen 1933. 170 S., 2 Kart.

Korwin, L. Szlachta polska, pochodzenia żydowskiego. 10 tablic kolorowych. (Polnische Szlachta jüdischer Herkunft.) Krakau 1933. 95 S., 10 farb. Taf.

Kościół Katolicki w Rosji, materjały do jedo historji i organizacji. Z. I. (Die Katholische Kirche in Rußland. Materialien zu ihrer Geschichte und Organisation. Lief. 1.) Posen 1932. 121 S.

„Krasnyj vympel". Kratkaja istorija. (Eine kurze Geschichte des Schiffes „Krasnyj Vympel".) Vladivostok 1933. 35 S.

„L'abominable vénalité de la presse." D'après les documents des archives russes (1897—1917). Paris 1932. 450 S.

Langer, W. L., and Armstrong, H. F. Foreign affairs bibliography; books on international relations, 1919—1932. New York 1933. 568 S.

Lebedev, D. A. Istorija KIM. Kratkij očerk. (Ein kurzer Abriß

der Geschichte der Kommunistischen Jugendinternationale.) (Moskau) 1932. 72 S.

Lejkina, V. R. Kratkij putevoditeľ po pervoj časti I otdela Gosudarstvennogo muzeja revoljucii v Leningrade. Ot pugačevščiny do zaroždenija rabočego dviženija. (Kurzer Führer durch die I. Abteilung des Staatlichen Museums der Revolution. Von der Pugačev-Zeit bis zur Arbeiterbewegung.) Moskau-Leningrad 1933. 38 S. m. Ill.

(Lenin, V. I.) Piśma Lenina Goŕkomu. (Briefe Lenins an Goŕkij.) Moskau 1933. 3 + 112 S. (Inst. Marksa-Éng.-Len. pri CK VKP(b).)

Lenin, V. I. Sočinenija. Izd. 2 ispr. i dop. Pod red. V. V. Adoratskogo, V. M. Molotova, M. A. Saveľeva. (Werke. 2. verb. u. verm. A. Bd. XXIX. Briefe 1911—1922.) Moskau 1932. 7 + 596 + 15 S., Faks., 3 Bl. Ill. (Inst. Marksa-Éngeľsa-Lenina pri CK VKP(b).)

Lenin, V. I. Sočinenija. Izd. 3, perepečatannoe bez izmenenij so 2 ispr. i dop. izd. Pod red. V. V. Adoratskogo, V. M. Molotova, M. A. Saveľeva. (Werke. 3. A. Bd. XXIX. Briefe: 1911—1922.) Moskau 1933. 7 + 596 + 15 S. m. Faks. (Inst. Marksa-Éng.-Len. pri CK VKP(b).)

Leninskij sbornik. Pod red. V. V. Adoratskogo, V. M. Molotova, M. A. Saveľeva, V. G. Sorina. (Lenin-Sammelband. XXI.) Moskau 1933. 313 + 10 S., 3 Bl. Faks. (Inst. Marksa-Éng.-Len. pri CK VKP(b).)

Loginov, A. Vasilij Grigoŕevič Šumkin. Moskau 1932. 96 S. (Boľševiki-podpoľščiki.)

Marti, Ju, Ju. Prošloe Kerči. S priloženiem maršrutov ékskursij. (Die Vergangenheit von Kerč.) (Simferopoľ 1932.) 29 S. m. Ill.

Martynow, A. Wie Lenin für das „Hinüberwachsen" der Revolution und gegen den Zentrismus kämpfte. Moskau 1933. 71 S.

Muzej revoljucii SSSR. (Das Revolutionsmuseum der UdSSR. 4. Sammelband mit Aufsätzen zum 15. Jahrestag der Oktoberrevolution und zum 10jährigen Bestehen des Museums.) Moskau 1932. 252 S. m. Ill., 5 Bl. farb. Ill.

Narvskij, I. K istorii boŕby boľševizma s ljuksemburgianstvom. (Zur Geschichte des Kampfes des Bolschewismus mit der Luxemburg-Strömung.) Moskau 1932. 149 + 2 S.

Nasedkin, V. N. 15 let skitanij po zemnomu šaru. 2 ispr. i dop. izd. (15 Jahre Wanderungen durch die Welt. 2. verb. u. verm. A.) Moskau 1933. 194 + 4 S.

Nekotorye voprosy archivnogo stroiteľstva. (Einige Fragen des Archivwesens.) Samara 1932. 24 S. (Sredne-Volžskij kraj. Arch. upr.)

Noetzel, K. Rasputin. Die Zerstörung einer Legende. Lübeck 1933. 54 S.

Novye materialy k biografii M. V. Frunze. K. 15-letiju Krasnoj armii. Podgotovil k pečati N. V. Gorbań. Pod red. G. A. Timčenko. (Neues Material zur Biographie M. V. Frunzes.) Alma-Ata 1933. 16 S. m. Faks., 1 Bl. Bildn.

Nowak, E. Rys dziejów duszpasterstwa wojskowego w Polsce 968—1831. Słow. wst. opatrzył ks. bp. Wł. Bandurski. (Die Geschichte der Militärseelsorge in Polen 968—1831.) XV + 1 + 240 + 2 S., 2 Bildn.

Paléologue, M. Alexandra Féodorowna, Impératrice de Russie. Paris 1932. 254 S., 1 Bildn.

Papee, S. Wielkopolska wczoraj i dziś z 20 ilustr. (Großpolen gestern und heute.) Lemberg 1933. 234 S. m. Ill.

Poľner, T. I. Žiznennyj puť knjazja Georgija Evgenieviča Ľvova.

(Der Lebensweg des Fürsten Georgij Evgenievič Ľvov.) Paris 1932. 312 S.

Popov, N. N. Očerk istorii Vsesojuznoj kommunističeskoj partii (boľševikov). Izd. XV ispr. i dop. Vyp. I. (Ein Abriß der Geschichte der Kommunistischen Partei der Gesamtunion. XV. verb. u. verm. A. 1. Lief.) Moskau-(Sverdlovsk) 1932. 302 + 2 S.

Popov, N. N. Očerk istorii Vsesojuznoj kommunističeskoj partii (boľševikov). Izd. XV, ispr. i dop. (Ein Abriß der Geschichte der Kommunistischen Partei der Gesamtunion. 15. verb. u. verm. A. Lief. 2.) Moskau 1933. 320 S.

Popov, N. N. Zarys historji wszechzwiązkowej partii komunistycznej (bolszewików). Przekład z rosyjskiego. Wydania XV. poprawionego i uzupełnionego. Zeszyt 1. (Ein Abriß der Geschichte der Kommunistischen Partei der Gesamtunion. Aus dem Russischen übertragen nach der 15. verb. u. verm. A. Lief. 1.) Moskau 1933. 301 + 2 S.

Proletarskij, M. Ja. Zavod „Krasnyj bogatyŕ". (1887—1932). Pod red. E. A. Abolichina. (Die Fabrik „Krasnyj Bogatyŕ". 1887—1932.) Moskau-Leningrad 1933. 77 + 2 S.

Radziwill, Princesse Catherine. Nicolas II, le dernier tsar. Paris 1933. 288 S., 8 Abb.

Sobieski, W. Der Kampf um die Ostsee von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Bydgoszcz 1933. VI + 268 S. (Schriften des Baltischen Instituts. XIII.)

Šotman, A. V. Zapiski starogo boľševika. (Aufzeichnungen eines alten Bolschewisten.) Moskau 1932. 163 S. m. Bildn.

Świątek, O. F. Życiorysy świątobliwych polaków i polek ostatnich wieków. Świętość Kościoła w Polsce w okresie rozbiorowym i porozbiorowym II. (Lebensbilder heiliger Polen und Polinnen der letzten Jahrhunderte.) Miejsce Piastowe 1932. 193 S.

Timonen, J. Lenin. Helsingfors 1933. 460 S., 44 Bilder.

*Vasmer, M. Der Burgundername bei den Westslaven. Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse. 1933. IV. Berlin 1933. 12 S. Mit einer Tafel.

Wiśniewski, K. Lenin — Twórca Sowjetów. (Lenin der Schöpfer der Sovets.) Warschau 1933. 64 S.

Wróblewska, Ew. Józefa Rodziewiczówna (Wanda), Bojownica o wolność. (J. Rodziewiczówna, eine Kämpferin für die Freiheit.) Krakau 1933. 16 S. (Życiorysy zasłużonych kobiet, Nr. 10.)

Zagurskij, B. I. Kratkij očerk istorii Leningradskoj konservatorii. Vstup. staťja A. I. Maširova. (Ein kurzer Abriß der Geschichte des Konservatoriums zu Leningrad. Zu seinem 70jährigen Bestehen.) Leningrad 1933. 40 S., m. Faks., 1 Bl. Bildn.

Zahorska, S. Dzieje malarstwa polskiego. I. (Geschichte der polnischen Malerei. I.) Warschau 1932. 78 S., XXVIII Taf.

Zapiski ob učenych trudach dejstviteľnych členov Akademii nauk SSSR po Otdeleniju obščestvennych nauk, izbrannych v 1931 i 1932 godach. (Bericht über die wissenschaftlichen Arbeiten der in den Jahren 1931 und 1932 gewählten ordentlichen Mitglieder der Abteilung für Gesellschaftswissenschaften der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.) Leningrad 1932. 47 S. (Akad. nauk SSSR.)

2. Vorgeschichte Rußlands.

3. Der Kiever Staat.

Fedotov, G. P. Svjatye drevnej Rusi (X—XVII st.). (Die Heiligen des alten Rußlands vom 10.—17. Jahrhundert.) Paris 1931. 261 S.

4. Die Moskauer Periode.

Bazilevič, K. V. Krupnoe torgovoe predprijatie v Moskovskom gosudarstve v pervoj polovine XVII veka. (Ein großes Handelsunternehmen im Moskauer Reich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.) Leningrad 1933. 29 S. (Akad. nauk SSSR.)

Fleischhacker, H. Rußland zwischen zwei Dynastien (1598—1613). Eine Untersuchung über die Krise in der Obersten Gewalt. Baden, Wien, Brünn, Leipzig 1933. 207 S. (Studien zur osteuropäischen Geschichte herausgegeben von Professor Dr. Hans Uebersberger. Wien. N. F. I.)

5. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

6. Katharina II.

7. Rußland im 19. Jahrhundert bis 1905.

Anisimov, S. S. Drama na étape. Iz zapisok političeskogo zaščitnika. Izd. 3. (Ein Drama in der Etappe. Aufzeichnungen eines politischen Verteidigers. 3. A.) Moskau 1933. 60 S.

(Annenkova, P. E.) Vospominanija Poliny Annenkovoj. S prilož. vospominanij ee dočeri O. I. Ivanovoj i materialov iz archiva Annenkovych. S pred. i prim. S. Gessena i An. Predtečenskogo. 2. izd. (Erinnerungen. 2. A.) Moskau 1932. 356 + 4 S., 8 Bl. Ill. u. Bildn.

Apuškin, N. S. Kak rabotal Nekrasov. (Wie Nekrasov arbeitete.) Moskau 1933. 95 S. m. Faks. („Kak rabotali klassiki." Vyp. II.)

Bestužev, N. A. Stat'i i pis'ma. Red., vstup. stat'ja i prim. I. M. Trockogo. (Aufsätze und Briefe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von I. M. Trockij.) Moskau-Leningrad 1933. 326 + 2 S., 2 Bl. Bildn.

Capasso, C. L'unione europea e Grande Alleanza del 1814—15. Florenz 1932. 226 S.

Caulaincourt, (Général de). Mémoires. Bd. I. L'Ambassade de Saint-Pétersbourg et la campagne de Russie. Paris 1933. 384 S.

Černjak, Ja. Z. Ogarev, Nekrasov, Gercen, Černyševskij v spore ob ogarevskom nasledstve. (Delo Ogareva-Panaevoj.) Po archivnym materialam. (Ogarev, Nekrasov, Herzen, Černyševskij im Streit um Ogarevs Nachlaß. Nach archivalischem Material.) Moskau-Leningrad 1933. 559 + 1 S., 18 Bl. Ill., Portr. u. Faks.

Dejateli revoljucionnogo dviženija v Rossii. Bio-bibliografičeskij Slovar'. Ot predšestvennikov dekabristov do padenija carizma. Pod obšč. red. B. P. Koźmina, F. Ja. Kona, B. I. Nevskogo ... (Bio-bibliographisches Wörterbuch der revolutionären Bewegung in Rußland von den Dekabristen bis zum Sturz des Carismus. Bd. V. Die Sozialdemokraten. 1880—1904. Lief. II. V-Gm.) Moskau (1933). Sp. 583—1310, S. XXVII—XXXIV, m. Bildn.

Gaj, G. D. Russko-japonskaja vojna. 1904—1905 g. g. (Konspekt). (Der Russisch-Japanische Krieg 1904—1905.) Moskau 1933. 2 + 137 S., 7 Bl. Skizz. (Voen.-vozd. akad. RKKA im. prof. N. E. Žukovskogo. Kaf. voen. ist.) (Als Man. lithogr.)

Gercen, A. I. Byloe i Dumy. V 3 tomach. Pod red. L. B. Kame-

neva. Izd. 2. (Gewesenes und Gedachtes. Herausgegeben von B. L. Kamenev. In 3 Bdn. 2. A.) Moskau-Leningrad (1932). Bd. I: CVII + 564 S., m. Bildn., 4 Bl. Ill. u. Bildn.; Bd. II: 632 S. m. Ill., 5 Bl. Ill., Bildn. u. Faks.; Bd. III: 628 S. m. Bildn. („Academia.")

Jacevič, A. G. Puškinskij Peterburg. Izd. 2. Vstup. staťja P. N. Stolpjanskogo. Originaľnye ris. i obl. I. I. Vaulina. (Das Petersburg Puškins. 2. A. Mit einer Einleitung von P. N. Stolpjanskij.) Leningrad 1933. 160 S. m. Ill., 11 Bl. ill. (Trudy obšč. „Staryj Peterburg-Novyj Leningrad." Vyp. 2.)

Jakubovič, P. F. V mire otveržennych. Zapiski byvšego katoržnika. Pod red. i s prim. D. P. Jakuboviča. 7 izd. (In der Welt der Verdammten. Die Aufzeichnungen eines ehemaligen Zuchthäuslers. 7. Aufl.) Moskau 1933. Bd. I: 392 S., m. Ill., 1 Bl. Bildn.; Bd. II: 370 + 2 S., m. Ill., 1 Bl. Bildn.

Jaroslavskij, E. Karl Marks i revoljucionnoe narodničestvo. (Karl Marx und die revolutionäre Narodniki-Bewegung.) Moskau 1933. 96 S. m. Bildn.

Kanatčikov, S. I. Iz istorii moego bytija. (Aus der Geschichte meines Seins.) Moskau 1933. 118 + 2 S.

*Kobilinski-Ellis, L. Joukowski, W. A. Seine Persönlichkeit, sein Leben und sein Werk. Paderborn 1933. 315 S., 1 Bildn. (Das goldene Zeitalter der russischen Poesie.)

Komarov, A. A. O pervom s-ezde Partii. K 35-letiju so dnja s-ezda. (Über den ersten Parteikongreß. Zum 35. Jahrestag.) (Voronež) 1933. 48 S.

Koźmin, B. P. Ot „devjatnadcatogo fevralja" k „pervomu marta". Očerki po istorii narodničestva. (Vom „neunzehnten Februar" zum „ersten März". Skizzen zur Geschichte der Narodniki-Bewegung.) Moskau 1933. 289 + 1 S.

Kropotkin, P. A. Perepiska. Predisl. I. Smilgi. Red., prim. i vstup. staťja N. K. Lebedeva. T. I. (Briefwechsel. Bd. I. 1857—1862.) (Moskau-Leningrad) 1932. 275 + 3 S., 2 Bl. Bildn. („Academia.")

Materialy dlja biografii M. Bakunina. Po delam gos. archivov Moskvy, Pragi, Drezdena, Veny. Red. i prim. Vjačeslava Polonskogo. (Materialien zur Biographie M. Bakunins. Aus den Staatsarchiven in Moskau, Prag, Dresden, Wien. Mit Anmerkungen herausgegeben von V. Polonskij. Bd. II.) Moskau-Leningrad 1933. VII + 723 S., m. Faks.

Morozov, N. A. Povesti moej žizni. Red., vstup. staťja i prim. I. A. Teodoroviča. T. I. (Novellen meines Lebens. Mit einem Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von I. A. Teodorovič. Bd. I.) (Moskau 1933.) 341 + 3 + 248 + 3 S., 1 Bl. Bildn. (Rev. dviž. v vospom., zap. i dnevnik. ego učastn.)

Na zare rabočego dviženija v Moskve. Vospominanija učastnikov Moskovskogo rabočego sojuza (1893—95 gg.) i dokumenty. Sobral i prigotovil k pečati S. I. Mickevič. (In der Morgendämmerung der Arbeiterbewegung in Moskau. Erinnerungen von Teilnehmern und Dokumente.) (Moskau 1933.) 263 S. (Vses. obšč. polit. kat. i ss.-pos. Ist.-rev. bibl. Vosp., issl., dok. i dr. mat. iz ist. rev. pr. Ross. 1932. Nr. 11 (LXXXVIII).)

Paléologue, M. Le Roman tragique de l'Empereur Alexandre II. Paris 1933. 256 S.

Piksanov, N. K. O klassikach. Sbornik statej. Puškin, Gogoľ, Turgenev, Saltykov, Černyševskij, Korolenko, Čechov, Maksim Goŕkij. (Über die Klassiker. Aufsätze.) (Moskau 1933.) 411 + 5 S.

Teterin, N. I. Rabočee dviženie v Rossii do 1905 g. (Die Arbeiter-

bewegung in Rußland bis zum Jahre 1905.) Moskau 1932. 76 S. (Deš. ist.-rev. bibl. Mass. ser. Nr. 32—33.)

Tkačev, P. N. Izbrannye sočinenija na sociaľno-političeskie temy v četyrech tomach. Red., vstup. staťja i prim. B. P. Koźmina. (Ausgewählte Schriften über sozial-politische Fragen in vier Bänden. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von B. P. Koźmin. IV. Bd.: 1876—1880.) Moskau 1933. 462 + 1 S.

*Vernadsky, G. La Charte constitutionnelle de l'Empire Russe de l'an 1820. Trad. du russe par S. Oldenbourg. Paris 1933. VIII + 283 S.

Zelikson-Bobrovskaja, C. Za pervye 20 let. Zapiski rjadovogo podpoľščika. (Die ersten 20 Jahre. Die Aufzeichnungen eines gewöhnlichen Illegalen. 3. verm. u. veränd. A.) Moskau 1932. 327 S.

Zveńja. Sborniki materialov i dokumentov po istorii literatury, iskusstva i obščestvennoj mysli XIX veka. Pod red. Vlad. Bonč-Brueviča i A. V. Lunačarskogo. (Glieder. Materialien und Dokumente zur Geschichte der Literatur, Kunst und öffentlichen Meinung im 19. Jahrhundert. II. Sammelband.) Moskau-Leningrad 1933. 697 + 9 S. m. Ill., 13 Bl. Bildn. u. Faks. („Academia.")

8. Rußland a) von 1905—17.

Bonč-Bruevič, V. D. Boľševistskie izdateľskie dela v 1905—1907 gg. Moi vospominanija. (Bolschewistische Verlagsangelegenheiten in den Jahren 1905—1907. Erinnerungen.) (Leningrad) 1933. 196 S.

Cvetkov-Prosveščenskij, A. K. Meždu revoljucijami. 1907—1916 gg. Zapiski starogo boľševika. (Zwischen den Revolutionen. Die Jahre 1907—1916. Aufzeichnungen eines alten Bolschewisten.) Moskau 1933. (Umschl.: 1932.) 277 + 3 S., 8 Bl. Ill. u. Bildn.

Evseev, N. F. Svencjanskij proryv. (Der Durchbruch bei Swiencjany 1915.) Moskau 1933. 74 + 2 S. m. Skizz. (Krasnoznam. voen. akad. RKKA im. M. V. Frunze.)

Golubkov, A. P. Na dva fronta. (Iz ėpochi reakcii.) (Nach zwei Fronten. Aus der Reaktionszeit.) Moskau 1933. 87 S.

(Jarovoj, P. F.) Russko-japonskaja vojna. Sbornik materialov. Sost. P. F. Jarovoj. Pod red. i s pred. V. P. Viktorova. (Der Russisch-Japanische Krieg. Materialiensammlung.) Leningrad 1933. 225 + 2 S. (Voen.-polit. akad. RKKA im. Tolmačeva, 1932/33 uč. g. KUP. I kurs.)

Kanattschikow, A. Der Aufstand auf dem Panzerkreuzer Potemkin. Herausgegeben von der Gesellschaft alter Bolschewiks. II. Auflage. Moskau 1933. 31 S. (Aus der Werkstatt der Revolut. Bd. 5.)

Kliško, V. M. I. Kalinin v Oloneckoj ssylke. (M. I. Kalinin in der Olonecer Verbannung.) Petrozavodsk 1932. 11 S. m. Ill.

Lvov, P. A. Skvoź stroj. S pred. A. Preobraženskogo. 3 izd. (Spießruten. Erinnerungen. 1905—1917. 3. Aufl.) Moskau 1933. 149 + 2 S.

Meždunarodnye otnošenija v ėpochu imperializma. Dokumenty iz archivov carskogo i vremennogo praviteľstv 1878—1917 gg. Serija III: 1914—1917 gg. Moskau-Leningrad 1933. Tom vtoroj: 14 marta-13 maja 1914 g. XX + 560 S. (Komissija pri CIK SSSR po izdaniju dokumentov ėpochi imperializma pod predsedateľstvom M. N. Pokrovskogo †.) (Dasselbe:) *Die Internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus. Dokumente aus den Archiven der Zarischen und der Provisorischen Regierung herausgegeben von der Kommission beim Zentralexekutivkomitee der Sowjetregierung unter

dem Vorsitz von M. N. Pokrowski †. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe namens der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas herausgegeben von Otto Hoetzsch. Reihe 1: Das Jahr 1914 bis zum Kriegsausbruch. 2. Band: 14. März bis 13. Mai 1914. Berlin 1933. XXII + 451 S.

Nikiforov, P. M. Muravi revoljucii. (Die Ameisen der Revolution. Erinnerungen aus den Jahren 1900—1917.) Moskau 1932. 479 + 3 S. m. Ill.

Podpoľnaja tipografija 1905—1906 gg. Putevoditeľ. Izd. 3 ispr. i dop. (Eine geheime Druckerei des Zentralkomitees der Bolschewisten aus den Jahren 1905—1906. Ein Führer. 3. verb. u. verm. A.) Moskau 1933. 14 S. m. Ill., 1 Bl. Faks. (Ist.-rev. byt. muz.)

Spannocchi, L. Graf. Das Ende des kaiserlich russischen Heeres. Leipzig 1932. 229 S.

Sušickij, V. A. V bojach s samoderžaviem. (In den Kämpfen mit der Selbstherrschaft. Die Saratover Eisenbahnwerkstätten in der Revolution von 1905.) Saratov 1933. 40 S. m. Ill.

(Tavrovskij, L.) Janvarskie dni 1905 g. v Moskve. Sostavil L. Tavrovskij. (Die Januartage des Jahres 1905 in Moskau.) (Moskau) 1933. 56 S. (Istpart MK VKP(b).)

Zvezda Nr. Nr. 1—96. 1910—1912 gg. Polnyj tekst. Pod obšč. red. M. A. Saveľeva. (Der vollständige Text der Zeitung „Zvezda" Nr. 1—96 aus den Jahren 1910—1912. Lief. 2: Nr. 14—25. 1911; Lief. 3: Nr. 26—36. 1911—1912.) Moskau 1932. 315 S. m. Faks. und 298 S. m. Faks. (Inst. Marksa-Éng.-Len. pri CK VKP(b).)

8. Rußland b) seit 1917.

Blinov, K. Armija proletarskoj diktatury. (Die Armee der proletarischen Diktatur. Ein Abriß der Geschichte der Roten Armee.) Saratov (1933). 58 + 2 S., m. Skizz. (Ser. obor. lit.)

Blinov, K. Istoričeskij očerk Saratovskoj udarnoj strelkovoj divizii. (Eine historische Skizze der Saratover Schützen-Sturmdivision.) Saratov (1933). 40 S. m. Ill. (Ser. obor. lit.)

Bočagov, A. K. Milli Firka. Nacionaľno-buržuaznaja kontrrevoljucija v Krymu. Očerk. Izd. 2. (Die national-bürgerliche Gegenrevolution in der Krim 1917—1920. 2. A.) (Simferopoľ 1932.) 130 S. (Istpart Krym. obl. kom. VKP(b).)

Bogučarcy. K istorii 40-j Bogučarskoj divizii. V obrabotke M. Borisova. Pod obšč. red. V. N. Alekseeva. (Zur Geschichte der 40. Bogučar-Division. Ein Sammelband, bearbeitet von M. Borisov, herausgegeben von V. N. Alekseev.) Voronež 1933. 231 S. m. Bildn. (Istpartotd. Obkoma VKP(b) CČO.)

Boľševiki voronežskich zavodov v boŕbe za socializm. Zavody im. Dzeržinskogo, Teľmana, Kominterna. (Die Bolschewisten der Voronežer Fabriken im Kampf für den Sozialismus. Ein Sammelband.) (Voronež) 1933. 92 S. m. Ill.

Der bolschewistische Parteitag vor der Machtergreifung. 6. Parteitag — August 1917. Ein Sammelband. Moskau 1933. 102 + 2 S.

Dobržinskij, G. V. Osvoboždenie Kryma. (Die Befreiung der Krim. 1920.) Moskau 1932. 88 S. (Deš. ist.-rev. bibl. Mass. ser. Nr. 28—29 (362—363).)

Erymovskij, K. Klinki i ljudi. Očerki boevogo prošlogo i segodnjašnich dnej Astrachanskogo krasnoznamennogo kavalerijskogo polka. (Klingen und Menschen. Skizzen aus vergangenen Kämpfen

und heutigen Tagen des Astrachaner Kavallerie-Regiments.) Astrachań 1932. (Umschl.: 1933.) 165 + 2 S. m. Ill.

Gajsinskij, M. G. Bor̂ba bol̂ševikov za kresťjanstvo v 1917 g. Vseros. s-ezdy sovetov kresťjanskich deputatov. (Der Kampf der Bolschewisten für die Bauern im Jahre 1917. Die Allrussischen Kongresse der Bauerndeputierten.) Moskau 1933. 295 S.

Intervencija na Severe v dokumentach. Podgotovil k pečati I. Minc. (Die Intervention im Norden in Dokumenten.) Moskau 1933. 94 + 2 S. m. Ill. (RSFSR. Centr. arch.)

Katalog počtovych marok RSFSR i SSSR. 1917—1933. Izd. 4. (Katalog der Briefmarken der RSFSR und der UdSSR. 1917—1933. 4. Aufl.) Moskau 1933. 106 + 3 S. m. Ill., 1 Bl. Ill.

Kljuev, L. L. Bor̂ba za Caricyn (1918—1920 gg.) (Der Kampf um Caricyn 1918—1920.) Moskau 1933. 63 S. m. Ill., 2 Bl. Skizz.

Komitety bednoty. Sbornik materialov. Pod red. Istoričeskoj sekcii Instituta sovetskogo stroiteľstva i prava. T. I. (Die Komitees der Armut. Materialiensammlung. Bd. I.) Moskau-Leningrad 1933. 272 S. (Agr. Inst. i Inst. sov. str. i pr. Kom. akad.)

Kostomarov, G. D. Ot Krasnoj gvardii k Krasnoj armii v Moskve. (Von der Roten Garde zur Roten Armee in Moskau.) (Moskau) 1933. 96 S. m. Ill. (Istpart MK VKP(b).)

Krasnaja armija. 1918—1933. (Die Rote Armee. Ein Album.) (Moskau) 1933. 2 S., 21 Bl. Ill.

Ljubovikov, M. 1917—1920. Chronika revoljucionnych sobytij v Gor̂kovskom krae. Pod red. A. Preobraženskogo. (Eine Chronik der revolutionären Ereignisse von 1917—1920 im Gor̂kij-Gebiet.) Gor̂kij 1932. 341 + 1 S. m. Ill., 3 Bl. Kart. (Istpart Gor̂kovsk. krajkoma VKP(b).)

Lockhart, R. H. B. Mémoires d'un agent britannique en Russie (1912—1918). Paris 1933. 368 S.

Lockhart, R. H. B. Memoirs of a British agent: being an account of the author's early life in many lands and of his official mission to Moscow in 1918. London 1932. 355 S.

Makarov, F. P. Oktjabr̂ i graždanskaja vojna v Udmurtii. (Der Oktober und der Bürgerkrieg in Udmurtien.) Iževsk 1932. 121 + 2 S., m. Ill.

Malleczewen, R. Banditi, carnefici e soldati: Russia 1917—1919. Mailand 1932. 264 S.

Naše roždenie. Sbornik vospominanij, statej, materialov, dokumentov po istorii vozniknovenija junošeskogo dviženija v Moskve. Pod red. A. Acarkina i A. Zvereva. 5 perer. izd. (Unsere Geburt. Erinnerungen, Aufsätze, Dokumente zur Geschichte der Entstehung der Jugendbewegung in Moskau. 5. umgearb. A.) (Moskau) 1933. 212 + 3 S. (Ist. VLKSM.)

(Ostrov, A.) Partpolitrabota v častjach Krasnoj armii vo vremja Sovetsko-Poľskoj kampanii 1920 g. Sbornik materialov i dokumentov. Sostavil A. Ostrov. Pod red. A. Fedorova. (Die parteipolitische Arbeit in der Roten Armee während des Russisch-Polnischen Feldzuges im Jahre 1920. Materialien und Dokumente.) Leningrad 1933. 217 S. (SSSR. Voen.-polit. akad. RKKA im. Tolmačeva.)

Peče, Ja. Ja. V bojach za Oktjabr̂. (Vospominanija ob Oktjabr̂skoj revoljucii v Moskve.) (Im Kampf für den Oktober. Erinnerungen an die Oktoberrevolution in Moskau.) (Moskau) 1933. 85 + 3 S. m. Ill.

Perekop i Čongar. Sbornik statej i materialov. Pod obšč. red. A. V. Golubeva. (Perekop und Čongar. Aufsätze und Materialien.) Moskau 1933. 80 S., m. Ill.

Pinežskij, E. Krasnaja gvardija. (Die Rote Garde. Skizzen zur Geschichte der Petersburger Roten Garde 1917. 2. umgearb. A.) Moskau 1933. 182 + 2 S.

XV let Krasnoj armii. Sbornik. (15 Jahre Rote Armee. Ein Sammelband.) Archangelsk 1933. 150 + 2 S., 10 Bl. Bildn.

Pomeranceva, A. V. Pečať v Moskve v 1917 godu. Otraženie boŕby partij v pečati. (Die Presse in Moskau im Jahre 1917.) Moskau 1932. 141 + 1 S.

(Potylicyn, A. I.) Oktjabŕskaja revoljucija i graždanskaja vojna na Severe. Severo-Dvinskoe i Veľsko-Šenkurskoe napravlenie. Sbornik vospominanij. Sostavil A. I. Potylicyn. Pod red. V. R. Ferina. (Die Oktoberrevolution und der Bürgerkrieg im Norden. Erinnerungen. Ein Sammelband.) Archangeľsk 1933. 94 S. (Istpartotd. Sev. krajk. VKP(b).)

Pravda. Nr. Nr. 1—227. 1917 g. Polnyj tekst pod obšč. red. K. S. Eremeeva, M. S. Oľminskogo, M. A. Saveľeva, M. I. Uľjanovoj. (Der vollständige Text der „Pravda" von 1917. Lief. 7. Das Ersatzblatt „Rabočij puť" Nr. 24—46.) XIII + 2 + 414 + 2 S. m. Ill. (Inst. Marksa-Éng.-Len. pri CK VKP(b).)

Puchov, G. S. Kak vooružalsja Petrograd. (Stroiteľstvo Krasnoj armii v Petrogradskom voennom okruge v 1918—1919 gg. (Wie sich Petrograd bewaffnete. Der Ausbau der Roten Armee im Petrograder Militärbezirk 1918—1919.) Moskau 1933. 120 S.

Putilovec na putjach k Oktjabrju. Iz istorii „Krasnogo putilovca". Pod red. I. I. Gaza. (Der Arbeiter der Putilov-Werke auf dem Wege zum Oktober. Ein Sammelband.) Moskau-Leningrad 1933. 14 + 2 S. m. Ill. (Kom. akad. Leningr. otd. Inst. ist. Sekc. ist. prolet.)

Rabinovič, S. E. Na straže Oktjabrja. 2 ispr. izd. (Auf Wache für den Oktober. 15 Jahre Rote Armee.) Moskau 1933. 72 S., m. Ill.

Ryčkova, G. Lyśva. Očerk po istorii revoljucionnogo dviženija v Lyśvenskom zavode. Pod red. A. Tanjaeva. (Zur Geschichte der revolutionären Bewegung in den Lyśva-Werken.) Sverdlovsk-Moskau 1932. 132 + 2 S., m. Ill.

Šaginjan, M. S. Dnevniki. 1917—1931. (Tagebücher. 1917—1931.) Leningrad (1932). 430 + 2 S., 1 Bl. Bildn.

The Eve of October. The Sixth Congress of the Bolshevik Party. August 1917. With Ill. Moskau 1933. 64 S., 4 Bl. Ill. u. Bildn.

V bojach za diktaturu proletariata. Sbornik vospominanij učastnikov Oktjabrja i graždanskoj vojny v Nižnem Povolž'i. (Im Kampf für die Diktatur des Proletariats. Ein Sammelband. Erinnerungen.) Saratov 1933. 72 S. m. Ill. (Istpart. N.-Volž. krajkoma VKP(b).)

Vize, V. Ju. Istorija issledovanija sovetskoj Arktiki. Barencovo i Karskoe morja. (Die Geschichte der Erforschung der Sovet-Arktik.) Archangeľsk 1932. 212 S. m. Ill., 2 Bl. Bildn. u. Kart.

Vorošilov, K. E. 15 let Krasnoj armii. Doklad na Toržestvennom jubilejnom zasedanii 23 fevr. 1933 g. v Boľšom teatre. (15 Jahre Rote Armee. Bericht in der Jubiläumssitzung am 23. Februar 1933 im Großen Theater.) Leningrad 1933. 34 + 2 S.

(Žerebilo, E.) Istorija zavoda „Krasnyj koteľščik" im. V. Smirnova. (Plan izdanija.) Sostavil Evt. Žerebilo. (Entwurf einer Geschichte der Fabrik „Krasnyj Koteľščik".) Taganrog 1932. 26 S.

9. Ukraine.

Aguf, M. Pečať USSR. 1917—1932. Per. s ukr. E. M. Éskinoj. Perer. i prored. avtorom. (Die Presse der USSR. 1917—1932. Vom Ver-

fasser umgearbeitete und durchgesehene Übersetzung aus dem Ukrainischen.) (Charkiv) 1932. 175 S., 20 Bl. Ill.

Mjakotin, V. Prikrěplenie kresťjanstva lěvoberežnoj Ukrainy v XVII—XVIII vv. — L'introduction du servage de la glèbe en Ukraine orientale aux XVII-e—XVIII-e siècles. Sofia 1932. 172 S. (Godišnik na Sofijskija Univ. Istor.-filol. fak. Kn. XXVIII. 1.)

Perepysni knyhy 1666 roku (Volkszählungsbücher vom Jahre 1666). Ukrain. Akad. d. Wissensch., Archäographische Kommission. Kyjiv 1933. XI + 448 S.

10. Weißrußland.

11. Sibirien.

Bajkalov, K. K. Razgrom bandy Kajgorodova. (Zap. Mongolija.) Vospominanija načaľnika Ékspedicionnogo otrjada. (Die Vernichtung der Bande Kajgorodovs in der Westlichen Mongolei. Erinnerungen des Führers des Expeditionskorps.) Moskau-Irkutsk 1932. 44 S. m. Bildn. u. Kart.

Cypkin, S. Oktjabŕskaja revoljucija i graždanskaja vojna na Daľnem Vostoke. Chronika sobytij 1917—1922 gg. (Die Oktoberrevolution und der Bürgerkrieg im Fernen Osten. Eine Chronik der Ereignisse 1917—1922.) Moskau-Chabarovsk 1933. 305 + 3 S. (Istpartotd. D.-Vost. krajk. VKP(b).)

Heller, O. Die rote Fahne am Pazifik. Zehn Jahre Sowjetmacht im Fernen Osten. Moskau 1933. 56 S.

Lunin, B. Molodež' v osade. Rasskazy o geroičeskich dnjach komsomola Jakutii. (Belagerte Jugend. Aus den heroischen Tagen des Kommunistischen Jugendbundes in Jakutien.) Jakutsk 1932. 80 S.

Volkovoj, F. K. My pomnim... 4—5 apr. 1920 g. (Der 4.—5. April 1920 in Chabarovsk. Erinnerungen.) (Chabarovsk) 1933. 24 S. m. Ill.

Všivkov, P. Bojovi dni Amuru. Z ros. pereklav O. Tereščenko. (Kampftage am Amur.) (Chabarovsk) 1933. 144 S.

12. Kaukasus.

13. Der russische Orient bis 1917 und seit 1917.

Božko, F. Oktjabŕskaja revoljucija v Srednej Azii. (Die Oktoberrevolution in Mittelasien.) Taškent 1932. 47 S. (Sr.-Az. nauč.-issl. inst. ist. rev. pri Sredazbjuro CK VKP(b).)

(Božko, F., i Volin, S.) Vosstanie 1916 goda v Srednej Azii. Sbornik dokumentov. Podgotovili k pečati F. Božko i S. Volin. Pod red. P. G. Galuzo. (Der Aufstand 1916 in Mittelasien. Dokumente.) Taškent 1932. 175 S. (SANIIR i Centrarchiv UzSSR, Krasnyj archiv Sred. Azii. Vyp. 1.)

Materialy po istorii Uzbekskoj, Tadžikskoj i Turkmenskoj SSR. Č. 1. (Materialien zur Geschichte der Uzbekischen, Tadžikischen und Turkmenischen Republiken. 1. Teil: Der Handel mit dem Moskauer Reich und die internationale Lage Mittelasiens im 16.—17. Jahrhundert.) Leningrad 1932. (Umschl.: 1933.) XVIII + 504 + 2 S., 4 Bl. Ill. u. Kart. (Akad. Nauk SSSR. Trudy Ist.-archeogr. inst. i Inst. vostokov. Mat. po ist. narod. SSSR. Vyp. 3.)

Pošerstnik, B. L. Na trech frontach. Vospominanija učastnika graždanskoj vojny v Srednej Azii. (An drei Fronten. Erinne-

rungen eines Teilnehmers am Bürgerkrieg in Mittelasien.) Moskau-Taškent 1932. 55 S. (Sred.-Az. nauč.-issl. inst. ist. rev. pri Sredazbjuro CK VKP(b).)

Timčenko, G. Osnovy archivovedenija. (Primeniteľno k rabote rajarchivov.) (Die Grundlagen der Archivkunde.) Alma-Ata 1932. 36 S. (Centr. archivnoe upr. Kazak. ASSR.)

14. Polen und Litauen bis 1572.

Gorzyński, S. Rzeczpospolita Polska XV i XVI stulecia. (Die Republik Polen im 15. und 16. Jahrhundert.) Warschau 1933. 20 S.

*Kantak, K. Bernardyni Polscy. (Die polnischen Bernhardiner.) Bd. I. 1453—1572. Lemberg 1933. XXIII + 324 S.

Liedtke, A. Walka księcia Jana Opolskiego „Kropidly" z Krzyżakami w obronie majątkowych praw diecezji Włocławskiej. (Der Kampf des Priesters J. Opolski mit den Ordensrittern um die Rechte der Diözese Włocławek.) Thorn 1932. XV + 138 S. (Roczniki Tow. Nauk w Tor. Nr. 38.)

Staich, Wł. Budzenie świętej. Dzieje kultu Królowej Jadwigi. (Die Geschichte des Kultes der Königin Jadwiga.) Krakau 1933. 69 S. m. Ill.

15. Polen bis 1795.

Ziembicki, W. Zdrowie i niezdrowie Jana Sobieskiego. Studjum historyczno-lekarskie. (Gesundheit und Krankheit des Jan Sobieski. Eine historisch-medizinische Studie.) Posen 1931. 115 S.

16. Polen von 1795—1914.

Jełowicki, A. Moje wspomnienia. 1804—1831—1838. Wyd. 5-te z portretem autora i objaśnieniami — Jełowickiego biskupa. (Meine Erinnerungen. 1804—1831—1838. 5. Aufl.) Lemberg 1933. 409 S., 1 Bildn.

Juszkiewicz, H. Rok 1905. Parę kartek z pamiętnika, przyczynek do historji, literatury i dziejów walk o niepodległość Polski. (Das Jahr 1905.) Warschau 1932. 54 S.

Kon, F. Ja. Uvoz desjati smertnikov. Izd. 3. (Die Entführung der zehn zum Tode Verurteilten aus dem Warschauer Gefängnis im Jahre 1906. 3. A.) (Moskau-Leningrad) 1933. 45 + 2 S. m. Ill.

Kryczyński, L. Czarny Michał — Aleksander Sułkiewicz 1867—1916. Wierny żołnierz Marszałka Piłsudskiego. Szkic biograficzny z portretem Sułkiewicza. (Al. Sułkiewicz, der treue Soldat des Marschalls Piłsudski. 1867—1916. Eine biographische Skizze.) Wilno 1932. 15 S., 1 Bildn.

Malinowski, P. W. Akcja bojowa pod Bezdanami 26. IX. 1908. (Die Kampfhandlung bei Bezdany am 26. IX. 1908.) Warschau 1933. 214 S.

Marchlevskaja, B. Julian Baltazar Marchlevskij (Karskij). Osnovnye vechi biografii. (Die Grundetappen der Biographie Ju. B. Marchlevskijs.) (Moskau) 1933. 15 S.

Morton, J. B. Sobieski, Roi de Pologne. Paris 1933. 304 S.

Zienkiewicz, K. Wspomnienia powstańca 1863 r. Do druku przygotował i wstępem opatrzył kap. St. Pomarański. (Die Erinnerungen eines Aufständischen von 1863.) Warschau 1932. XXXI + 340 S.

17. Polen seit 1914.

Bełcikowska, A. Niech żyje Marszałek Józef Piłsudski. Życiorys pieśni, poezje. Melodje opracował Fr. Rybicki z rycin. (Es lebe der Marschall J. Piłsudski.) Warschau 1933. 207 S.

Bratkowski, J. Polen auf dem Wege zur revolutionären Krise. Moskau-Leningrad 1933. 167 S.

Bratkowski, J. Polska faszystowska na drodze ku kryzysowi rewolucyjnemu. (Das faschistische Polen auf dem Wege zur revolutionären Krisis.) Moskau 1932. (Umschl.: 1933.) 219 + 2 S. m. Ill., 1 Bl. Kart.

Hertz, M. Łódż w czasie wielkiej wojny. (Łódż zur Zeit des Weltkrieges.) Łódż 1933. 232 S. (Mater. do dziejów Łódzi i ziem woj. Łódzk. I.)

Hupert, W. Walki o Lwów od l listopada 1918 — do 1 maja 1919 r., z 9 szkicami. (Die Kämpfe um Lemberg 1918—1919.) Warschau 1933. 263 S., 9 Skizz.

Mirski, H. Józef Piłsudski, od bojówki do buławy. (J. Piłsudski, vom Soldaten zum Marschall.) Warschau 1933. 64 S.

Murray, K. M. Wings over Poland. The story of the 7-th (Kosciuszko) Squadron of the Polish Air Service. 1919, 1920, 1921. New York 1932. X + 363 S.

Pilsudski, J. Biboula. Souvenirs d'un révolutionnaire. Paris 1933. 264 S.

Rómmel, J. Moje walki z Budiennym. Dziennik wojenny B. d-cy I. dywiz. kawalerji generała dywizji. (Meine Kämpfe mit Budenyj. Kriegstagebuch.) Lemberg 1932. 219 S.

Składkowski, S. F. Moja służba w brygadzie. Pamiętnik polowy, tom II. (Mein Dienst in der Brigade. Erinnerungen aus dem Felde. II. Bd.) Warschau 1933. 411 S.

Smogorzewski, C. La Poméranie Polonaise. Paris 1932. („Problèmes politiques de la Pologne contemporaine." Nr. 3.) XVI + 463 S., 44 Kart., 40 Abb.

18. Litauen im 19. Jahrhundert und seit 1914.

Baksyté, V. Beitrag zur Geschichte des Kampfes um die Schulsprache in Litauen mit besonderer Berücksichtigung der Zeit der großen Reformen (1856—1864). Inaugural-Dissertation. 1930. 119 S.

Bossin, A. La Lithuanie. Paris 1933. 120 S.

19. Lettland.

*Bosse, H. Der Livländische Bauer am Ausgang der Ordenszeit (bis 1561). Riga 1933. (Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. 24. Band, 4. Heft.)

Chronik der deutsch-reformierten Gemeinde in Riga, herausgegeben vom Presbyterium. Göttingen 1933. 112 S. u. 8 Taf. (14 Abb.).

Handrack, U. Der Handel der Stadt Riga im 18 Jahrhundert. Phil. Diss. Jena 1932. XI + 97 S.

Handrack, H. Die Bevölkerungsentwicklung der deutschen Minderheit in Lettland. Jur. Diss. Jena 1932. VIII + 123 S.

Voennye vosstanija v Baltike v 1905—06 g. g. Podgotovil k pečati A. K. Drezen. S pred. V. I. Nevskogo. (Die Militäraufstände im Baltikum 1905—1906. Herausgegeben von A. K. Drezen mit einem Vorwort von V. I. Nevskij.) Moskau 1933. VIII + 340 + 2 S. (RSFSR. Centr. arch.)

*Wihksninsch, N. Die Aufklärung und die Agrarfrage in Livland. Bd. I. Die ältere Generation der Aufklärung in Livland. Berl. Diss. Riga 1933. 312 S.

20. Estland.

Kliimann, A. 1905. aasta verepulm Eestis. I: Harjumaa I anne. Kose, Hageri, Rapla ja Juuru kihelkondade sündmused. [Die Bluthochzeit des Jahres 1905 in Estland. I: Harrien I. Lieferung: Die Geschehnisse in den Kirchspielen Kosch, Haggers, Rappel und Jöörden.] Weissenstein (Paide) 1932. 64 S.

Kruus, H. Punased aastad. Mälestisi ja dokumente 1905 aasta liikumisest Eestis. I. (Die roten Jahre. Erinnerungen und Dokumente über die Bewegung des Jahres 1905 in Estland. I.) Dorpat 1932. 252 S. [Veröffentlichungen der Gesellschaft des Jahres 1905, II, 1.]

Kultuuri ja teaduse teilt. Mötteid ja uurimusi Tartu ülikooli 300-nda mälestusaasta puhuks. (Von den Wegen der Kultur und Wissenschaft. Gedanken und Forschungen anläßlich des 300jährigen Erinnerungsjahres der Universität Dorpat.) Dorpat 1932. 191 S. (Veröffentlichungen des estnischen studentischen Vereins „Veljesto". II.)

*Liljedahl, R. Svensk förvaltning i Livland 1617—1634. Akademisk Avhandling. Uppsala 1933. XXIII + 557 S.

Lipp, M. Karellite suguvösa. Haridus-ja perekonnaloolised uurimused. Täiendanud ja redigeerinud Aadu Lüüs. (Das Geschlecht Karell. Bildungs- und familiengeschichtliche Untersuchungen. Ergänzt und bearbeitet von Aadu Lüüs.) Dorpat 1932. XVI + 114 S. (Eesti suguvösade uurimused II.) [Untersuchungen estnischer Geschlechter II.]

Vasar, J. Tartu üliõpilaskonna ajalugu seoses eesti üliõpilaskonna ajalooga. (Die Geschichte der Dorpater Studentenschaft im Zusammenhang mit der Geschichte der estnischen Studentenschaft.) Dorpat 1932. 336 S.

Vehm, G. Kolovere loss enne ja nüüd. 700-aastase kestuse puhul. (Das Schloß Lohde einst und jetzt. Anläßlich des 700jährigen Bestehens.) Reval 1932. 160 S., Illustr.

Veľman, V. I. 1905 god v Estonii. Na puti k diktature proletariata. (Das Jahr 1905 in Estland. Auf dem Wege zur Diktatur des Proletariats.) Moskau 1932. 88 S.

Vilberg, G. Metsaolud ja metsatülid Eestis orduajal. (Die forstlichen Verhältnisse und Waldstreitigkeiten in Eesti in der Ordenszeit.) Dorpat 1932. 29 S.

21. Deutscher Osten.

Der Abfall Posens 1918/19 im polnischen Schrifttum. Bericht von Dr. A. Loeszner. Danzig 1933. 45 S. (Ostland-Schriften herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig. 6.)

Die Kultur Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen. Bericht über das Buch von Dr. W. Łęga: „Kultura Pomorza we wczesnem średniowieczu na podstawie wykopalisk." Thorn 1930. Danzig 1933. 112 S. (Ostland-Schriften herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig. 5.)

Górski, K. Pomorze w dobie wojny trzynastoletniej z mapą Pomorza. (Pommern zur Zeit des dreizehnjährigen Krieges.) Posen 1932. 308 S., 1 Karte.

*Maschke, E. Das Erwachen des Nationalbewußtseins im deutsch-slavischen Grenzraum. Leipzig 1933. 61 S.

22. Finnland.

Aaltonen, E. Vanhan Forssan elämää (1846—1899). (Das Leben des alten (Fabrikortes) Forssa.) Bd. I. Forssa 1932. 200 S. (Herausgegeben von dem Südtavastländischen Heimat- und Museumsverein. VIII.)

Alanen, A. Etelä-Pohjalaisen Osakunnan historia 1908—1933. (Geschichte der süd- und österbottnischen Landmannschaft.) Helsingfors 1933.

Danielson-Kalmari, J. R. Piirteitä vapaudenajalta II: Yhteiskunnalisia virtauksia. (Skizzen aus der Freiheitszeit. II: Soziale Strömungen im 18. und 19. Jahrhundert in Finnland.) Borgå (Porvoo) 1932. 789 S.

Fabritius, J. C. Mitt vittnesmål. Minnen från ostfronten 1914—1917. (Mein Zeugnis. Erinnerungen von der Ostfront 1914—1917.) Helsingfors 1932. 311 S.

Furuhjelm, A. Människor och öden. (Menschen und Schicksale.) Helsingfors 1932. 357 S. u. Abb.

Haapanen, T. Verzeichnis der mittelalterlichen Handschriftenfragmente in der Universitätsbibliothek zu Helsingfors. Bd. III. Breviaria. Helsingfors 1932. (Helsingfors univ. bibl. skrifter XVI.)

Isänmaan historia suomalaisten tiedemiesten esittämänä. Toimittanut Historian Ystävain Liitto. (Vaterländische Geschichte dargestellt von finnischen Wissenschaftlern. Bd. I—III. Herausgegeben vom Verein der Geschichtsfreunde.) Helsingfors 1932. 196 + 275 + 255 S.

Jutikkala, E. Läntisen Suomen kartanolaitos Ruotsin vallan viimeisenä aikana. (Die westfinnische Gutshofseinrichtung in der letzten Zeit der schwedischen Herrschaft.) Bd. I: 418 + 29 S.; Bd. II: 247 + 16 S. Helsingfors 1932. (Hist. tutkim. XV 1, 2.) (Hist. Forschungen. XV 1, 2. Herausgeg. v. d. Finn. Hist. Ges.)

Karjalan kirja. Toimittanut Iivo Härkönen. Avustava toimituskunta: U. Karttunen, Joh. Kujola, I. Manninen. (Karelien. Herausgegeben von I. Härkönen und U. Karttunen, J. Kujola, I. Manninen.) Borgå (Porvoo) 1932. XV + 1088 S.

Lähteenoja, A. Rauma 1600—1721. Rauma kaupungin historia II. (Geschichte der Stadt Rauma.) Rauma 1932. Reich illustr., XV + 408 S. u. Karten u. Stammtafeln.

Ohrt, F. Gamle Tiders Finland, Skildringer fra Finlands Historie indtill 1809. (Finnland in alten Zeiten. Schilderungen der finnländischen Geschichte bis 1809.) Kopenhagen 1932. 213 S., illustr.

J. V. Snellmanin kootut teokset. 12 osaa. (J. V. Snellmans gesammelte Werke. 12 Teile. Ins Finnische übertragen von J. E. Salomaa, Heikki Lehmusto, Yrjö Kivimies, Erik Ahlman, J. Hollo, Yrjö Ora, Juho Tervonen und Lauri Viljanen. Borgå (Porvoo) 1928—1932. Teil I: 556 S.; II: 319 S.; III: 856 S.; IV: 567 S.; V: 602 S.; VI: 662 S.; VII: 582 S., VIII: 540 S.; IX: 444 S.; X: 520 S.; XI: 526 S.; XII: 390 S.

Sundquist, S. Finlands folkmäng och bebyggelse i början av 1600-talet. Meddelanden från Generalstabens Krigshistoriska avdelning II. (Finnlands Volkszahl und Besiedlung im Anfang des 17. Jahrhunderts.) Stockholm 1931. 82 S. u. Karten.

Voionmaa, V. Tampereen kaupungin historia. Tampereen kaupungin historia Ruotsin aikana. (Geschichte der Stadt Tammer-

fors. Teil I: Geschichte der Stadt Tammerfors zur schwedischen Zeit.) 398 S. II. Teil: Tampereen historia Venäjän vallan ensipuoliskon aikana. (Geschichte von Tammerfors in der ersten Zeit der russischen Herrschaft.) 579 S. III. Teil: Tampereen historia itämaisesta sodasta suurlakon aikohin. (Geschichte von Tammerfors vom Nordischen Kriege bis zur Zeit des Generalstreiks.) 861 S. 2. durchgesehene u. ergänzte Auflage. Tammerfors 1929—1932.

Wuorinen, J. H. Nationalism in Modern Finland. New York 1931. 302 S.

23. Südosteuropa und Balkanstaaten.

Darkó, E. Byzantinisch-ungarische Beziehungen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Weimar 1933. 56 S., 2 Tafeln.

Gellert, J. Die politisch-geographische Entwicklung und Struktur Bulgariens. Mit 6 Karten. Berlin 1933. 45 S. (Zeitschrift für Geopolitik. Beiheft 10.)

Jorga, N. Comment la Roumanie s'est détachée de la Triplice. Paris 1932. 78 S.

VI. Wissenschaftliche Chronik.

a) Organisation und Stand der Forschung.

Zur Geschichte des Protestantismus in Rußland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Ein Hinweis auf die neuesten Arbeiten von Th. Wotschke. Für die Geschichte der geistigen und religiösen Beziehungen, die zwischen den Deutschen in Rußland und ihrer alten Heimat bestanden, sind wir nicht allzu reich mit Quellen versehen. Sieht man von Fechners Chronik, den Reiseberichten und dem Quellenbuch Dimitrij Cvetaevs ab, dessen 2. Band dazu noch unterblieben und nur zu einem Teil in H. Daltons Miscellanea nachgeholt ist, so liegt sogar erstaunlich wenig an tatsächlichem Material vor. Freilich ist manches Bekannte in den letzten zwei Jahrhunderten wieder in Vergessenheit geraten. Schlägt man eine der Leipziger Zeitschriften Acta eruditorum oder Unschuldige Nachrichten aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf, so ist man überrascht, wieviel von Rußland die Rede ist und wieviel Quellenmaterial auch mitgeteilt wird. Die Geschichte des Deutschtums in Rußland ist nun einmal ein vernachlässigtes Gebiet. Mit den vorhandenen Mitteln läßt sich ein vollständiges Bild von seinem geschichtlichen Dasein nicht zeichnen. Wichtiger fast als jede ergänzende Nachricht und Angabe äußerer Art sind solche, die uns erkennen lassen, in welchem Maße die Deutschen draußen am inneren Leben ihres Vaterlandes teilnehmen, wie neue geistige und religiöse Bewegungen von ihnen aufgenommen werden und welche Gestalt sie bei ihnen gewinnen.

Theodor Wotschke, der bekannte Forscher auf dem Gebiete der polnischen Kirchengeschichte, hat seit langem in unermüdlichem Eifer die Archive Mitteldeutschlands durchforscht und wichtiges neues Material vor allem zur Geschichte des Pietismus in Rußland erschlossen. Seit 1925 ist fast kein Jahr vergangen, ohne daß eine neue Studie von ihm erschien (die Arbeiten bis 1927 sind in der Bibliographie Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen 1928, H. 12, S. 163 ff. aufgeführt), die uns das mannigfaltige und wechselvolle Leben der deutschen Ge-

meinden, Pfarrer und bedeutender Gemeindeglieder anschaulich vor Augen führte. Seine Quellen sind ausschließlich Briefe, die zum größten Teil an August Hermann Francke in Halle von seinen nach Rußland entsandten Schülern gerichtet sind. Bevor noch Leibniz sich an Francke wandte und ihn für seine universalen Missionspläne zu gewinnen suchte, hatte dieser schon 1694 den ersten seiner Schüler nach Moskau abgeordnet, dem zahlreiche andere folgen sollten. Wotschkes Studie „Der Pietismus in Moskau" (Deutsche wiss. Ztschr. f. Polen 1930, H. 18, S. 53—95) zeigt nun, auf welche Schwierigkeiten die ersten Schüler Halles dort stießen und wie langsam sie die Gemeinden dort für ihre Art gewinnen konnten. Das Schulwesen geht anfangs sogar zurück, in den Gemeinden kommt es zu Spannungen. Während die alte Gemeinde in Moskau unter Hamburgers Einfluß bleibt, stellt sich die neue Gemeinde auf die zeitgemäße Bewegung um, die für ein halbes Jahrhundert hier herrschend wird. Eine Fortsetzung findet diese Arbeit in dem nächsten Aufsatz „Der Pietismus in Petersburg" (ib., H. 19, 1931, S. 107—123), der uns in die Entstehungsgeschichte der Petersburger evangelischen Gemeinden führt und ihre Entwicklung unter dem starken Einfluß des Admirals Cruys deutlich macht. Die in diesem Zusammenhang mitgeteilten Briefe des Petersburger Pastors Nazzius gehören zu den aufschlußreichsten und interessantesten Dokumenten dieser Zeit und geben einen vorzüglichen Einblick in alle das damalige kirchliche Leben bewegenden Fragen.

Abgesehen vom eigentlichen Gemeindeleben erfahren wir aus dem neu erschlossenen Briefmaterial, wie der Hallische Missionsgedanke in Rußland gepflegt wird, wie Halle mit Unterstützung des Professors S. Beyer in Petersburg und des Grafen Münnich sich um den Druck einer russischen Bibel bemüht und auf welchem Wege es eine russische Übersetzung von Joh. Arndts Wahrem Christentum in Rußland verbreitet. Auch das deutsche Schulwesen in Rußland ist für Halle Gegenstand ständiger Sorge. In Halle vorgebildete Lehrer und Kantoren nehmen dort die Arbeit auf, wobei es freilich nicht ohne Streitigkeiten abgeht (vgl. „Schulkämpfe in Petersburg", Jahrbuch für Kultur und Gesch. der Slaven, N. F. I, 2, S. 179—188).

Die Verantwortung für die deutschen Gemeinden des Ostens, die Francke auf sich genommen hatte, erschöpft sich aber nicht mit der Bestellung von Pfarrern und Lehrern. Kein Ruf, der nach Halle drang, blieb ungehört. Auch in sozialer, in charitativer Hinsicht hat hier Francke als erster geholfen. Er war es, der sich der Deutschen unter den schwedischen Gefangenen annahm und ihnen aus Halle Bücher, Medikamente und auch Geld schicken ließ. Bitt- und Dankbriefe aus der sibirischen Gefangenschaft sind schon von den Zeitgenossen veröffentlicht worden. Das neue Material gibt Einblick in ihre Selbsthilfe, die Schule des Kapitäns v. Wreech u. a. Weiter gibt Wotschke beachtliche Mitteilungen „Aus den Briefen eines sibirischen Pastors" (Deutsche Blätter in Polen, 1928, S. 174—186; 218—225).

Wir sehen aus alledem, daß sich nicht nur die Hauptstädte der Fürsorge Halles zu erfreuen hatten. Die pietistischen Boten zogen bis zum Kaukasus und weit über den Ural. Gewissermaßen eine Zusammenfassung dessen, was Halle für das Auslandsdeutschtum jener Zeit getan hat und worin es Vorkämpfer gewesen ist, gibt der letzte Aufsatz „Das pietistische Halle und die Auslandsdeutschen" (Neue kirchliche Zeitschrift, 1932, H. 7—8).

Auch über den Rahmen dessen hinaus, was hier erwähnt werden konnte, geben die hier vorgelegten Briefe wertvolles zeitgeschichtliches Material und sollen in dieser Hinsicht auch ihre Auswertung erfahren.

R. St.